

Heilige Bastarde – Windes des Zorns

Alexander Naumann

Heilige Bastarde

Windes des Zorns

Alexander Naumann

Über Den Autor

Alexander Naumann, Jahrgang 1989, wuchs in Magdeburg auf und studierte Indologie und vorislamische Archäologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Anschließend blieb er in Halle (Saale) verwachsen. Seit seiner Jugend beschäftigen ihn Fantasy, aber auch Geschichte und verschiedenste Mythen und Sagen aus aller Welt. Weiterhin verdient er sein Auskommen mit dem Schreiben von Texten über Kryptowährungen.

Mehr zum Autor und seinen Werken finden Sie auf
<https://www.götterdunkel.de/>

ISBN: 9798775557416

Alexander Naumann
Kattowitzer Straße 5
06128 Halle (Saale)

Druck:
Amazon Media EU S.à.r.l.

Coverbild: M.Y. Cover Design

Copyright © 2023 – Alexander Naumann

Kapitel 1, Piasus

Wie gut es sich anfühlte, wieder in der Heimat zu sein. Hier konnte Piasus das nachholen, was er in der Wildnis von Merowa und in dem unterirdischen Reich der Zwerge vermisst hatte: eine ordentliche Rasur. Er dachte darüber nach, wann er sich das letzte Mal von einem Barbier hatte rasieren lassen. Das musste gewesen sein, nachdem er seine Tarnung als falscher Philosoph abgelegt hatte und nach Akleion zurückkehrte war. Natürlich stellte sich jeder einen ehrwürdigen Philosophen mit dichtem Bart vor. So etwas konnte sich Piasus durchaus wachsen lassen, doch mochte er seine Gesichtszüge, hielt sein Kinn sogar für edel geschnitten und dazu fähig, über seine einfache Abstammung hinwegzutäuschen. Anschließend hatte er sich zum Volk der Merowa begeben, wollte dort untertauchen und so gut wie keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das bedeutete: ungebändigter Haarwuchs. So hatte er sich dieses Volk vorgestellt.

Nun war er wieder in Akleion, seiner Heimat. Hier musste er niemandem etwas vormachen. Piasus stolzierte gutgelaunt und pfeifend durch die Straßen, frisch gewaschen und mit neuen Gewändern am Leibe. Die zogen mit den golden funkelnden Broschen, welche kostbare Stoffe zusammenhielten, einige Aufmerksamkeit auf sich, denn Piasus hatte bei den Ausgaben keine Kosten gescheut. Brauchte er auch nicht, sein Herr hatte schließlich sein Wort gehalten und ihn für den erfolgreichen Abschluss seiner Mission üppig bezahlt.

»Piasus, mein Guter!«, rief ein fassbäuchiger Mann mit roten Wangen. »Was treibt dich an diesem Abend durch die Stadt und wie siehst du überhaupt aus?« Er winkte ihm herzlich zu.

»Zu Daedlus, dem Ersten, treibt es mich und was gibt es an mir auszusetzen?« Piasus lachte. »Lass mich dir sagen: Nie wieder müssen meine Hände den Leib eines anderen Menschen durchkneten, es sei denn, ich will es und es handelt sich um einen wohlgeformten Körper, den ich gerne abtaste. Meine Zeiten als Masseur sind vorbei, ich habe ausgesorgt! Nichts für ungut, mein Freund und guter Kunde, ich kann dir aber einen anderen fähigen Fachmann empfehlen.« Er stemmte die Hände in den Rücken und streckte den Bauch vor. »Der

verstehst dein Handwerk, ich konnte mich selbst davon überzeugen!«

Es hatte sich tatsächlich gut angefühlt, selber mal verwöhnt und behandelt zu werden. Piasus winkte dem guten Freund und ehemaligen Kunden hinterher, als er sich weiter auf den Weg zum Anwesen von Daedlus machte. Dabei dachte er darüber nach, was die Zukunft für ihn bringen würde. Daedlus hatte nicht geegizt; Piasus würde, wenn er es sich richtig anstellte, nicht mehr arbeiten müssen. Er könnte zurück in die Heimat reisen, weg von den Kolonien und sich in einer Stadt ein gutes Haus kaufen. Oder auf das Land? Mit einem Feld und etwas Vieh könnte er autark leben, doch das würde auch Arbeit bedeuten ...

Oder sollte er sich gar in die Politik begeben? Piasus lächelte. Auch das würde mit Mühen und gar Gefahren verbunden sein, aber auch neue Chancen eröffnen. Sicherlich, viele der Alteingesessenen im Rat würden ihn als Emporkömmling erachten, doch konnten sie eine ähnliche Leistung vorbringen wie er? Schließlich kannte Piasus sich nun mit den Merowa bestens aus, war mit wichtigen Persönlichkeiten dieses Volkes befreundet und verstand sich sogar mit den Zwergen gut.

Piasus hatte das Anwesen von Daedlus erreicht. Ein Diener erkannte und begrüßte ihn. Solche Überlegungen mussten erst einmal warten und waren wahrscheinlich sowieso verfrüht. Zuerst stand das Fest bevor.

Der Diener führte ihn in die große Versammlungshalle des Anwesens. Eigentlich war das vollkommen unnötig, denn Piasus kannte sich hier gut aus. Er genoss es allerdings, wie ein hoher Herr behandelt zu werden. Schließlich betraten sie den Ort des heutigen Festes: Zwischen den vielen mit Voluten verzierten Säulen reihten sich die mit Kissen bestückten Klinen, auf denen die meisten Gäste bereits Platz genommen hatten. Den Wandmalereien hinter ihnen schenkten sie wenig Beachtung, dabei gab es hier einiges zu bestaunen; Daedlus hatte Künstler aus der Heimat bringen lassen, um Heroen heroische Taten vollbringend darstellen zu lassen. Andere Bilder stellten Persönlichkeiten seiner Familiengeschichte dar.

Bevor er den Raum betrat, wartete er darauf, dass alle Anwesenden die Köpfe zu ihm wandten. Schließlich war er einer der besonderen Gäste dieses Abends, an dem sie nicht nur den Sieg über

die Feindstadt Tyon und dessen ehemaligen Tyrannen Paraxus feierten.

Stieg ihm das Ganze über den Kopf? Vielleicht etwas.

»Meine Herren«, hob Daedlus an, »der Mann, ohne den dieses Unterfangen nicht möglich gewesen wäre. Mein treuer Freund Piasus!«

Die Gäste klatschten von ihren Klinen aus. Einige Bravo-Rufe hier und da, bis sie die Weinkrüge in die Hand nahmen oder sich wieder ihren ursprünglichen Gesprächspartnern zugewandt hatten.

Indessen war Daedlus aufgesprungen und hatte sich neben Piasus gestellt. »Wirst du uns heute mit einigen Geschichten aus dem Norden ergötzen?«

»Aber gerne!«, antwortete Piasus heiter. »Zunächst lasst mich meine Kehle mit gutem Wein befeuchten und lasst mich etwas essen. Und seid gewarnt! Ich habe viel zu berichten, nicht nur von den Wäldern und Höfen der Merowa, sondern auch von der Unterwelt der Zwerge.«

»Nun plauder nicht all unsere Geheimnisse aus!«, krächzte eine Stimme. Eine andere, tiefere reagierte mit einem lauten Lachen.

Die beiden Zwerge hatten sich schnell angefreundet. Tiuz und Barutz saßen beieinander, neben sich gleich mehrere Weinkrüge. Wahrscheinlich waren die meisten bereits geleert.

»Natürlich können meine beiden zwergischen Freunde meine Ausführungen gerne mit ihren Kenntnissen über die Unterwelt ergänzen.« Er ließ sich nicht von der Unterbrechung kränken. Stattdessen versuchte er wieder alle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: »Ihr könnt mir auch bei der Erzählung helfen, wie ich es geschafft habe, den Nekromanten hinters Licht zu führen, bis der rettende Held Simund auftauchte und wir ihn gemeinsam zur Strecke brachten!«

Ein Raunen ging durch die Versammlungshalle. Die Erwähnung des Nekromanten hatte ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt.

»Gerne doch«, sagte Daedlus und klopfte ihm auf die Schulter. »Wir sind alle begierig darauf zu hören, welche Abenteuer dir in den Nordlanden widerfahren sind.«

»Oh, ich kann Euch versichern, ich habe mehr als genug Geschichten für einen Abend. Ich werde sie gerne alle erzählen.«

Daedlus wies auf eine der freien Liegemöglichkeiten. Piasus entdeckte Rodried, der mit seiner merowschen Kleidung und seiner unbequemen Sitzhaltung so gar nicht in dieses Ensemble passen wollte. Er trug noch immer die Hosen und das braune Oberhemd seines Volkes, obwohl Piasus sicher war, dass ihm Daedlus heimische Gewänder spendieren wollte. Schließlich waren Rodried, Simund, Melinde und Hedda Gäste bei Daedlus.

Nichtsdestoweniger legte sich Piasus entspannt neben den jungen Mann, nahm sich einen Krug Wein und schließlich einen kräftigen Schluck.

»Wie ich sehe«, begann Piasus, nachdem er sich den Wein vom Mund gewischt hatte, »hast du dich noch nicht richtig akklimatisiert. Passt dir etwas an der Kleidung meines Volkes nicht?«

Rodried verzog das Gesicht und neigte den Oberkörper zu ihm. »Ich will ja kein schlechter Gast sein, aber ... wieso habt ihr nur so eine Abneigung gegen Hosen? Ihr tragt immer nur diese Gewänder und Röcke.«

»Weil es in unserer Heimat wesentlich wärmer ist, schätze ich. Auch hier in den Kolonien wird es meistens nicht so kalt, dass unsere Gewänder nicht ausreichen. Doch lassen wir das. Lege dich wenigstens richtig hin und gebe dir den Anschein, dich richtig entspannen zu wollen. Da ist ein Kissen, worauf du dein Haupt bettest und wenn du dir die Kline anschaust, wirst du bestimmt auch den Ort entdecken, wo dieses Kissen hingehört.«

Rodried seufzte und nahm das Kissen zur Hand. Er platzierte es auf der Erhöhung an der Kopfseite der Liege. Noch bevor er sich richtig hinlegte, schaute er fragend zu Piasus.

»Ja, so ist richtig. Nun entspann dich und genieße den Abend.«

Rodried tat sein Bestes, doch irgendwie konnte er es sich auf der Liege und dem Kissen nicht gemütlich machen. Mehrmals wechselte er die Position seines Kopfes und suchte nach der richtigen Art, sich mit Ellenbogen und der Hand abzustützen.

»Ihr macht es euch ganz schön kompliziert, das mit der Gemütlichkeit«, beschwerte er sich.

»Wir sind ein Kulturvolk. Selbst unsere Besäufnisse sind hochentwickelt und niveauvoll. Jedes Wort ist so gewählt wie die Bausteine eines Gedichtes, jede Rede wohlformuliert und ein

denkwürdiges Zeugnis unseres scharfen Verstandes. Na ja, spätestens bis Mitternacht. Warte nur ab, mit genügend Wein befinden sich unsere beiden Völker auf demselben Niveau.«

Piasus nahm einen weiteren Schluck, während sich Rodried weiterhin unschlüssig umschaute und dabei beständig die Liegehaltung wechselte. Der Junge gab sich Mühe, das konnte er ihm nicht verübeln.

»Wo ist eigentlich Simund?«, fragte Piasus, als ihm auffiel, dass ein anderer Held des Abends fehlte.

»Daedlus hatte ihn fortgeführt. Es steht mir nicht an, nachzufragen.«

»Keine Vorwürfe. Dann werden wir uns eben ohne ihn amüsieren müssen.«

Auch wenn Piasus nicht glaubte, dass Daedlus etwas Unredliches im Schilde fühlte, kam er doch nicht umhin, einen verstohlenen Blick auf seinen (ehemaligen?) Herren zu werfen. Daedlus war mit anderen Edlen im Gespräch vertieft. Bis heute hatte er Piasus nicht erklärt, was mit diesem ›Blut der Götter‹, welches ›fließen‹ sollte, wie es das Orakel geweissagt hatte, gemeint war. Doch war Daedlus genauso erfreut darüber, Simund bei sich willkommen zu heißen, wie die Feindstadt Tyon zu besiegen und Paraxus ins Exil zu schicken. Und nun war Simund verschwunden ...

Nah, heute keine dunklen Gedanken.

»Hedda ist bei den Frauen, nehme ich an?«

»Wo auch Melinde ist«, antwortete Rodried. »Wieso trennt ihr die Geschlechter bei den Feiern? Mögt ihr keine Frauen?«

»Nein, nein, gewiss nicht. Doch manchmal ist es gut, nur Männer um sich zu haben. Eigentlich habe ich keine Ahnung, woher diese Tradition kommt. Ach, das ist ein langweiliges Thema, ich möchte nicht darüber schwadronieren. Unterhalte du mich lieber, mein guter Rodried. Ich muss noch mehr als genug reden und will mir nicht schon jetzt den Mund trocken schwafeln.«

»Ich bin auch kein Redner, das weißt du.«

Da wandte sich einer der Herren an Rodried und stellte ihm eine Frage, die Hirsche der Merowa betreffend. Der Herr fragte mit ehrlichem Interesse, gleichzeitig tat er Rodried damit einen großen Gefallen: Das war ein Thema, mit dem er sich auskannte und das ihn

auch begeisterte. Das Gespräch zog weitere Interessenten hinzu. Piasus konnte sich damit auf seinen Wein konzentrieren. Und das war alles, was er im Moment verlangte.

»... schließlich trat ich hervor, umringt von einer Unzahl an Skeletten und wandte mich direkt an den Nekromanten.«

Piasus setzte eine kleine Pause ein, ließ die Spannung ansteigen. »Die Untoten hatten ihr schauriges Treiben auf Geheiß des Nekromanten eingestellt und sahen mit ihren leeren Augenhöhlen auf mich. Ich nahm allen Mut und alle Schauspielkunst zusammen, ignorierte sie und stellte mich als Thodius vor, den großen Philosophen!«

Ein paar kurze Lacher.

»Und als dieser Philosoph forderte ich den Nekromanten zu einem intellektuellen Wettstreit heraus. Ich bin kein Philosoph, doch habe ich ihnen oft genug zuhören müssen und anderen, die ihre Lehren weitergegeben haben. Das war ausreichend für meinen Trick. Ich verlangte von dem Nekromanten, dass er mich mit Argumenten davon überzeugen sollte, den Genüssen der Welt und des Fleisches den Rücken zu kehren und mich der Shaura hinzugeben. Ich appellierte an seinen Verstand, wo Kraft und Gewalt uns nicht mehr weiterhalfen. Und, ihr werdet es kaum glauben, wir setzten uns hin und diskutierten ausgiebig!«

Noch mehr Gelächter, sogar Beifallsbekundungen.

»Erlaubt mir die Frage«, unterbrach ihn einer der Gäste. »War er ein intelligenter Diskutant?«

»Oh ja! Er hätte mich nicht wirklich davon überzeugen können, mich seinem Nekromanten-Kult anzuschließen. Doch er hatte gewiss ein paar gute Argumente parat und er hatte sich Mühe gegeben, meine Standpunkte zu verstehen und direkt mit seinen Ausführungen zu attackieren. Er war kein Fanatiker, der blind war für die Denkweise anderer, oh nein.«

Anschließend erläuterte Piasus einige der Punkte der Diskussion, so gut er sich erinnern konnte, und achtete dabei darauf, nicht zu sehr auszus schmücken. Jedenfalls kamen vonseiten Rodrieds keine Einwände. Der hatte sich im Laufe des Abends geöffnet, einerseits weil er sich zumeist über die Eigenheiten seiner Heimat unterhielt,

andererseits durfte der Wein auch eine Rolle gespielt haben.

Piasus fuhr fort und vergaß auch nicht Simunds plötzliches Auftauchen sowie die Niederknüppelung des Nekromanten. Damit war diese Geschichte für heute beendet und Piasus begab sich wieder auf seinen Platz.

»Wo ist dieser Simund eigentlich?«, fragte einer der Gäste. »Müsste er sich nicht ebenfalls in Eurem Anwesen befinden, Herr Daedlus?«

»Ich kann ihn holen gehen«, antwortete Daedlus und stand schon auf.

Da sprang auch Piasus hoch, nachdem er sich gerade hingelegt hatte. »Wenn ich Euch begleiten dürfte.«

Daedlus runzelte die Stirn, widersprach aber nicht. Gemeinsam gingen sie durch das Anwesen.

»Jetzt muss ich es doch wissen«, begann Piasus. »Was hast du mit unserem guten Simund vor? Er befindet sich also doch hier. Gehen wir zum Garten?«

»Ja, zum Garten. Der sollte ein paar ungestörte Momente verbringen dürfen.«

»Aber nicht zu viel«, sprach plötzlich eine weibliche Stimme. Es war Hernesta, Daedlus Gattin. Sie hielt ihren Finger an den Mund und deutete nach draußen. Es war bereits dunkel geworden, sodass Piasus seine Augen erst an das fehlende Licht gewöhnen musste. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis er bemerkte, welche Personen sich da auf Bänken gegenüber saßen. Auf der einen Seite waren da die drei Töchter von Daedlus, auf der anderen Seite Simund.

»Das sieht mir eher so aus«, flüsterte Piasus, »als wolltet ihr den jungen Merowa mit deinen Töchtern verkuppeln.«

»Piasus, du bist doch sonst so gewieft«, sagte Daedlus. »Erinnerst du dich noch an den Orakelspruch? Es gibt mehr als eine Art und Weise, wie ›Blut fließen‹ kann. Nicht nur, indem du eine Wunde schlägst und das Blut heraustropfst. Es fließt auch durch unsere Adern ...«

»Das Blut der Götter ...«, wiederholte Piasus. Wie vom Blitz getroffen fiel es ihm ein, sodass er beinahe laut aufgeschrien hätte. »Ihr wollt ihn mit einer eurer Töchter vermählen, damit das Blut eines Halbgottes durch die Adern eurer Familie fließt!«

Kapitel 2, Simund

Er wusste nicht so recht, wie er mit dieser Situation umgehen sollte. Simund hatte weder Anweisungen bekommen, noch erfahren, worum es hierbei ging. Simund war kein Dummkopf und das Offensichtliche kam ihm sogleich in den Sinn: Daedlus strebte eheliche Verbindungen zwischen seinem Haus und Simunds Familie an. Doch diese gekünstelte Situation irritierte ihn. Auch bei den Merowa war es üblich, dass sich die beiden Familien zusammensetzten und gemeinsam die Vermählung planten. Doch das Paar hatte auch davor schon Gelegenheiten, sich zu treffen, sei es auch nur im Wald ...

Oder lief das nur bei den hohen Herren der Mykerios so ab? Verfuhr das einfache Volk wesentlich zwangloser?

»... Ob der Wald dir gehört?«, fragte die Tochter, welche in der Mitte saß, und riss Simund damit aus seinen Überlegungen.

»Wie bitte?«

»Du hattest gesagt, dass du im Wald lebst. Gehört der Wald dir?«

»Nein, im Grunde ist es nur ein Lehen. Mein Fürst hat mir ein Stück Wald überlassen. Ich darf darin jagen und ihn sonst nutzen, wie es mir beliebt. Dafür muss ich auf dieses Stück Land aufpassen und ihm jede Art von Gefahr mitteilen.«

Das Gespräch kam eher stockend voran. Simund antwortete brav und wahrheitsgemäß. Zu Beginn drehten sich die meisten Fragen um seine Reise durch die Unterwelt, das Reich der Zwerge und schließlich den Zweikampf gegen Paraxus. Dafür erntete er Anerkennung, die in seinem selbstzweifelnden Kopf hohl klang. Nachdem alles gesagt worden war, wusste Simund selber nicht, was er fragen sollte. Zu stören schien es die Mädchen nicht, sie verbrachten genauso viel Zeit damit, untereinander zu tuscheln, wie das Wort an ihn zu richten.

Die ganz rechts saß, hieß Minarva und war die jüngste. Simund schätzte sie auf zwölf oder dreizehn Jahre. Sie kicherte oft, hatte ein lachendes, strahlendes Gesicht und war von allen die Lebhafteste. Simund glaubte zu sehen, dass sie schnell errötete, wenn er seinen Blick länger auf ihr weilen ließ. In der Mitte saß Padeia. Simund

schätzte sie auch vom Alter her als die Mittlere ein. Sie tuschelte am meisten mit ihrer jüngeren Schwester, doch statt kindlicher Unbekümmertheit war ihr etwas Verstohlenes zu eigen. Bei ihren Bemerkungen und ihren Blicken mit zusammengekniffenen Augen konnte Simund nie ganz sagen, ob sie ihn auch etwas verspottete. Sie sprach die meiste Zeit mit ihm. Versuchte sie nur ihr Interesse hinter einem Schleier aus Ironie zu verbergen?

Ganz links saß Kadeira. Sie war die älteste von den dreien und auch die ruhigste. Wenn Simund und ihre Blicke sich trafen, war er es, der sich bald abwenden musste. Kadeira besaß eine Würde und einen Ernst, welcher einer Frau von hohem Stand gebührte. Möglicherweise war sie sogar älter als Simund. Auch ihre Züge waren edler, ausgereifter und ihre Augen wirkten träumend und gleichzeitig wissend, als könnte sie ihn mit magischem Blick durchdringen. Worte waren bei ihr wahrscheinlich zwecklos, sie wusste es bereits.

Er fragte sie über das Leben in Akleion, auch weil er sich dazu verpflichtet fühlte, sie zu Wort kommen zu lassen, über ihre täglichen Tätigkeiten und über ihren Vater aus. Die Antworten kamen zumeist von Padeia. Gelegentlichen Einwüfen von Kadeira maß er besonderes Gewicht zu, wobei ihre dunkle Stimme den Effekt noch verstärkte.

Simund sah bald ein, dass auch diese Mädchen nicht viel zu erzählen hatten oder nicht wollten, ohne zu persönlich zu werden. Was gewiss ihr gutes Recht war. Nur eine Frage blieb die ganze Zeit über ungestellt: Was es mit seiner göttlichen Abstammung auf sich hatte. Wäre nicht gerade das von Interesse? Sich damit brüsten wollte er nicht, doch ist eine solche Abstammung schon außergewöhnlich und es wäre daher nur natürlich, wenn sie zur Sprache käme.

Er lenkte das Gespräch nicht auf seinen göttlichen Vater (abgesehen von seiner Flucht aus der Unterwelt). Was blieb, waren viele lange Minuten des Schweigens, unterbrochen von dem Getuschel der Schwestern. Hin und wieder drang das Lachen der Gäste zu ihm oder das Geräusch klirrender Krüge. Es hätte ihm nichts ausgemacht, an dieser Veranstaltung teilzunehmen.

Die Erlösung kam in Form von Hernesta, Daedlus' Gattin und Mutter der drei Mädchen.

»Kommt, meine Töchter, Hedda und Melinde warten auf etwas

Gesellschaft.«

Simund sprang auf. »Ich würde auch gerne mit Melinde sprechen.«

Hernesta forderte die drei auf, sich zu erheben und lächelte Simund an. »Begib dich bitte zu unseren Gästen. Die heutige Feier gebührt auch dir und sie warten nur darauf, auch deine Version der Geschichte zu hören.«

Daedlus trat in den Garten, während sich Hernesta und die Töchter entfernten. Alle drei warfen ihm noch einmal einen letzten Blick nach, jede auf ihre eigene Weise.

Daedlus packte ihn am Arm und zog ihn sanft mit sich. »Du musst Durst haben und auch etwas essen wollen. Komm mit, es gibt genügend Wein und Speisen auf der Feier.«

»Habe ich etwas Falsches gemacht?«, fragte Simund, noch immer recht verwirrt.

Daedlus lachte kurz auf und führte ihn ins Haus, wo auch Piasus auf ihn wartete. »Nein, gewiss nicht. Mache dir darüber keine Gedanken und genieße den Abend.«

»Es scheint«, begann Piasus, »mein guter Simund, du bist ganz in den Ränken und Plänen des Ersten verstrickt. Und als jemand, der an vielen dieser Intrigen beteiligt war, kann ich dir sagen, dass du nur schwer dort wieder herauskommst.«

»Mach ihm nicht unnötig Sorgen«, sagte Daedlus. »Ich werde ihn zu nichts zwingen. Oder hat dir die Bekanntschaft mit meinen Töchtern missfallen?«

»Nein, nein«, antwortete Simund etwas zu schnell. »Es geschehen nur zu viele Dinge auf einmal. Wir sind kaum in Akleion angekommen.«

»Natürlich, ihr braucht Zeit. Es wird Winter, was bedeutet, dass wir nichts überstürzen müssen. So, da wären wir.«

Simund wurde mit Zurufen und interessierten Blicken begrüßt. Viele der Männer hatte er bereits auf der Fahrt nach Akleion kennengelernt, doch nur wenige Worte mit ihnen gewechselt. Zumeist handelte es sich um wichtige Würden- und Amtsträger, Persönlichkeiten von hohem Stand oder Militärs. Piasus hatte ihn und die anderen Merowa darauf vorbereitet, dass diese Personen

keine Fürsten und Stammesführer waren und man ihnen daher nicht denselben Respekt zu zollen brauchte. Dennoch gab es praktisch wenige Unterschiede. Diese Herren hoben sich durch ihren Wohlstand und Macht vom Rest der Bevölkerung ab, obwohl sie offiziell über keine Privilegien verfügten. Auch sie waren gewählte Häupter ihrer Gemeinschaft, doch noch immer den anderen Akleionern gleichgestellt. So jedenfalls hatte man es Simund zu erklären versucht.

Simund erspähte einen freien Platz neben Rodried und wollte sich schon zu ihm gesellen.

»Da lag ich vorhin«, sagte Piasus und winkte ab, »aber mache es dir ruhig bequem.«

Piasus suchte sich daraufhin eine Kline in der Nähe von Daedlus, also ging es wohl in Ordnung.

»Du hast dich gut eingelebt«, stellte Rodried mit einem etwas abschätzigen Blick fest. Er beschaute Simund von oben bis unten. »Siehst fast schon wie ein richtiger Akleioner aus.«

Simund legte sich auf die Kline. »Passt dir etwas an der Kleidung dieses Volkes nicht? Diese Gewänder sind schon etwas umständlich und durch den Wald würde ich damit nicht wandern wollen. Und im Winter — ich meine einen richtigen Winter — sind diese Kleider definitiv viel zu luftig. Aber für das milde Klima hier am Goldsee reicht es alle mal.«

»Ein Merowa sollte so nicht aussehen«, sprach er und führte einen Weinkrug zum Mund.

Ob er schon betrunken war? Rodried konnte einiges vertragen und an seiner Art zu sprechen war keine Trunkenheit festzustellen.

»Aber ihr Wein scheint dir zu gefallen.« Simund nahm sich selbst einen Trunk, der süßliche Geruch stieg ihm in die Nase. »Und ihre Speisen haben dir bisher auch zugesagt.«

»Ich würde einem Gast, egal aus welchem Land er kommt, ebenfalls etwas zu trinken und zu essen anbieten«, hielt Rodried gegen. »Ich erwarte aber nicht, dass er sich meine Kleidung anzieht.« Er schüttelte den Kopf. »Entschuldige, heute sollten wir eigentlich feiern. Doch mir passt es nicht, den ganzen Winter hier zu verbringen. Ich will wissen, was im Norden los ist und was auf dem Königs-Thing beschlossen wurde. Wie es meinem Vater geht ...«

Heimweh also und Angst um die eigene Familie. Berechtigte Sorgen, vor allem, was das Alter seines Vaters, dem Fürsten Darlaug, anbelangte. Zwar keine Entschuldigung dafür, alles hier schlechtreden zu wollen, doch war seine Stimmung verständlich.

»Wir sind ja hier«, sagte Simund, »ich, Melinde, Hedda. Und sag mir nicht, dass du Piasus und Barutz nicht ebenfalls ins Herz geschlossen hast.«

»So eine Reise schweißst zusammen«, antwortete Rodried und trank erneut einen Schluck aus dem Krug. »Doch machst du dir keine Gedanken über die Zukunft? Du musst es am besten wissen, denn da hängt die Keule an deinem Gürtel. Cherus' Keule.«

Simund schaute an sich herunter. Ein verdickter Ast, nichts weiter als ein Knüppel für das unwissende Auge. Doch handelte es sich hierbei um die möglicherweise einzig wirksame Waffe, um Hartried zu besiegen. Holz war eines der wenigen Stoffe, gegen das er nicht unempfindlich war.

»Wir werden uns vorbereiten müssen«, sprach Rodried weiter. »Wenn wir schon im Winter hier festsitzen, sollten wir zumindest planen, was wir danach unternehmen wollen. Willst du dich dem König und den übrigen Merowa offen als Sohn des Cherus zu erkennen geben? Als der Sohn seiner einzigen rechtmäßigen Frau und Nachfahre seines Stammes?«

Simund musste sich eingestehen, diese Fragen bisher verdrängt zu haben. War es wirklich sein Schicksal, mit dieser Keule Hartried zur Strecke zu bringen? Vergeltung zu üben? Und was dann? Sollte Simund selber König werden? Wollte er das überhaupt?

Eine geraume Weile dachte er über diese Fragen nach, während ihn Rodried ungeduldig anstarrte. Schließlich schüttelte Simund mit dem Kopf. »Nicht heute Nacht. Ich verspreche dir, darüber nachzudenken. Aber verlange bitte nicht von mir, während dieser Feier solche schwerwiegenden Entscheidungen zu treffen.«

Rodried winkte ab. »Ja, das ist nicht der richtige Abend dafür.« Einige Momente starrte er ins Nichts. »Ich wünschte, Melinde oder Hedda wären hier.«

Kapitel 3, Gunlaug

Ihr Führer durch diese fremden Weiten, Thormann, stellte sich als ein angenehmer Zeitgenosse heraus. Zwar reiste Gunlaug mit ein paar weiteren Begleitern, doch blieben die unter sich. So unterhielt sich Gunlaug zumeist mit ihm. Das häufigste Thema ihrer Unterhaltungen waren die Saumyas.

»Auch Steppen-Elfen genannt«, sagte Thormann. »Ein altes Volk, welches schon durch die weiten Graslanden zog, während unsere Vorfahren noch nach einer Heimat auf der anderen Seite des Drachenwirbels suchten.«

»Wie alt?«, fragte Gunlaug von dem Rücken seines Schlachthirsches aus.

Thormann zuckte mit den Schultern. »Sie haben es selbst nicht so mit der Zeitrechnung. Angeblich sollen ihre Vorfahren an der Schöpfung der Welt beteiligt gewesen sein.« Thormann winkte ab. »Du kannst dir ihre Geschichten gerne anhören. Sie sind interessant, aber nicht zwingend wahr.«

Südlich von ihnen dräuten dunkle Wolken über die äußersten Wipfel des Drachenwirbels. Sie ließen langsam den Gebirgskamm hinter sich und traten damit in Weiten, in denen Menschen nur selten anzutreffen waren. Wenn es überhaupt welche gab. Vor ihnen erstreckten sich nichts weiter als ausgedehnte, spärlich bewachsene Ebenen. Ein scharfer Wind zog von Westen her, aus dem Lande der Merowa. Er kündete vom baldigen Anbruch des Winters. Eigentlich nicht die beste Zeit zum Reisen, doch wenn sie Verbündete gegen die Orks gewinnen wollten, durften sie nicht zögern. Schon nächsten Frühling konnten die schweinenasigen Biestmenschen angreifen.

»Du hast bestimmt von der Vorliebe der Steppen-Elfen für Schädel gehört?«, fragte Thormann. Schon früh waren sie zu einem vertraulichen ›Du‹ gewechselt. Gunlaug konnte es auf Dauer nicht ertragen von Männern, neben denen er jeden Morgen ins Gras schiffte, ständig mit ›mein Herr‹ angesprochen zu werden.

»Sie schlagen ihren Feinden die Köpfe ab und hängen sie an die Sättel ihrer Pferde, richtig?«

»Nicht nur das.« Thormann deutete mit den flachen Händen eine

Verlängerung des Hinterkopfes an. »Turmschädel. Sie schnüren ihren Kindern die Köpfe zusammen und verlängern damit die Form ihrer Schädel. Es ist ein Schönheitsideal bei ihnen.«

Gunlaug verzog das Gesicht. »Ich versuche offen zu sein, kann aber nicht versprechen, dasselbe ästhetische Empfinden mit ihnen zu teilen.«

»Sprech sie am besten nicht darauf an. Und starre nicht.«

»Ich dachte, sie wären stolz auf ihre langen Schädel. Wäre es nicht ein Kompliment, wenn ich starre?«

»Man kann auf unterschiedliche Weise starren ...«

»Da hast du recht, ich werde es nicht vergessen. Gibt es sonst noch irgendwelche Fehltritte, von denen ich wissen sollte?«

Thormann lachte. »Überlasse mir am besten das Reden. Zu Beginn jedenfalls. Wenn die Steppen-Elfen dich leiden können, werden sie dir auch einiges verzeihen. Nur eines: Lieder sind diesem Volk ungeheuerlich wichtig, sogar heilig. Sie verwenden keine Schrift. Sie wissen zwar, was das ist, doch behalten sie lieber alles Wichtige im Kopf. Von einem Steppen-Elfen wird erwartet, alle Lieder seines Stammes auswendig zu können. In diesen Liedern steckt die gesamte Geschichte seiner Ahnen. Respektlosigkeit gegenüber den Liedern kommt einer schweren Beleidigung gleich und hat schon zu Kriegen zwischen Stämmen geführt.«

»Faszinierend. Danke für den Hinweis, doch glaube ich nicht, dass mich ein paar Lieder stören werden. Oder klingen sie etwa furchtbar?«

»Oh nein, gar nicht. Aber sie singen oft. Ach, was sage ich. Ständig. Früher oder später wird es dir auf die Nerven gehen.«

Gunlaug wollte Einspruch erheben, doch Thormann schnitt ihm das Wort ab. »Es wird dir auf die Nerven gehen.«

Thormanns Familie hatte lange Zeit ein Leben geführt, das denen der Steppen-Elfen nicht unähnlich war. Sie zogen als Viehhüter über die Grasebenen nördlich vom Drachenwirbel. Somit hatte er auch viel Kontakt mit den Saumya, kannte ihre Denkweise, ihre Gebräuche und viele ihrer Regeln.

»Soweit man als Mensch diese Wesen verstehen kann«, kommentierte er. »Es sind, und das musst du dir immer vor Augen

halten, keine Menschen. Auch wenn sie uns ähnlicher sehen als die Schweineschnauzen der Orks, sind es dennoch vollkommen andere Geschöpfe. Ich glaube, sie gehören nicht einmal in diese Welt, sind dennoch mehr ein Teil von ihr als wir Menschen.«

Solche Worte erweckten Gunlaugs Interesse nur noch mehr; er wollte lernen, was das bedeutete.

Nachdem Thormanns Eltern verstorben waren, hatte er sich Richtung Südwesten begeben, ins Land der Merowa und stellte sich dem Fürsten von Eulenwacht vor. Somit agierte er als Kontaktperson oder als Händler. Seitdem Cherus selbst zu den Saumya gereist war, herrschte größtenteils Frieden zwischen den beiden Völkern und dank Thormann war das auch so geblieben. Beide Seiten profitierten von den guten Beziehungen.

»Wir werden, wenn der Stamm nicht schon weitergezogen ist, die Shakya aufsuchen.«

»War das nicht derselbe Stamm«, erinnerte sich Gunlaug, »mit dem Cherus zuerst Frieden geschlossen hatte?«

Thormann nickte. »Und zum Abschied schenkten die Shakya Cherus den ersten Schlachthirsch.«

Gunlaug beugte sich leicht nach vorne und klopfte seinem Reittier auf die Seite. »Und das ist eines seiner Kinder.«

»Noch wichtiger bist du. Dasselbe Stammesoberhaupt, das damals mit Cherus Frieden geschlossen hatte, ist noch immer am Leben. Wenn du dich als Sohn des Cherus vorstellst, erspart uns das einige Mühen. Dir wird er bestimmt zuhören.«

»Wir kommen aber mit Krieg«, warf Gunlaug ein. »Nicht zwischen Menschen und Saumya, sondern wir fordern sie auf, mit uns gegen die Orks zu kämpfen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es einfache Verhandlungen werden.«

»Die Saumya sind ein kriegerisches Volk. An unseren gemeinsamen Grenzen mag Frieden herrschen, doch lass dich davon nicht täuschen. Die Steppen-Elfen bekämpfen sich ständig untereinander und sie hassen die Orks noch mehr als wir. Ich habe gehört, was für ein guter Diplomat du sein sollst, Gunlaug. Du bist ein Sohn des Cherus, natürlich kennst du keine Lügen und Intrigen. Wie man etwas sagt, ist bei ihnen wichtiger, als was man sagt. Versuche erst gar nicht, ihnen etwas vorzumachen.« Thormann deutete auf

seine Ohren. »Denen entgeht nichts. Was es aber auch für uns schwierig machen kann, mit ihnen zu kommunizieren. Sie sind es gewohnt, sich Dinge zu sagen, während die eigentlichen Worte nur schmückendes Beiwerk sind.«

Gunlaug ließ sich das eine Weile durch den Kopf gehen. Thormann wollte ihm bestimmt nicht schmeicheln, als er gesagt hatte, dass ein Sohn des Cherus keine Hinterlist kannte. Falschheit war wirklich nicht seine Art, sie war ihm gar zuwider.

»Wie finden wir überhaupt diesen Shakya-Stamm?«, fragte Gunlaug.

»Wir folgen dem Wind.«

Nachdem sie Merow, die bewaldeten Länder der Merowa, ein paar Tage hinter sich gelassen hatten und dem Wind gefolgt waren, fand sie die ersten Saumyas. Wie es für ein nomadisches Reitervolk üblich war, saßen sie auf ihren Pferden und beobachteten die Reisenden aus der Ferne. Gunlaug sah sie nur als dunkle Punkte, welche langsam die Form von Reitern annahmen.

»Sie kommen auf uns zu«, sagte Gunlaug. »Ist das ein Grund zur Sorge?«

»Wahrscheinlich nicht«, antwortete Thormann. »Wir reiten ihnen ebenfalls entgegen, ohne Hast und ohne falsche Ruhe. Vermutlich handelt es sich nur um Jäger.«

Mit einem gemächlichen Trab näherten sich beide Gruppen. Die Reiter nahmen Gestalt an: schlanke Personen, die auf ebenso schlanken, hochgewachsenen Pferden saßen. Als sie näher kamen, stellten sich die runden Objekte, die an der Seite der Pferde baumeln, als das heraus, was Gunlaug befürchtet hatte: Köpfe. Neben elfischen Köpfen entdeckte er sogar den hässlichen Schweinskopf eines Orks.

Die kleine Gruppe an Steppen-Elfen schien sich nicht in feindlicher Absicht zu nähern. Die kurzen, geraden Schwerter blieben in den mit Kupfer besteckten Scheiden stecken und ihre kurzen, gebogenen Reiterbögen ruhten in demselben Köcher an ihrer Hüfte, der auch die Pfeile hielt. Am Oberkörper trugen sie offene Tuniken mit vergoldeten Borten, die Stoffe selbst waren grün, weiß oder braun. Darunter befand sich festere Kleidung. Ihre wattierten Hosen waren mit verschlungenen, gestickten Bändern verziert. Hier

und da blitzten goldene Knöpfe, Nadeln und Bänder auf.

Es erstaunte Gunlaug, dass ihre Pferde noch reicher geschmückt schienen als ihre Reiter. Das bunte Zaumzeug formte bei einem Pferd ein komplexes florales Muster. Ein anderes besaß eine Kopfbedeckung, die dem Geweih eines Hirsches ähnelte. Wieder ein anderes Pferd trug etwas, das wie eine Maske aussah, mit den Reißzähnen einer Raubkatze oder gar eines Ungeheuers. Auch hier geizten ihre Reiter nicht an Gold oder Silber: Die Riemenbeschläge zeigten Krieger, verschiedenste Tiere, Bäume oder Blüten.

So erschlagen war Gunlaug von dem Anblick, für einen Moment vergaß er, sie zu grüßen. Er tat es Thormann gleich, als dieser die flache Hand hob.

»Seid begrüßt. Was macht die Jagd?«

Gunlaug vermochte nicht, den Ausdruck in ihren hellen Augen zu lesen. Die Gesichtszüge der Saumya waren fein, jugendlich, mit hohen Wangenknochen und verengten Augen. Die spitzen Ohren bildeten zusammen mit dem schmalen Kinn ein Dreieck. Thormann hatte nicht gelogen, was die Schädel anbelangte: Es waren tatsächlich Turmschädel, jedoch hatte Gunlaug sie sich noch ... turmartiger vorgestellt. Die höhere Schädeldecke verschwand fast unter den langen Kappen, an denen die Ohrspitzen seitlich hervortraten.

»Auf der Jagd befinden wir uns nicht«, antwortete einer der Elfen.

Nach dem, was Thormann über die Vorliebe dieses Volkes für Lieder erzählt hatte, hatte Gunlaug eine wesentlich melodischere Stimme erwartet. Das Gegenteil kam aus dem Mund des Elfen: Da war eine unerwartete Monotonie in der Weise, wie er diese wenigen Wörter aussprach. Von Melodik kaum eine Spur.

»Oder vielleicht doch. Das kommt darauf an, wie man es nimmt. Wohin Ihr auch reisen wollt, Ihr wäret gut beraten, Euch vor den Orks zu hüten. In immer größerer Zahl treiben sie hier ihr Unwesen.«

Thormann und Gunlaug sahen sich gegenseitig an. Das ersparte ihnen Überzeugungsarbeit.

»Aus diesem Grund sind wir hier«, sagte Thormann. »Ihr seid Shakya, richtig? Wir wollen mit Eurem Stamm verhandeln.«

Eine Weile verging, in der sich die Steppen-Elfen nur über

Blickkontakt miteinander zu unterhalten schienen. Bis einer von ihnen einige Worte flüsterte. Für Gunlaug zu leise, doch der Elf, der bisher das Gespräch angeführt hatte, nickte plötzlich. Ein leichtes Lächeln umspielte seine Züge.

»Ihr seid Thormann, ein Freund des Shakya-Stammes. Sagt das doch gleich. Es ist uns nicht erlaubt, unseren Posten zu verlassen. Doch Ihr habt uns bereits gefunden, weswegen Ihr keine Schwierigkeiten haben solltet, das Lager unseres Stammes zu finden.« Er zeigte auf einen Punkt am Horizont. »Dort, in dieser Richtung. Es ist etwa drei mittlere Pferderitte entfernt. Das Lager reitet Euch nicht davon.«

Thormann neigte den Oberkörper nach vorne und Gunlaug tat es ihm gleich. »Habt Dank.«

»Habt Dank«, wiederholte Gunlaug.

Als sie in die angegebene Richtung ritten, begann die kleine Gruppe von Steppen-Elfen mit ihrem Gesang. Ihre Art zu singen unterschied sich sehr von der Art der Merowa. Sie zogen die Worte in die Länge, bis sich deren Sinn fast verlor. Ein Wort durchlief mehrere Tonänderungen und hätte fast schon als ein Lied für sich gelten können. Jedoch sangen sie in einer für ihn fremden Sprache und die Wörter verheimlichten ihm ihren Sinn.

»Erwartungen erfüllt?«, fragte Thormann, während sie über die weite Graslandschaft ritten.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Gunlaug. »Irgendwie nicht. Ich hatte mir doch etwas Fremdartigeres vorgestellt.«

Thormann lachte auf. »Wahrscheinlich. Egal, was ich darüber erzählt habe, wie anders sie sind und dass man sich nicht von ihrem menschlichen Antlitz täuschen lassen darf. Letztlich sind es auch nur Leute. Die pissen wie wir jeden Morgen ins Gras. Du musst sie nicht wie Halbgötter oder Geister behandeln.«

»Bestimmt nicht. Nach den üblichen Begrüßungen möchte ich beim nächsten Mal das Wort übernehmen.«

»Wie Ihr wollt, mein Herr.«

Kapitel 4, Gunlaug

Gelogen hatte die Bande von Steppen-Elfen nicht. Das Lager fanden sie nach kurzer Zeit. Ob es sich bei den »mittleren Pferderitten« nun um ein Längen- oder ein Zeitmaß handelte? Es hatte jedenfalls nicht lange gedauert.

Das Lager ähnelte einer Reisegesellschaft der Merowa. Es bestand aus Zelten verschiedenster Größen, aus deren Mitte Rauch aufstieg. Von weitem sah Gunlaug eine Reihe von Wagen leichter Bauweise. Er erinnerte sich an sein Zusammentreffen mit den Orks, die solche Streitwägen fuhren. Einer lenkte das Reittier, der andere schoss mit dem Bogen. Andere Wagen waren wesentlich größer und dienten wahrscheinlich zum Transport der Zelte. Sie bildeten ebenfalls den äußersten Kreis des Lagers und somit eine Art Wagenburg.

Dahinter herrschte ein reges Treiben. Gunlaug hörte lautes Hämmern, das Sägen von Holz, Rufe und der immerwährende Gesang. Abseits vom Lager ritten mehrere Steppen-Elfen im vollen Galopp. Gunlaug beugte sich vor und kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, was sie taten. Sie schienen die Bögen zu spannen, andere warfen etwas in die Luft.

Die Reiter waren die ersten, welche die Besucher bemerkten. Sie beendeten ihre Übung und nahmen vor ihnen Stellung auf, während einige von ihnen ins Lager zurückkehrten.

»Sieht so aus«, begann Gunlaug, »als würden wir für etwas Aufruhr sorgen. Menschliche Besucher sind selten, oder?«

»Selbst hier an der Grenzen. Die Steppen-Elfen weiter im Osten haben möglicherweise nie einen Menschen gesehen. Lass dich davon nicht beunruhigen. Die Shakya sind uns wohlgesonnen.«

Als sie an das Lager heran geritten waren, bedeuteten die Reiter vor dem Eingang ihnen mit einer einfachen Handbewegung, stehenzubleiben.

Augenblicke vergingen, in denen sich mehr und mehr Saumya vor und hinter dem Eingang sammelten. Sie trugen eng anliegende Mäntel, manche reich bestickt mit Gold und Beschlägen. Dazu Lederstiefel und Felle von Tieren, die Gunlaug nicht kannte. Von den Frauen keine Spur, soweit Gunlaug das erkennen konnte.

Die Saumya flüsterten untereinander oder verständigten sich mit Blicken. Gunlaug verspürte keine Feindschaft. Vielleicht sogar Belustigung? Es fiel ihm weiterhin schwer, in ihren Gesichtern zu lesen.

Einer der Steppen-Elfen trat nach vorne und breitete die Arme aus. Sein Lächeln wirkte ehrlich, doch in seinen Augen war ein Flackern, das Gunlaug nicht einschätzen konnte.

»Der Herr unseres Stammes ist mit seinen Söhnen auf der Jagd«, sagte er. »Ihr müsst mit seinem jüngsten Spross vorliebnehmen. Thormann, Ihr habt uns neuen Besuch mitgebracht und er reitet auf einem sehr edlen Tier. Steigt doch bitte ab und wir begeben uns ins Lager.«

Sie stiegen von den Rücken ihrer Reittiere. Unten angekommen stellte Gunlaug fest, dass einige der Steppen-Elfen ihn überragten, und das trotz ihrer drahtigen, schlanken Gestalt.

Der jüngste Sohn des Stammesführers trug einen Luchs-Pelzmantel mit einer goldenen Brosche auf der Brust, welche wie zwei sich aufbäumende Widder geformt war. Gunlaug fiel auf, wie ihr Schmuck zumeist Tiere in Bewegung zeigten. Ein Ausdruck von Wildheit und Freiheit, einem Reitervolk angemessen. Unterhalb des Fells trug er ein Hemd, es schien aus goldenen Münzen zu bestehen. Vielleicht eine Art Rüstung? Er hätte es für einen Schuppenpanzer halten können. Über der Hose des Jüngsten hing ebenfalls ein mit Edelsteinen verzierter Prunkgürtel, daran ein kurzes, gerades Schwert. Auf der anderen Seite seiner Hüfte baumelte der Köcher mit Pfeilen und darin der kurze Bogen in einer zusätzlichen Tasche.

Der Turmschädel des Sohnes war übrigens der höchste, den er bisher gesehen hatte. Gunlaug verkniff sich einen Kommentar. Abgesehen davon steckte in seinen Bewegungen eine zielgerichtete Hastigkeit, die auf ein ungestümes Wesen hindeutete. Dabei wirkte er sehr freundlich und zuvorkommend, wie er sie durch das Lager führte und sie zu seinem Zelt leitete.

»Das ist Aziles«, flüsterte ihm Thormann zu. »Auch wenn er der jüngste Sohn ist, solltest du ihm Respekt zollen.«

Gunlaug zog die Augenbrauen zusammen. »Etwas anderes hatte ich auch nicht vor.«

Sie traten in die Mitte des Zeltlagers, wo mehrere Kissen und

Teppiche auf dem blanken Boden ausgebreitet lagen. Eine solche Knüpfkunst hatte Gunlaug in seinem Leben noch nicht gesehen. Er konnte sich kaum vorstellen, wie lange das Knüpfen dieser kunstvollen Matten gedauert haben musste. Eines etwa bestand aus mehreren Quadraten, die von außen nach innen kleiner wurden. Das äußerste Band enthielt eine Reihe verschiedenster goldfarbener Tiere auf rotem Grund: Löwen griffen Rehe an, Vögel im vollen Flug, springende Panther und ein Ungeheuer, das Gunlaug nur als Greif identifizieren konnte. Das Band darunter bestand aus einem Flechtwerk von Blättern, darunter verschiedene geometrische Formen und im kleinsten Kasten in der Mitte war ein Bogenschütze auf einem kurzen Wagen abgebildet, der mit dem Pfeil auf etwas hinter ihm zielte.

Aziles deutete auf die Kissen und setzte sich als erster. Gunlaug erinnerte sich an ihre Pferde und seinen Hirsch; er drehte sich um und sah durch den offenen Zelteingang, dass die Saumya sie bereits angebunden hatten.

»Um Eure Tiere ist gesorgt«, sprach Aziles. »Es wäre wenig gastfreundlich, das Gefährt eines Reisenden nicht gut zu behandeln. Seid Ihr durstig?«

Aziles reichte ihnen eine Kanne. Das Gefäß und die Becher waren aus Gold gefertigt, es überraschte Gunlaug gar nicht mehr. Ihm schien dieses Volk reicher als die Merowa. Oder gehörte dieser Saumya, als Sohn des Stammesführers, nur einer höheren Schicht an?

Gunlaug bemerkte den durchdringenden Blick von Aziles. Ein interessiertes Glitzern lag darin. Währenddessen hatten die anderen Saumya ihr Tagwerk wieder aufgenommen. Manche beobachteten die Besucher, andere begannen zu singen — wie könnte es auch anders sein — und beschäftigten sich mit verschiedenen Arbeiten: Sie schnitzten, hämmerten, schärften Klingen, bearbeiteten Fell, nähten.

»Ihr seid ein wichtiger Herr«, fuhr Aziles an Gunlaug gerichtet fort. »Demnach ist dieser Besuch von Bedeutung. Oder irre ich mich da?«

Thormann wollte antworten, aber Gunlaug kam ihm dazwischen: »Der Grund meines Kommens ist wichtiger als mein Status. Welcher eh nicht so hoch ist. Mein Name ist Gunlaug.«

Thormann öffnete den Mund und setzte zu einer Rede an. Gunlaug unterbrach ihn, bevor er auf seine Herkunft zu sprechen kommen konnte.

»Wir sind bereits einer Gruppe von Jägern Eures Stammes begegnet«, sprach Gunlaug weiter. »Sie berichteten uns von Euren Streitigkeiten mit den Orks.«

»Kämpfe gibt es immer«, sagte Aziles, »zwischen kleinen Gruppen oder Individuen. Das ist auch zwischen uns Saumyas nicht anders. Ihr aber sprecht vom Krieg.«

Aziles lehnte sich auf einem breiten Kissen zurück und schloss die Augen. »Fürwahr, ein zorniger Wind kommt auf. Frieden ist nicht die Natur der Welt.« Er seufzte. »Das sind Reden für meinen Vater und meine Brüder. Ich bin nur ein Geringer im Vergleich zu ihnen. Wollen wir von etwas Fröhlicherem reden? Wie heißt Euer Hirsch? Unser Stamm hält sich diese Tiere nicht, zu langsam, doch manche schätzen ihre Robustheit.«

»Ich dachte, Cherus hatte die Schlachthirsche von Euch Shakya erhalten?«

»Ja, wir hatten mal welche. Für Ausritte in die Wälder sehr brauchbar, ausgesprochen starke Tiere. Sie waren für eine Weile unsere Verbündeten, doch dann gaben wir sie alle weg. Das war vor meiner Zeit. Mein Vater kann Euch sicherlich mehr erzählen. Soweit ich aber weiß, soll der Hirsch, den Cherus erhalten hatte, der mächtigste und edelste von ihnen gewesen sein.«

Gunlaug wurde von dem plötzlichen Themawechsel etwas überrumpelt und brauchte ein paar Momente, bevor der Name ihm wieder in den Sinn kam. »Der Hirsch heißt Gurmund, aber was meint Ihr mit zu langsam? Auf einer kurzen Strecke kann ein Schlachthirsch eine ordentliche Geschwindigkeit entwickeln.«

Aziles hob einen Finger. »Ja, auf einer kurzen Strecke. Doch für einen langen, zügigen Ritt sind sie ungeeignet. Außerdem ist ein Pferd auf einer kurzen Strecke noch immer schneller.«

»Also, ich bin mir sehr sicher, dass mein Schlachthirsch schon Pferde auf einer kurzen Strecke geschlagen hatte.«

»Gunlaug ...«, mahnte Thormann.

Doch Aziles übergang ihn. »Vielleicht sind Eure Pferde auch nur langsam.«

»Vielleicht tragen unsere Pferde auch schwerere Reiter.«

Aziles sah ihn mit zusammengekniffenen, belustigten Augen an. »Ein Rennen?«, fragte er schließlich. »Ihr auf Eurem Hirsch, ich auf meinem Pferd?«

Aziles' Lächeln war genauso herausfordernd wie auch gewinnend. Gunlaug mochte ihn.

Aziles' Ankündigung, ein Rennen abzuhalten, löste die zweite Welle an Aufregung im Lager aus, diesmal umso fröhlicher. Den Steppen-Elfen gefiel es, auch wenn Thormann die ganze Zeit über die Stirn in Falten legte und die übrigen menschlichen Begleiter gleichermaßen finster dreinblickten. Doch Stolz hatte sich in Gunlaug geregt, indem Aziles die Fähigkeiten dieses für die Merowa so wichtigen Tieres angezweifelt hatte. Der junge Steppen-Elf hatte ihn weder beleidigt noch ihn aggressiv herausgefordert. Es war dennoch ein Wettkampf und auch wenn Gunlaug kein echter Merowa war, vertrat er dennoch deren Sache.

»Was ist der Preis?«, fragte Gunlaug Aziles, während sie sich zum Ausgang des Lagers begaben.

»Die Ehre«, meinte Aziles. Das genügte Gunlaug.

Er band seinen Hirsch los und Aziles holte sein Pferd. Es handelte sich um ein schlankes, schwarzes Tier. Das Ross war ein Stück kleiner als jene, welche sie in Merowa ritten. Unterschätzen durfte er es dennoch nicht. Und eigentlich musste sich Gunlaug auch eingestehen, dass er nicht wusste, ob sein Hirsch tatsächlich schneller war als ein Pferd ... Doch nachdem er einmal damit angefangen hatte, gab es für ihn kein Zurück mehr.

Aziles schickte einen Reiter voraus. Dieser nahm einen Speer mit, an dem eine rot-goldene Fahne angebracht. An einem entfernten Punkt stieß er den Speer in den Boden und die Fahne wehte im Wind.

Aziles schwang sich auf sein Ross. »Wer die Fahne vom Speer reißen kann, der hat gewonnen. Damit ist der eindeutige Beweis erbracht, wer von uns schneller ist.«

Sollte er im Vorüberreiten dieses Kunststück vollbringen? Das erforderte Geschick. Außerdem war die Windrichtung ein Problem. Im Moment wehte die Fahne ihnen entgegen, also hatte keiner einen

Vorteil gegenüber dem anderen. Genauso schnell konnte sich der Wind wieder drehen. Lag hierin vielleicht eine List des Steppen-Elfen?

»Seht Ihr das Geweih meines Hirsches?«, fragte Gunlaug.

Aziles begutachtete das Geweih von oben bis unten, als verwies er Gunlaug auf etwas Besonderes. »Wenn ich so nahe heran reiten muss, dass ich die Fahne fangen kann, wird das Geweih wahrscheinlich den Speer mit sich reißen. Ich bin also mit meinem Hirsch im Nachteil.«

Der Steppen-Elf winkte ab. »Dann stoßt Ihr eben den Speer mit dem Geweih um. Sollte das passieren, soll das ebenfalls als Beweis für die Schnelligkeit der merowschen Hirsche gelten. Stoßt Ihr aber den Speer um und ich halte die Fahne in der Hand, war ich hingegen schneller. Es kommt also auf das Gleiche hinaus.«

»Nun gut, das erscheint mir sinnvoll.«

Gunlaug wollte gerade in den Sattel steigen, da hielt ihn Thormann auf. Leise sprach er: »Ich halte das für keine gute Idee.«

»Wieso nicht? Sollte etwas passieren, wenn ich verliere oder gewinne? Es geht nur um die Ehre ... Ist das ein Problem?«

»Nicht direkt.« Thormann wirkte verunsichert. »Doch wenn etwas Unvorhergesehenes geschehen sollte, kann ich für nichts garantieren.«

»Ich verspreche Euch hier«, mischte sich Aziles ein, »vor allen Versammelten: Egal, was bei diesem Rennen geschehen sollte, Ihr seid danach noch immer in unserem Stamm willkommen und wir sind Euch noch immer Freund. Die anwesenden Shakya sind meine Zeugen. Wer uns kennt, weiß, wir halten unser Wort.«

In Aziles' Ausdruck lag genauso verspielte Freude als auch heiliger Ernst. Gunlaug jedenfalls nahm es ihm ab.

»Es wird alles Gut, wir erlauben uns nur einen Spaß.« Mit diesen Worten stieg er auf seinen Hirsch.

Aziles hielt die Hand verstohlen an den Mund und hauchte: »Thormann, das nächste mal leiser.« Anschließend tippte er auf eines seiner spitzen Ohren und trabte davon.

Gunlaug folgte ihm bis dorthin, wo ein Steppen-Elf mit seiner Hand die Startpositionen anzeigte. Nachdem die beiden Reiter nebeneinander Aufstellung genommen hatten, nahm er seinen gekrümmten Bogen von der Hüfte und legte einen Pfeil an. »Wenn

die Pfeilspitze im Boden steckt, dürft Ihr los reiten.«

Er spannte, zielte hoch in die Luft und ließ die Sehne schnellen. Gunlaug und Aziles folgten mit ihren Blicken dem Flug des Pfeils, wie er zuerst emporstieg, dann einen Bogen machte und schließlich steil herabfiel.

Die Spitze senkte sich in den Boden und Gunlaug stieß seine Fersen in die Seiten des Hirsches. Beide Reiter preschten vor, ihre Tiere schnauften auf und hinter ihnen brachen freudiges Gelächter, aufmunternde Rufe und der Klang von Trommeln los.

Noch in einem Moment währte sich Gunlaug als baldiger Sieger, denn sein Hirsch war Aziles eine Pferdelänge voraus. Jedoch holte der Steppen-Elf stetig auf. Mit vornüber gebeugtem Oberkörper und die Augen gierig aufs Ziel gerichtet zog sein Pferd plötzlich an ihm vorbei.

Sie hatten gerade mal die Hälfte der Strecke zurückgelegt und der Sieger schien bereits festzustehen. Doch so schnell gab sich Gunlaug nicht geschlagen. Er spornte seinen Hirsch an, trat ihm nochmals in die Seiten, ahmte sogar die Haltung von Aziles nach.

Es war vergebens, das Pferd war eindeutig schneller. Auf dem letzten Viertel der Strecke erhob Aziles sich in seinem Sattel und lachte auf. Es war triumphierend, aber ohne Hohn über Gunlaugs Niederlage. Ein simpler, klarer Ausdruck der Freude. Lachend langte er nach der Fahne, genauso lachend riss er sie vom Speer. Gunlaug kam gerade an dem Ziel vorbei, als Aziles die Geschwindigkeit verringerte, ein paar Schleifen drehte und das Pferd schließlich zum Stehen kam. Auch Gunlaug ritt langsamer und vermied es, den Speer wie angekündigt mit dem Geweih seines Hirsches umzustoßen. Das hätte nur ungehobelt gewirkt.

Aziles winkte mit der Fahne zu den Steppen-Elfen beim Lager. Sie antworteten mit Gesang.

»Es tut mir leid, Gunlaug«, sagte Aziles noch immer mit einem breiten Grinsen. »Wir werden es bestimmt in einem Lied verewigen.«

Gunlaug konnte sich nicht helfen und musste selber lachen. »Als ob es etwas anderes an mir zu besingen gäbe.«

Da wurde Aziles mit einer Plötzlichkeit bestürzt, die Gunlaug überraschte. »Das ist nicht gut. Ich dachte, Ihr seid ein ruhmreicher Herr.«

Gunlaug winkte ab, bevor ihm dieses Thema tatsächlich zum Nachteil gereichte und sein Ansehen als Diplomat gefährdete. »Es gibt größere Herren als mich, an deren Seite ich nur kämpfen darf. Aber Teil Eures Liedguts zu werden, das ehrt mich.«

Aziles' Miene hellte sich wieder auf. »Wir finden einen besseren Platz für Euch in unseren Liedern, der Euch gerecht wird.«

»Die Fahne«, sprach Gunlaug. »Kann ich die Fahne als Andenken haben?«

»Ha! Natürlich! Nehmt dieses Andenken Eurer Niederlage, wenn es Euch beliebt!«

»Ich nehme es als Andenken an einen großen Spaß.«

Aziles lachte abermals auf und überreichte ihm die rot-goldene Fahne. Dann fiel sein Blick auf etwas im Himmel.

»Der Spaß ist vorbei«, sagte er. »Die Stammesführung kehrt heim.«

Gunlaug hob ebenfalls den Kopf, konnte allerdings nichts im grauen, wolkenverhangenen Himmel erkennen. »Was seht Ihr?«

»Von Greifen gezogene Wagen. Mein Vater und meine Brüder sind zurück.«

Kapitel 5, Simund

Die nächsten Wochen waren für Simund erholsam und faszinierend zugleich. Er verbrachte die meiste Zeit im Anwesen von Daedlus, oft in Gespräche versunken: über den Goldsee, die Kolonien der Mykerios und ihre Heimat im Süden; über Themen wie Philosophie, die Kultur dieses Volkes, ihre Staatsformen unterhielten sie sich ebenfalls. Hin und wieder erzählte auch Simund etwas über seine Heimat Merow, die Fürsten, Cherus und die Geschichte des Landes.

Auch wenn er die Wälder seiner Heimat vermisste, fühlte er sich dennoch sehr wohl in Akleion und bei diesen Menschen. Es kam vor, dass nicht so freundliche Passanten ihn, seine Schwester, Rodried oder Hedda als Barbaren bezeichneten. Daedlus und Piasus legten jedoch stets ein gutes Wort für sie ein. Zumeist waren die Menschen höflich zu ihnen, wenn auch von oben herab. Man merkte den Akleionern das Bewusstsein an, von einer höher entwickelten Kultur zu stammen. Ihn störte das allerdings wenig. Wenn es nach Simund ginge, könnte er noch Jahre hier verbringen, vielleicht die anderen Kolonien am Goldsee besuchen oder gar in den Süden segeln, in die Heimat von Piasus ...

Doch das träumte er nur. Eines Tages wurden er und seine Gefährten in den Rat gerufen. Es ging natürlich um den kommenden Krieg, den Kampf gegen Harried und den ihm treu ergebenen Fürsten. Die Ratshalle war ein breites Gebäude mit vielen Reihen an Bänken, die sich nach hinten hin erhoben, wodurch sie auf die vordersten Reihen und die Rednerbühne herunterblicken konnten. Hinter ihnen erhoben sich Statuen von weisen Herren mit Schriftrollen und Zeptern in der Hand, andere gerüstet wie Krieger mit Schild und Speer. Ahnen und wichtige Persönlichkeiten aus der Geschichte Akleions, wie Daedlus Simund versicherte. Darunter stach eine besonders große, weibliche Statue hervor, die wie eine Kriegerin gerüstet war. Das war Palladaia, eine wichtige Gottheit bei den Mykerios.

Gleich zu Beginn stellte einer der Herren die alles entscheidende Frage: »Was genau versuchen wir mit diesem Krieg zu gewinnen?« Zustimmendes Gemurmel. »Wir haben im Moment Frieden. Gewiss,

dieser Frieden wird nicht ewig halten. Ich sage nicht, dass wir die Waffen niederlegen müssen. Doch wozu suchen wir die Konfrontation? Ich gebe zu bedenken, es gab weder Sieger noch Verlierer im letzten Krieg. Wir hatten nicht verloren, doch wirklich überlegen hatten wir uns auch nicht gezeitigt.«

Daedlus hob die Hand. Alle Blicke richteten sich auf ihn. »Das sind in der Tat berechnete Vorwände. Mein Ziel bei der kommenden Auseinandersetzung — und sie wird kommen, da sind wir uns alle einig — ist es, Simund den Thron der Merowa zu verschaffen. Er ist nicht nur unser Freund, sondern wird auch ein vernünftiger Herrscher sein.«

Es sollte Simund schmeicheln, so von sich reden zu hören. Doch es war ihm unangenehm. Er wagte es nicht, in die Augen der Ratsmitglieder zu schauen, die während dieser Lobesworte auf ihm ruhten. Schließlich hatte er bisher kaum die Gelegenheit gehabt, solche Qualitäten unter Beweis zu stellen.

»Damit kann Frieden zwischen unseren Völkern einkehren, der Handel kann florieren und unsere Städte können im friedlichen Austausch prosperieren. Es ist für uns alle das Beste.«

Ein anderes Ratsmitglied erhob sich und fragte: »Mit welchem Recht mischen wir uns in die Angelegenheiten der Merowa ein? Ungeachtet der von Euch gepriesenen Eigenschaften dieses einen, wird er als fremder Herrscher erachtet werden und die Fürsten werden ihn nicht unterstützen, sollten wir ihm mit Gewalt den Thron verschaffen.«

»Auch das ist klug gedacht«, gab Daedlus zu. »Allerdings wird er einige, wenn nicht viele Fürsprecher unter den Fürsten haben. Simund befand sich bis vor kurzem unter der Obhut des Fürsten von Spatzensturz. Das war auch einer der Fürsten, der Hartried im letzten Krieg nicht unterstützt hatte. Die Merowa sind kein einiges Volk. Hartried ist nicht bei jedem Fürsten beliebt und einer der Gründe dafür ist seine Abstammung.«

»Sie sind beide Söhne des Cherus, beide Halbgötter«, stellte dasselbe Ratsmitglied fest.

»Simund, würdest du bitte vortreten und die Situation aufklären?«

Piasus musste ihn mit der Schulter anstoßen, damit Simund sich erhob und vor den Rat trat. Manche von ihnen bedachten ihn mit

abschätzigen Blicken, andere gaben sich desinteressiert und unbeeindruckt. Einige Ratsmitglieder, mit denen er sich in den letzten Tagen unterhalten hatte, schauten mit Sympathie von den Bänken auf ihn herab.

Simund holte Luft. »Cherus war ein Gott, doch er wurde als Mensch geboren. Er war ein Fürstenkind, von hohem Hause. Hartried war ... seine Mutter war eine einfache Frau, eine Bauerntochter. Ein Bastard, würdet ihr wahrscheinlich sagen. Und Hartried wuchs als einfacher Merowa auf, wohl wissend, wer sein Vater war. Man erachtete ihn nicht als einen Anwärter auf die Herrscherkrone, bis er eine fürstliche Tochter heiratete und somit gesellschaftlich aufstieg. Damit konnte er sich zur Wahl als König stellen lassen. Sein Werdegang verlief jedoch blutig. Trotz seiner Heirat sehen ihn manche Fürsten noch immer als einen Bastard ...«

»Und Eure Familie?«, fragte Daedlus.

Simund war abgeschweift.

»Richtig. Meine Mutter war ebenfalls eine Fürstentochter. Es war die einzige Ehe, die Cherus jemals einging. Meine Schwester Melinde und ich sind die einzigen vollblütigen Adligen mit Cherus als Vater. All seine anderen Kinder sind Liebschaften mit einfachen Mädchen unterschiedlicher Stämme.«

Bei diesen Worten errötete Simund. Zum ersten Mal wurde ihm wirklich bewusst, wie peinlich ihm diese Angelegenheit war, vor allem, während er sie vor so vielen ehrenvollen Männern erklären musste.

Einer der Ratsmitglieder rümpfte die Nase. »Es geht also nur um Abstammung? Wie primitiv. Es geht uns nichts an.«

»Ich habe die Gesetze nicht gemacht«, sagte Simund.

Und ist es überhaupt im Sinne von Cherus? Bevor er verschwand, übergab er das Königtum Doderried, einem Sterblichen ...

»Und ich strebe auch nicht nach der Königswürde, nur weil ich davon überzeugt bin, dass mich meine Abstammung dazu berechtigt. Ehrlich gesagt, weiß nicht, ob ich überhaupt über die Merowa herrschen will ...«

Damit ging ein Aufschrei durch den Rat, unterbrochen von Buh-Rufen und Spottbemerkungen. Einige davon richteten sich an Daedlus, nicht an Simund.

»Zeitverschwendung!«, rief einer.

»Ihr bringt den Krieg zu uns!«, rief ein anderer.

Daedlus' Miene war unbewegt, doch Simund konnte sich denken, dass er dem Ersten der Stadt damit keinen Gefallen getan hatte. Ehrlich zu sein war nicht immer von Vorteil, jedenfalls nicht in der Ratshalle von Akleion. Diese Erfahrung stand im starken Kontrast zu den Thingen der Merowa, bei denen der übermäßige Konsum von Met und Bier dazu diente, die Zunge zu lockern und zur freien Rede zu animieren.

Daedlus hob die Hand. »Darum wäre Simund ein hervorragender König. Harried strebt nach Macht und dieses Streben korrumpiert ihn, wiegelt die anderen Fürsten gegen ihn auf und führt nur zu einer Spirale der Gewalt. Er wird Gesetze erlassen, um seine Macht zu erhalten und mit Schwert und Feuer gegen jene vorgehen, welche sie ihm streitig machen. Er wird alles tun, um an der Macht zu bleiben und solange er ihr König ist, werden wir uns nicht sicher fühlen können. Daher gehen die Angelegenheiten der Merowa nicht nur sie etwas an. Simund allerdings strebt nicht nach der Macht und wäre genau deswegen ein gütiger, frommer und vernünftiger Herrscher. Seine Herrschaft würde nicht von seinem Ego und von seinen eigenen Begierden und Machtgelüsten bestimmt. Seine Herrschaft wäre eine Zeit des Friedens und der Freiheit, da er nicht danach trachtet, seinem Volk seinen Willen aufzuzwingen. Und das wäre auch für uns die Chance auf Frieden und Wohlstand.«

Der Aufschrei im Rat hatte sich gelegt. Einige der Ratsmitglieder nickten, andere überlegten mit geschlossenen Augen oder tuschelten mit ihren Nachbarn.

Rodried trat ein. Simund wunderte sich, eigentlich war er mit ihnen zur Versammlung gekommen und hatte sich neben ihn gesetzt. Und wieso hielt er ein Huhn in der Hand? Den Ratsmitgliedern war deutlich anzusehen, wie sie sich über diesen tumben Barbaren wunderten, dessen Anblick so manche Vorurteile bestätigen sollte.

Rodried tat so, als störte ihn das nicht und schritt geradlinig auf Melinde zu. Bislang hatte sie die Diskussion stumm mitangehört und wie gewohnt mit ihren blassen, sehschwachen Augen ins Leere gestarrt. Doch nun überreichte er ihr das Huhn mitsamt Messer und drehte sich zur Versammlung um. »Es tut mir leid, aber wir werden

jetzt etwas Barbarisches tun.«

Ohne zu zögern, legte Melinde das gackernd protestierende Huhn auf die Bank und stach mit dem Messer in seinen gefiederten Leib. Das Gackern erstarb, stattdessen erfüllte das schabende Geräusch einer schneidenden Klinge die Versammlungshalle. Zuerst stach sie ihm in den Hals, dann trennte sie Sehnen und Bänder. Flügel und Beine zuckten, als sie die Bauchseite öffnete. Die Ratsmitglieder schauten fasziniert bis angewidert zu, wie Melinde das Messer beiseite legte und die Finger im Huhn vergrub. Unablässig suchte sie nach etwas darin, das Blut und die Protestrufe einiger Ratsmitglieder missachtend.

Sie hielt inne, ihre Haltung erstarrte. Die geweiteten Augen waren noch immer auf das Innere des Huhnes gerichtet. Normalerweise war das für Simund das Zeichen, dass ihre Vision beendet war und sie sich wieder besann. Doch Melinde verharrte länger, als er es von ihr gewohnt war.

Daedlus flüsterte zu ihm: »Müsste es nicht jetzt vorbei sein?«

Simund nickte und wollte auch etwas erwidern. Da hob Melinde den Kopf und starrte direkt Simund an. Mit entrückter Stimme sprach sie: »Wir werden in den Krieg ziehen. Und wir werden siegen.«

Was auch immer sie zuvor von diesem barbarischen Ritual hielten, ihre Prophezeiung löste eine Welle der Begeisterung unter den Ratsmitgliedern aus. Melinde hatte diese Wirkung, selbst Skeptiker auf ihre Seite zu ziehen, nachdem sie einmal ihr Ritual durchgezogen hatte. Und ihre Worte sprach sie mit Bestimmtheit aus, als kämen sie aus dem Munde einer Gottheit persönlich. Nur wenige schüttelten skeptisch den Kopf und beschwerten sich darüber, die Versammlungshalle mit dem Blut und Gedärmen eines Nutztieres besudelt zu haben.

Melinde prophezeite den Triumph, doch ließ die Weise, wie Melinde ihn weiterhin anstarrte, Simund erzittern.

»Was genau hast du gesehen?«, fragte Simund.

Simund, Melinde, Rodried, Hedda und Piasus hatten sich im Garten von Daedlus eingefunden. Die Nacht war eingebrochen und sie waren für sich allein. Daedlus hatte ihnen versichert, sie nicht zu stören, auch wenn Melindes Vision ebenso das Schicksal von Akleion

betrauf.

Melinde saß steif auf der Bank, der Rücken gerade wie ein Zaunpfahl, der Blick starr nach vorne gerichtet, die Lippen geschürzt. Sie würde nicht reden.

Simund hockte sich vor ihr und nahm ihre Hände in seine. »Bitte, sieh mich an. Das wird wieder so sein wie im Reich der Zwerge, oder? Dass wir siegen werden, ist nur die halbe Wahrheit und da sind noch ... Umstände, von denen du uns nichts sagen willst.«

»Ich habe nicht gelogen«, sagte sie. »Ich weiß es, wir werden siegen. Das habe ich deutlich gesehen.«

»Das wäre mal etwas Neues von den Göttern: Dir eine klare und deutliche Vision zu schicken. Was wird geschehen?«

»Wir werden siegen.«

Simund seufzte. »Bitte, beschreibe uns die Szene.«

Diesmal sahen ihre grauen Augen ihn mit absoluter Gewissheit an: »Reiter der Merowa, die ihre Feinde niedermachen. Ein richtiger Sieg.«

»Welche Feinde? Welche Reiter?«

Sie kniff ihre Lippen zusammen und wandte den Blick ab.

Hedda legte Simund ihre Hände auf die Schulter. »Lass es gut sein. Deine Schwester will nur das Beste. Wenn sie uns nicht alles erzählen will, dann hat das bestimmt einen guten Grund.«

»Sie hat recht«, mischte sich Piasus ein. »Wahrscheinlich ist es keine gute Idee, immer alles zu wissen. Das letzte Mal hat doch auch alles geklappt.«

Simund erhob sich und ließ den Kopf hängen. »Ja, schon ...« Er stand auf, doch wirklich glücklich darüber, im Dunkeln gelassen zu werden, war er nicht. »Wir werden siegen. Das ist das Wichtigste. Auch wenn wir nicht wissen, wie, wen wir besiegen werden, wer auf welcher Seite stehen wird, wer von uns überleben wird ...«

»Es ist gut«, sagte Hedda. Sie hatte ihre Arme um den Körper geschlungen und sah mindestens so sorgenvoll drein, wie Simund sich fühlte. »Mir gefällt es auch nicht. Das Schicksal ist wie das Meer: Man kann noch so sehr dagegen ankämpfen, doch wenn Wellen und Stürme das Schiff in die eine Richtung drängen, dann kann man sich nur an den Mast binden und auf bessere Zeiten hoffen.«

Piasus lief im Garten langsam auf und ab und hielt sich das Kinn,

während sein Blick am Nachthimmel hing. »Wir könnten auch ein anderes Orakel fragen«, schlug er vor. »Wir haben hier zufällig noch eines, welches uns einen Gefallen schuldig ist. Vielleicht ist ihre Vision noch verworrener, aber ... man könnte es ja mal probieren.«

Rodried legte die Stirn in Falten. »So läuft das nicht. Du kannst nicht einfach eine Seherin nach der anderen fragen, bist du die Antwort erhältst, die dir gefällt. Vielleicht erzürnt das sogar die Götter.«

Piasus legte ein entschuldigendes Lächeln auf. »War nur ein Vorschlag. Melinde hat auf jeden Fall gezeigt, was für eine fähige Seherin sie ist. Möglicherweise die fähigste Seherin in diesem Teil der Welt. Doch ist es immer klug, sich bei mehreren Leuten zu erkundigen. Selbst wenn du einen Arzt für den besten Arzt der Welt hältst, könnte ein anderer dir dennoch in einer bestimmten Sache weiterhelfen. Schließlich kann nicht jeder alles wissen.«

»Fein«, Rodried machte eine unwirsche Handbewegung, »suche doch ein Orakel nach dem anderen auf. Du kriegst entweder dieselbe Antwort oder eine andere, und am Ende bist du nicht schlauer. Es ist und bleibt eine Zeitverschwendung, an der ich nicht teilhaben will. Ich vertraue nur Melindes Visionen.«

Und damit stampfte er aus dem Garten.

Melinde stand auf und reichte Hedda die Hand. »Ich möchte ins Bett.«

Die beiden verabschiedeten sich knapp und ließen Simund mit Piasus zurück.

Der zuckte mit den Schultern. »Sollen wir schon auf den Sieg anstoßen?«

Kapitel 6, Simund

Als wäre die geruhssame Zeit in Akleion vorbei, verbrachten sie den nächsten Tag damit, sich über ein weiteres wichtiges Thema zu beratschlagen: Der Stab des Nekromanten lag vor ihnen auf einem kleinen Tisch. Unscheinbar wie er war, ein knorriger, in sich verwobener Ast, umgab ihn dennoch ein Hauch des Dunklen. Auch wenn er bislang sicher im Hause von Daedlus verwahrt wurde, konnte er doch nicht ewig hier bleiben. Früher oder später mussten sie sich überlegen, was sie mit diesem verfluchten Gegenstand anfangen sollten. Sie saßen in einem der größeren Räume von Daedlus' Anwesen, halb gemütlich, halb nachdenklich auf den Sitz- und Liegebänken.

»Hatten wir nicht geplant«, begann Hedda, »den Stab in einem tiefen Gewässer zu versenken?«

»Der Goldsee ist ganz in der Nähe«, antwortete Daedlus. »Und es ist in der Tat ein tiefer See. Doch wie tief genau, das kann ich nicht sagen.« Er beugte sich nach vorne und stützte das Kinn mit der Faust ab, während sein Blick auf dem Stab ruhte. »Wir könnten es austesten. Mit einem Schiff hinausfahren und ein langes Seil mit Markierungen hinunterlassen. Vielleicht finden wir somit die tiefste Stelle des Goldsees heraus.«

»Die Untoten kamen aus dem Wasser«, bemerkte Rodried, der noch immer Schwierigkeiten hatte, es sich auf den Klinen gemütlich zu machen. »Sie befahren die unterirdischen Gewässer auf ihren Schiffen und sie stiegen direkt aus dem Wasser. Möglicherweise werfen wir den Stab direkt in ihre Arme, wenn wir ihn im Goldsee versenken.«

»Der Goldsee ist ein Binnenmeer, richtig?«, fragte Hedda. »Jedenfalls schmeckt es nach Süßwasser. Auch die unterirdischen Seen sind Süßwasser. Möglicherweise verhält es sich mit dem salzigen Ozean anders.«

»Eigentlich eine gute Logik«, warf Piasus ein und trank einen Schluck Wein aus einem Becher. »Meine Liebe, du kennst dich mit dem Meer besser aus als jeder hier von uns. Erzählt man sich bei den Brega Geschichten von Knochenschiffen, die über den Ozean fahren,

mit einer Besatzung aus Untoten?«

Hedda schüttelte den Kopf. »Nein, davon ist mir nichts bekannt. Wenn ich wieder zu meinem Schiff zurückkehre, könnte ich den Stab mitnehmen und ihn nebenbei ins Meer hinauswerfen. Ich weiß nicht, wo er dann landen wird oder ob er auf dem Grund des Meeres liegenbleiben wird. Doch wenn ich weit genug hinausfahre ...« Sie hob die Schultern. »Es wäre ein Versuch.«

»Das heißt«, sprach nun auch Simund, »der Stab wird erst nächsten Frühling auf die Reise gehen, frühestens. Du wolltest doch den Winter über hier in Akleion bleiben.«

»Ist es dringend? Dann breche ich sofort auf, auch wenn es mir widerstrebt, mich so früh schon von euch zu verabschieden.«

Piasus hatte seinen Becher ausgetrunken und füllte nach. Währenddessen sagte er: »Der Stab ist hier wahrscheinlich genauso so sicher wie auf dem Weg zur Westküste. Ich glaube nicht, dass es einen Unterschied macht, wann du aufbrichst. Bitte, beglücke uns noch eine Weile mit deiner Anwesenheit.«

Simund blickte zu Melinde rüber. Sie war die ganze Unterhaltung über still gewesen und machte auch jetzt nicht den Eindruck, etwas beitragen zu wollen. »Melinde?«, fragte er. »Du siehst nichts, oder? Keine Vorahnungen?«

Piasus neigte sich zu ihr. »Kein Bedürfnis, einem Tier den Bauch aufzuschneiden?«

Melinde schüttelte den Kopf. »Die Götter waren bis jetzt, was diesen Gegenstand betrifft, vollkommen still. Uns steht frei damit zu machen, was wir für richtig halten.«

»Na, das sowieso«, meinte Piasus abschätzig. »Ich möchte nur noch mal darauf hinweisen: Wir haben in der Stadt noch eine Person mit seherischen Fähigkeiten. Und ich bin übrigens sehr dankbar dafür, dass das Orakel wieder hier in Akleion ist und nicht in Tyon. Unter anderem, weil wir jetzt einfach zum Orakel gehen und es fragen können.«

»Bei den Göttern, Piasus«, stöhnte Rodried auf. »Ein Orakel ist keine Magd, zu der man mal so hingehet, um nach ein paar Eiern zu fragen. Wenn die Götter Melinde nichts mitteilen wollen, dann wird das bei eurem tollen Orakel nicht anders sein.«

»Mein Freund«, sprach Piasus versöhnlich, »so war das nicht

gemeint. Doch es ist immer gut, sich bei mehreren Personen zu erkundigen. Und ich wette, unsere Melinde hat nichts dagegen.«

»Ist gut«, meinte sie. »Wieso sollte ich damit ein Problem haben? Die Götter kümmern sich nicht nur um mich allein. Und wer weiß, vielleicht sprechen nur bestimmte Götter zu mir, die der Merowa, und euer Orakel empfängt ihre Visionen von anderen Göttern, den Göttern eures Volkes.«

»Siehst du«, sagte Piasus und schwenkte den Becher. »Sie ist vernünftig und sieht das sehr praktisch.«

Es erfüllte Simund mit Stolz, wie sehr seine Schwester trotz ihrer Fähigkeiten nicht von sich selbst eingenommen war. Das ermahnte ihn, sich seine eigene Abstammung nicht zu Kopf steigen zu lassen.

»Also ist es beschlossene Sache?«, fragte er. »Wollen wir den Stab hierlassen oder mitnehmen?«

Wie immer zum Transport, verhüllten sie den Stab mit einem Tuch. Piasus trug ihn mit sich, wie er ihn auf der Reise zu den Kolonien mit sich genommen hatte. Simund war aufgeregt, das Orakel in ihrem Heiligtum anzutreffen. Der Kuppelbau wirkte in seiner Schlichtheit doch erhaben und lenkte vor allem nicht davon ab, dass sich das Wichtigste in seinem Inneren befand. Durch verschlungene Gänge, deren Sinn Simund nicht einleuchtete, betraten sie das innerste Heiligtum. Das Orakel saß hinter einem Vorhang verhüllt auf einer Bank. Ihre Stimme war genauso fern und verträumt wie damals, als er sie aus den Fängen von Paraxus befreit hatte.

Das Orakel kam gleich zur Sache: »Ihr seid endlich gekommen, um mir die verhängnisvolle Frage zu stellen. Es wurde auch Zeit.«

Daedlus nahm den Stab an sich und trat vor. Er enthüllte ihn und legte ihn zu ihren Füßen auf den obersten Stufen des Podests. »Was sollen wir damit tun, heiliges Orakel? Es lässt sich nicht zerstören und finstere Mächte gieren danach. Hier kann es nicht bleiben, sein Verbleib wird Akleion zu einer Zielscheibe von Totenbeschwörern machen. Wir haben darüber nachgedacht, es ins Meer zu versenken, doch wissen wir nicht, was dann daraus wird. Also, Orakel, was sollen wir mit dem Stab des Nekromanten anstellen?«

Hinter dem Vorhang blieb es still. Das Orakel regte sich nicht, doch machte ihr Schemen hinter den Eindruck, als würde sie auf den

Stab blicken.

Schließlich sprach sie mit träumerischer, schwerer Stimme: »Viele werden sterben, doch wird dieser Stab zwei Menschen das Leben retten. Dann wird sich ergeben, was mit ihm passiert. Doch wisst: Was immer ihr unternimmt, sie formieren sich bereits. Nirgends ist es sicher.«

Es dauerte nicht lange und der Zwerg Tiuz verlangte nach einer Schmiede. Nicht um Speerspitzen und Schwertklingen, Brünen oder Kettenhemden, Pfeilspitzen oder Axtbeile zu schmieden.

»Ein Ring«, sagte er bei ihrer Zusammenkunft. »Ich bin ein Ringschmied, schon vergessen? So etwas wie der Speer von Paraxus, das ist gar nicht meine Expertise. Lasst mich einen Ring schaffen, darin entfesselt sich mein wahres Potential. Barutz hier kann mir helfend zur Hand gehen und dabei einiges lernen.«

»Was braucht Ihr?«, fragte Daedlus. »Schmieden haben wir in der Stadt genug, ich könnte eine anmieten lassen.«

»Ich plane Gold zu schmieden. Dafür braucht es keinen besonders heißen Ofen. Gold lässt sich leicht formen. Dann das übliche Werkzeug, Schmiedehämmer, Zangen, Walze, Ziehbank. Das ist aber nicht alles.«

»Was noch?«

»Abgesehen vom Gold benötige ich weitere Materialien. Manche von ihnen dürften schwer zu beschaffen sein. Der Markt von Akleion ist groß und die Handelsschiffe zahlreich. Wenn er allerdings versagt, müssen wir auf anderen Märkten hier am Goldsee den Rest zusammensuchen.«

»Sehr interessant«, sagte Piasus. »Was braucht Ihr denn genau?«

»Verschiedene Dinge. Zum Beispiel, das Geräusch des knisternden Feuers.«

»Was?«, fragte Piasus erstaunt. Auch Daedlus schaute, als hätte er sich verhört.

Die Zwerge verarbeiten merkwürdige Dinge in ihren Schmiedewerken, erzählten sich die Merowa. Ihre Kunst ging weit über das hinaus, was die Menschen über das Metallhandwerk verstanden, und überschritt die Grenzen zum Magischen.

»Lasst das unsere Sorge sein«, fuhr Tiuz fort. »Möglicherweise

bräuchten wir die Schnurrhaare einer Katze, den Staub von Kreide, einen Streifen Papyrus ... vieles wird sich erst ergeben, wenn ich mit der Arbeit beginne. Am besten überlasst Ihr mir einen Laufburschen, den ich mit einer Einkaufsliste fortschicken kann. Oder Barutz, ja, ich schicke einfach Barutz los.«

»Das klingt alles sehr wunderlich«, meinte Daedlus. »Aber Ihr seid der zwergische Ringschmied und keiner hier wird einen magischen Ring ausschlagen. Wir werden sehen, was sich machen lässt. Wie lange würde der Vorgang etwa dauern?«

Tiuz strich sich über den Bart. »In diesem Jahr wird es wahrscheinlich nichts. Ich werde mich beeilen, im Frühjahr fertig zu sein.«

»Was? So lange?«

Barutz trat hervor und sprach: »Ja, natürlich könntet Ihr einen Ring wesentlich schneller anfertigen, aber was für Kräfte wird er besitzen? Keine! Er wird schlicht nett anzusehen sein und mehr nicht. Nein, so ein richtiger Ring, der braucht seine Zeit, um die besonderen Kräfte zu entwickeln. Zeit und Hingabe sowie die richtigen Komponenten.«

Daedlus deutete mit einer Handbewegung an, verstanden zu haben. »Wir werden Euch nicht ins Handwerk pfuschen. Und was für eine Kraft können wir erwarten?«

Tiuz grinste. »Kommt auf viele Faktoren an. Zuerst einmal müssen wir klären, für wen der Ring sein soll.«

Sie schauten sich gegenseitig an.

»Wozu brauche ich so einen Ring?«, fragte Melinde und winkte ab. »Ich bin bereits mit meiner Gabe gesegnet und muss mich nicht auf dem Schlachtfeld oder in irgendwelchen Duellen beweisen. Euch würde so ein Ring wahrscheinlich mehr nutzen.«

»Nicht jeder Ring hilft einem im Kampf«, sagte Hedda. »Manche sind auch für andere Dinge zu gebrauchen, wie etwa für die Reise auf dem Meer. Zum Beispiel mit der Fähigkeit, das Wetter besser vorhersagen zu können. Oder seine Kraft macht es mir unmöglich, zu ertrinken.«

»Sie denkt praktisch«, sagte Tiuz. »Ich mag praktisches Denken. Und was ist mit dir, Halbrott?«

Simund fühlte sich von der Frage etwas überrumpelt. Gewiss

wäre so ein magischer Ring, von Zwergenhand geschmiedet, ein großartiges Hilfsmittel. Jedoch ... »Ich habe bereits die Keule von Cherus. Beschenkt meine Gefährten, sie haben es verdient.« Er deutete auf Rodried und Piasus.

»Ich würde mich geehrt fühlen«, sagte Rodried. »Was auch immer Ihr uns schmiedet, es wird es wert sein zu tragen.«

Piasus hingegen hob abwehrend die Hände. »Ich verkaufe das Ding wahrscheinlich, vor allem wenn bekannt wird, dass es sich um einen seltenen Zwergenring handelt. Das zieht nur Aufmerksamkeit auf mich und ich werde zur Zielscheibe der Gier der Menschen.«

Tiuz' Augen verengten sich. »Ich habe da schon eine Vorstellung. Doch müsst ihr schwören, dass Ihr mein Urteil akzeptieren werdet und keinen Streit um diesen Ring anfangt.«

Sie schworen und damit begann die Arbeit der beiden Zwerge.

Kapitel 7, Gunlaug

Aziles hatte die von Greifen gezogenen Wagen lange vor Gunlaug erspäht. Für ihn waren die Gefährte zuerst nur entfernte Punkte am Himmel, dann erkannte er die Formen der Streitwagen sowie geflügelte Biester von beachtlicher Größe. Der Steppen-Elf seufzte und stieg von seinem Pferd.

Es waren tatsächlich Greifen! Bisher kannte er sie nur aus Geschichten. Sie sollten in den Ländern und Bergen östlich des Drachenwirbels ihre Heimat haben. Mit ihren scharfen Augen spürten sie selbst die kleinste Beute auf, doch zumeist ernährten sie sich von Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Pferden und anderen größeren Tieren. Selbst Löwen, Stiere, Orks und Steppen-Elfen fielen ihnen zum Opfer. Mit ihren gewaltigen Klauen und spitzen Schnäbeln töteten sie jede Beute schnell. Und da ihr Körper einer großen Raubkatze statt einem Vogel glich, waren sie auch am Boden furchterregende Bestien.

Und diese Steppen-Elfen hatten sie so weit gezähmt, dass sie sich an einen Wagen anschirren ließen und sie mit ihnen durch die Lüfte zogen. Wäre es zu viel verlangt zu fragen, ob er ein solches Tier mit nach Merow nehmen könnte?

Mit kreisenden Bewegungen näherten sich das halbe Dutzend an Greifen-Wagen dem Erdboden. Es waren einspännige, leichte Gefährte und, soweit Gunlaug es erkennen konnte, von fähiger Hand gezimmert. Seine Aufmerksamkeit richtete sich jedoch schnell auf die ungewöhnlichen Bestien, die mit einem schrillen Schrei den Landevorgang einläuteten. Gunlaug wehte das Haar von ihren mächtigen Flügelschlägen. Ihre Klauen spreizten sich und präsentierten ihre gefährliche Schärfe. Ihm schlug das Herz höher, als einer der Greifen ihn — nur für einen Moment — beim Vorüberfliegen ins Auge fasste. Er fühlte sich sogleich wie ein erschrockener Hase, bevor ein Adler auf ihn herabstürzte. Die Greifen besaßen nicht alle dasselbe Fell: Bei manchen waren es orange-rote und dunkle Streifen, andere trugen einen einfarbigen Pelz, das Fell von zwei Greifen war jedoch so schwarz wie die Nacht. Ihnen allen gemein war der viergliedrige, langgezogene Körper, die

aufgerichteten Ohren und ein Schweif am Hinterteil.

Die Greifen stürzten nicht einfach auf den Boden und gefährdeten damit die Wagen und ihre Fahrer. Stattdessen verringerten sie langsam und stetig die Höhe und »liefen« wenige Manneslängen über dem Gras in der Luft, bis Klauen auch Wagenräder gleichsam den Boden berührten und mit schwindender Geschwindigkeit in einiger Entfernung zum Stillstand kamen.

Gunlaug wurde sich bewusst, dass ihm der Mund offenstand. Er schloss die Luke und bemühte sich, ein würdevolles Gebaren an den Tag zu legen.

Thormann und die anderen Männer kamen zu ihm gerannt, während Gunlaug es Aziles gleichtat und ebenfalls vom Sattel stieg.

»Das ist ihr Stammesführer«, klärte ihn Thormann auf.

»Ich weiß, Aziles hatte es bereits bemerkt. Diese Greifen ...«

»Wir werden noch viel Zeit mit ihnen verbringen dürfen«, sagte Thormann und mahnte ihn damit dezent, weswegen sie eigentlich hier waren. Gunlaug räusperte sich und nahm Haltung an.

Die Greifen-Wagen rollten in ihre Richtung. Selbst mit eingezogenen Flügeln machten die Mischwespen mit ihren scharfen Klauen, gewaltigen Schnäbeln und aufspießenden Augen einen beängstigenden Eindruck.

Die Wagen vollzogen eine kurze Schleife, sodass sie seitlich zu ihnen standen. Mehrere Steppen-Elfen sprangen von ihnen ab. Es befanden sich immer zwei auf einem der ein-achsigen, kleinen und nach hinten offenen Fuhrwerke. Wie er es bei den Orks gesehen hatte, hielt einer der beiden einen geschwungenen Bogen, welcher wesentlich größer war als die Bögen, die er bei den anderen Steppen-Elfen gesehen hatte. Außerdem fiel Gunlaug auf, dass diese Greifen-Wagenfahrer wesentlich schwerer gerüstet waren. Unter ihren Pelzmänteln, die sie alle nach und nach abstreiften, trat ein Schuppenpanzer hervor. Auf dem Kopf trugen sie hohe Helme. Gleichzeitig verzichteten sie nicht auf Prunk: An ihren mit floralen Mustern und goldenen Tieren verzierten Gürteln baumelten vergoldete Köcher und Schwertscheiden.

»Was ist hier los?«, fragte einer der Steppen-Elfen unverzüglich. Wie er sich gebär, musste es sich um den Stammesführer handeln. Aziles senkte die Augen, während der Steppen-Elf abwechselnd

Gunlaug und seinen Sohn anschaute.

»Vater ...«, sagte Aziles und deutete auf Gunlaug. »Ich habe unsere Gäste aus Merow empfangen, wie es sich gebührt.«

Obwohl er sein Vater war und damit um einige Jahre älter sein musste, schien die Zeit ohne Spuren an seinen Gesichtszügen vorbeigezogen zu sein. Dennoch wirkte er älter. Wenn die Augen tatsächlich das Fenster zur Seele waren, dann blickte Gunlaug auf ein langes Leben. Ein Leben, das von allem etwas abbekommen hatte.

»Wie es sich gehört«, sagte er schließlich und blickte anschließend auf Gunlaugs Hirsch und dann den im Boden steckenden Speer. »Womit ihr euch die Zeit vertrieben habt, darüber kann ich nur mutmaßen.«

»Es war ein Rennen«, sagte Aziles, »Und ich habe gewonnen.«

»Gegen einen Hirsch? Natürlich ist ein Pferd schneller als ein Hirsch. Wozu dieses Rennen?«

»Nun ...« Aziles konnte sich ein verschmitztes Lächeln in Gunlaugs Richtung nicht verkneifen.

»Ich war stur«, antwortete Gunlaug, »und beharrte auf meinen Standpunkt. Lasst mich Euch sagen, dass Euer Sohn mich eines Besseren belehrt hat. Es gibt aber keinen Streit zwischen uns. Dieses Rennen diente in erster Linie unserer Belustigung.«

»Wenigstens das«, sagte der Stammesführer. »Dann muss ich mich nicht für die Flausen meines jüngsten Sohnes entschuldigen. Mein Name ist Rajuvala und ich bin der Anführer des stolzen Shakya-Stammes.«

Kein Handschlag. Thormann hatte ihn darauf vorbereitet, dennoch musste Gunlaug den Reflex unterdrücken, die offene Hand auszustrecken.

»Und ich bin Gunlaug, Sohn des Cherus, Gefährte und Halbbruder Hartrieds, dem König der Merowa.«

Gunlaug hörte die Steppen-Elfen mehrmals ›Cherus‹ flüstern. Rajuvala verzog keine Miene. Er nickte bloß und sprach: »Ich habe von den Söhnen und Töchtern von Cherus' gehört. Und die Feindseligkeiten, die wegen seines Erbes ausgebrochen sind.« Er schüttelte den Kopf. »Cherus war darum bemüht, eine göttliche Ordnung für Euer Volk herzustellen. Er hätte dieses Blutvergießen nicht gewollt, so wie er zu uns kam, um das Blutvergießen zwischen

unseren Völkern zu beenden.«

»Richtig, Ihr kanntet ihn«, antwortete Gunlaug.

»Der Schlachthirsch dort. Er muss von einem der Tiere abstammen, die Cherus mit sich nahm. Wir gaben sie ihm als Geschenk. Ich habe sogar noch eines der Schwerter aus Zwergenhand, welches er uns geschenkt hatte. Wir tranken Wein und sangen Lieder.«

Ein Moment der Stille, in dem Gunlaug nur erahnen konnte, was in Rajuvala vor sich ging. Der Steppen-Elf blickte an ihm vorbei, über den Horizont hinaus. Das endete abrupt, er zeigte auf das Lager. »Was auch immer Ihr bereden wollt, mein Zelt ist dafür der bessere Ort. Kommt.«

Die Steppen-Elfen verstanden es, ihre Zelte gemütlich einzurichten. Das Zelt des Stammesführers übertraf jenes, welches Hartried zur Reise mitgenommen hatte: Vier Stützbalken in der Mitte waren um eine Feuerstelle aufgebaut, in welche verschiedene Tierszenen eingeritzt waren. Rajuvala schien vor allem den Greif zu bevorzugen; Greifenprotome bildeten die Kapitelle. Am eindrucksvollsten waren jedoch die vielen Teppiche und Felle. Sie breiteten sich nicht nur farbenprächtig über den Boden aus, sie hingen auch an den Wänden. Soweit Gunlaug das beurteilen konnte, waren sie von höchster Kunstfertigkeit. Der Brega kam in ihm durch und er überlegte, wie viel Gewinn er mit ihnen in der Heimat machen könnte und was er möglicherweise für die Teppiche eintauschen könnte.

Rajuvala hatte still und ohne eine Frage zu stellen zugehört, während Gunlaug sein Anliegen vorgetragen hatte. Anschließend verbrachte Rajuvala die Zeit damit, mit geschlossenen Augen nachzudenken.

Seine Söhne hatten sich in ihre Zelte begeben und den Stammesführer mit Gunlaug und Thormann alleingelassen. Nicht ganz, im Zelt befanden sich ebenfalls die Frauen von Rajuvala. Gunlaug zählte fünf Steppen-Elfinnen. Stammesführer zu sein, hatte wohl seine Privilegien. Oder gab es in jedem Zelt einen Frauenüberschuss? Töchter waren keine darunter, Rajuvala hatte sie knapp als seine Frauen vorgestellt. Namen waren nicht wichtig gewesen.

Sie sahen den Männern nicht unähnlich: feine Gesichtszüge, die aufgerichteten, spitzen Ohren und der Turmschädel. Die Augen waren größer und von einer einnehmenden Leuchtkraft. Gunlaug musste sich an Thormanns Anweisung erinnern, nicht zu starren. Ihre Haare flochten sie zu langen Zöpfen oder sie ließen es glatt auf die Schultern fallen. Dazu trugen sie ein bebändertes Stirnband. Auch die Kleidung ähnelte sich, abgesehen von einem farbenfrohen Übergewand. An Gold und Schmuck übertrafen sie ihre Männer, vor allem an Halsbändern und Armreifen. Wenn immer sie sich bewegten, klimperte es.

Eine der Frauen saß die ganze Zeit über neben Rajuvala und hörte ebenfalls wortlos zu. Gunlaug nahm an, es handelte sich um so etwas wie die »Hauptfrau«. Jedenfalls nahm sie eine privilegierte Stellung gegenüber den anderen ein.

Die anderen Frauen waren mit dem Nähen, Stricken, Schneidern, Teppichknüpfen beschäftigt oder sie unterhielten sich im Flüsterton.

»Unter diesen Umständen«, unterbrach Rajuvala sein Schweigen, »ist es wohl ratsam, Euch über den Grund unseres Ausflugs in Kenntnis zu setzen. Es war nicht zum Spaß. Wir haben die südlichen Grenzen unseres Territoriums ausgekundschaftet. Unser Hauptaugenmerk lag dabei auf die Bewegungen der Orks. Ja, eine Armee formiert sich. Bislang ist es nur die Vorhut, aber die Größe dieser Vorhut gibt zu bedenken. Dass eine Gruppe von Orks an unseren Patrouillen vorbeischieben konnte und in Euer Territorium eindrang, dafür könnt Ihr Eurem König meine Entschuldigung vermitteln.«

»Es ist nicht Eure Aufgabe, unsere Grenzen zu schützen. Gerade deshalb danke ich Euch.«

Rajuvala machte eine wegweisende Bewegung. »Niemanden ist geholfen, wenn die Orks über andere herfallen. Besser, sie schlachten sich gegenseitig ab. Jeder Sieg der Orks gegen andere ist ein Verlust für die zivilisierten Völker. Was den Krieg aber anbelangt ...«

Er schaute zu seiner Frau, die den Blick erwiderte. Es gab eine stille Absprache, dann wandte sich Rajuvala an Gunlaug. »Ich will Euch helfen, aber es wird schwierig. Ungeachtet dessen, was ich gerade über die Orks gesagt habe, genießen wir dennoch Frieden mit ihnen.«

»Ich habe einen Orkschädel am Zaumzeug eines Eurer Pferde gesehen. So friedlich kann es nicht sein.«

»Gewalt gibt es immer, wie der Leopard immer dem Reh auflauern wird. Ich wette, auch Elfenschädel befanden sich an diesem Zaumzeug. Kämpfe unter Einzelnen. Es bedeutet nichts. Nein, wovon ich spreche, ist offener Krieg. Zwischen Stämmen und der Orkhorde. Um eines gleich vorneweg anzusprechen: Wir singen Hymnen über unsere Stärke und unseren Mut, doch sind wir nur ein Stamm. Ihr könnt die Größe meines Stammes, die Anzahl der Reiter, Pferde, Bögen, Schwerter und Wagen einschätzen. Allein nehmen wir es niemals mit der Orkhorde auf.«

»Das verlangen wir auch nicht«, sagte Gunlaug und schaute zu Thormann. »Mein Begleiter hier plant, uns zu anderen Stämmen zu führen, um eine Koalition gegen die Orks zu bilden.«

»Das ist klug, wird aber ebenfalls schwierig. Wie gesagt, wir genießen einen relativen Frieden. Auch eine Koalition mehrerer Stämme wird sich der ganzen Gewalt dieser Horde nicht stellen können. Wir gehen von einer Armee aus, die es mit gesamten Völkerschaften aufnehmen kann. Doch so, wie sie sich bewegt, sind sie nicht an den Herden und Pferden der Saumya interessiert. Und das wird der Grund sein, warum viele nicht gegen sie kämpfen wollen. Wieso den Zorn der Orks auf sich ziehen und das eigene Wohl riskieren, wenn wir gar nicht ihr Ziel sind?«

Gunlaug machte den Mund auf, doch ein schlüssiger Einwand kam ihm nicht in den Sinn.

Stattdessen sprach Thormann: »Wir wissen Eure Hilfe dennoch zu schätzen. Egal ob sich eine Einigung mit den anderen Stämmen ergibt, der König verspricht Euch zu entlohnen.«

»Das Mindeste«, fuhr Rajuvala fort, »was wir für Euch tun können, ist, die Orks weiterhin zu beobachten. Wir können ausspähen, ob sie sich nach Süden oder Norden begeben oder planen, durch das Drachenwirbel-Gebirge zu ziehen. Anschließend fliegen wir mit unseren Greifen los und warnen Euch. Es ist nicht viel, aber es kann Leben retten.«

Gunlaug nickte. »Andere Völker sollen sich für uns nicht in Kriege stürzen, die nicht ihre sind. Zu wissen, wo sie angreifen werden, nimmt ihnen den Überraschungsmoment. Wir können das

zu unserem Vorteil einsetzen. Damit hättet Ihr uns einen großen Dienst erwiesen.«

Gunlaug horchte auf, denn nun sprach seine Frau. Eine glockenklare, helle Stimme sagte ihm: »Das freut uns, dass Ihr Verständnis für unsere Situation habt. Bis Ihr Euch zu den anderen Stämmen begeben, ruht Euch bitte noch eine Weile bei uns aus. Wir werden Euch ein Gästezelt aufbauen. Zögert nicht, uns zu fragen, wenn Euch etwas fehlt.«

Das trug so mit einer einstudierten Würde vor, doch das leichte Lächeln vermittelte Gunlaug, dass die vorgetragene Freundlichkeit nicht falsch war. Er stammelte, als er sich bedankte.

Kapitel 8, Gunlaug

Das Zelt war schnell aufgebaut, angefangen mit den Stützpfählern und anschließendem Aufziehen der Zeltplane. Gunlaug und die übrigen Merowa halfen natürlich, doch die Saumya gingen dabei so geübt und geschwind vor, ihre Hilfe war kaum nötig. Anschließend trugen sie Teppiche und Kissen aus den verschiedensten Zelten und verteilten sie im Innenraum. Als nach getaner Arbeit Gunlaug, Thormann und die anderen sich umschaute, sah es sehr gemütlich aus.

Aziles steckte seinen Kopf durch den mit einem Teppich verhangenen Eingang. »Schon sehr gut, aber Euch fehlt das Feuer. Wartet, bin gleich wieder da.«

In der Tat lagen in der Feuerstelle nur ein paar Scheiten, es brannte aber keine Glut. Die Nacht brach langsam herein und in dem Zelt wurde es merklich kühler.

Gunlaug erwartete, Aziles würde mit einem glühenden Holzsplitter ins Zelt treten. Stattdessen schwebte die Flamme über seiner Hand. Thormann hatte ihn darauf vorbereitet und auch die anderen Merowa mussten das bereits gesehen haben, denn sie starteten weit weniger als Gunlaug. Der hingegen hatte die Fähigkeit der Elfen, die Elemente zu beherrschen, bisher nicht mit eigenen Augen gesehen.

Aziles hielt die Flamme über das Holz. Wie von Geisterhand sprang sie auf die Scheite über.

»Einen Moment noch«, sprach Aziles und setzte sich vor die Feuerstelle.

Das Feuer war nicht sofort entfacht. Stattdessen glomm es nur kraftlos vor sich hin. Doch als Aziles sich hinsetzte, die Augen schloss und mehrmals tief ein und ausatmete, griff die Flamme auf das Holz über und entfachte die Feuerstelle.

Aziles öffnete die Augen und lehnte sich zurück.

»Wo habt Ihr die Flamme her?«, fragte Gunlaug.

»Sie wird dem Nachbar nicht fehlen, wenn Ihr das meint.«

»Nein, das meine ich nicht. Habt Ihr das Feuer erschaffen oder wie habt Ihr es in der Handfläche hergetragen? Entschuldigt meine dumme Frage, doch es interessiert mich.«

»Schon gut. Nein, ich kann kein Feuer aus dem Nichts zaubern. Kein Saumya kann das, soweit mir bekannt ist. Wir manipulieren das Feuer, Wasser oder den Wind nur. Wir versetzen die leichten Elemente in Bewegung, dämmen sie ein, lenken sie, lassen sie anwachsen, anschwellen. All das. Aber wir sind nicht die Schöpfer der Elemente. Das sind die alten Götter.«

»Die ›leichten Elemente‹?«, fragte Gunlaug.

»Als die alten Götter die Welt schufen, unterteilten sie die Welt in leichte und schwere Elemente. Den Vorfahren von uns Elfen trugen sie auf, Wasser, Feuer und Wind zu formen und in die Welt zu tragen. Den Zwergen gehörten jedoch Stein, Metall und Kristall. Sie sollten die schweren Elemente formen. So erzählt man es sich jedenfalls.«

»Ihr glaubt es nicht?«

Aziles stand auf und streckte sich. »Macht es einen Unterschied? Es ist eine Erklärung, kein Faktum. Aber erzählt das bitte nicht meinem Vater.« Aziles trat näher, als wäre Geheimhaltung das oberste Gebot. »Er hält viel auf diese alten Geschichten. Ach übrigens, wo wir gerade von Rajuvala sprechen: Er hat mir aufgetragen, auf Euch aufzupassen, da wir uns beide so gut verstehen. Keine Sorge, das bedeutet nicht, dass ich Euch ständig im Nacken sitze. Ich soll nur sichergehen, dass Euch nichts geschieht und andere Saumyas Euch keine Gefahr werden.«

»Werdet Ihr uns auf unserer Reise begleiten?« Gunlaug gefiel die Vorstellung. »Es wäre mir eine Freude.«

»Gleichermaßen, aber jetzt muss ich mich entschuldigen. Schlafen möchte ich doch in meinem eigenen Zelt.«

Dann verschwand Aziles.

»Er ist mir zu freundlich«, sagte einer der Reisebegleiter. »Passt auf Euch auf, mein Herr, die sind sonst nicht so. Höflich ja, aber nicht so freundlich.«

»Aziles ist jung«, warf Thormann ein. »Wahrscheinlich kommt die Distanziertheit mit der Zeit. Oder er ist einfach nur anders.«

»Woher weißt du, dass er jung ist?«, fragte Gunlaug. »Es fällt mir schwer, das Alter dieser Elfen einzuschätzen. Nur weil er der Jüngste von Rajuvalas Söhnen ist, muss er noch lange nicht jung sein.«

»Sein Reittier«, antwortete Thormann. »Es ist nur ein Pferd. Er

gehört zur Familie des Stammesführers, man könnte also sagen, er sei adlig. Wäre er volljährig, hätte er auch einen Greifen und würde seinen Vater bei den Ausflügen begleiten.«

Die Saumya wachten lange vor ihren menschlichen Gästen auf, bevor die Sonne aufging. Der Grund war ein tägliches Ritual. Jeden Morgen galt es für dieses Volk, die aufgehende Sonne mit Gesang zu begrüßen. Ihre Stimmen weckten Gunlaug sanft, der sich in den ersten Momenten des Aufwachens in einem Traum wähnte. Nicht nur dämmerte ihm langsam, während er die Müdigkeit abschüttelte, wo er sich befand, Gunlaug realisierte auch zum ersten Mal, wie weit er eigentlich von allem entfernt war, das er kannte. So weit im Osten war er noch nie gereist und er befand sich in einem völlig fremden Land, unter andersartigen Wesen und sah ihm unbekannte Tiere wie die Greifen. Die Vorfreude auf das, was dieser Tag zu bieten haben würde, ließ ihn schnell aus dem Lager steigen.

An Fleisch zum Frühstück würde sich Gunlaug noch gewöhnen müssen. Die Saumya waren Nomaden und lebten von der Viehzucht. Somit bestand — das erzählte ihm Thormann — ihre Ernährung fast ausschließlich aus Fleisch. Am Morgen nahmen sie wenige Streifen zu sich, mehr war nicht nötig, damit die Saumya den Tag beginnen konnten. Sie kochten das Fleisch in heißem Wasser ohne jegliche Zutaten. Es schmeckte nach Rind. Dazu tranken sie viel Milch.

»Was ist heute geplant?«, fragte Gunlaug, während er Aziles dabei zusah, wie der die Greifen fütterte.

Aziles schnitt mit einem langen, gekrümmten Messer Stücke aus dem Leib eines toten Rindes.

»Nachdem wir diese hungrigen Schnäbel gefüttert haben ...«, sprach Aziles und warf ein Stück Fleisch in Richtung des Greifen. Das Mischwesen schnappte gezielt zu, reckte den Hals und schlang es hinunter. »Eigentlich war es heute nicht vorgesehen, dass ich auf die Jagd gehe, aber ich verspüre Lust darauf und kann Eure Unkenntnis dieses Landes als Vorwand nehmen. Was meint Ihr?«

»Eine Jagd klingt gut. Was jagen wir?«

Aziles versenkte das Messer im Rinderleib. »Was uns vor die Pfeilspitzen kommt. Es soll hier noch einen Bären geben. Sein Fleisch ist keine Köstlichkeit, doch den Greifen wäre es egal und das Fell

würde uns viel Ruhm einbringen. Habt Ihr schon einmal einen Bären gejagt?»

»Mehr als einmal.«

Aziles nickte anerkennend. »Wie habt Ihr ihn gejagt?»

»Mit Hunden und Spießern. Die Hunde hetzten und drängten die Bären, bis sie nicht mehr flüchten konnten. Den tödlichen Hieb führten jedoch wir aus, die Jäger. Mein Spieß erlegte einmal einen mächtigen Braunbären.« Gunlaug war stolz auf diese Tat gewesen und scheute sich nicht, das in seinen Ausführungen mitschwingen zu lassen.

»Wir verwenden keine Hunde«, sagte Aziles, »doch mit einem Speer dürft Ihr es gerne versuchen. Solltet Ihr den Bären erlegen, dann gehört das Fell Euch.«

Gunlaug jagte nicht allein mit Aziles. Zwei seiner Brüder begleiteten ihn, welche Gunlaug lediglich knapp grüßten, ebenso ein paar weitere Saumyas. Außerdem kamen zwei seiner merowschen Reisegefährten mit auf die Jagd.

Inseheim hatte Gunlaug gehofft, sie würden mit den Greifen auf die Jagd gehen. Selbst wenn er nicht in einem der Wagen mitfahren durfte, hätte er die beeindruckenden Mischwesen einfach nur gerne in Aktion gesehen. Aziles gab Gunlaug eines seiner Pferde, da er meinte, dass so ein Hirsch sich nicht für die Jagd eignete. Gunlaug nahm dankend an.

Bevor sie losritten, nahmen sie eine Mahlzeit ein, welche wiederum aus Fleisch bestand. Dazu tranken sie reichlich Milch. Der Himmel zog sich grau zu und ein starker Wind blies in östliche Richtung, als sie über die Ebene ritten, und das Gras unter den Hufen wog wie die Wellen auf dem Meer.

Im Norden vermuteten sie den Bären. Erst am Nachmittag kamen sie in eine Gegend, in der nicht nur Gras wuchs. Hier standen ebenfalls Laubbäume mit ihren blattlosen Ästen und Hügel versperrten im Gegensatz zu der weiten, offenen Steppe den Blick auf den Horizont. Natürlich hatten die Saumya während des Ritts ständig gesungen. Manchmal alle zusammen, manchmal nur einzelne, während die anderen zuhörten. Gelegentlich sprang einer von Aziles' Brüdern, genannt Narzares, vom Pferde und suchte nach Anzeichen

des Bären. Bald fand er Urin, Kratz- und Bissspuren an der Rinde oder aufgeworfene Erde, welche dadurch entstand, dass der Bär sich im Boden wälzte. Es dämmerte bereits, als Narzares sie aufforderte, die Lieder zu beenden und sich bereitzuhalten. Sie waren der Beute nahe.

Von fern hörten sie sein Gebrüll, er hatte sie also bereits bemerkt. Sich heranzuschleichen, war eh nie ihr Plan gewesen. Im Gegenteil: Die Saumya spornten ihre Pferde mit Rufen an und beschleunigten plötzlich ihren Ritt. Eine wilde Jagd begann, bei der die Steppen-Elfen trotz der schlechten Sicht und des unwegsamen Geländes im vollen Galopp ihre Beute verfolgten. Gunlaug stand ihnen in nichts nach und hielt gut mit. Im Halbdunkel erkannte er den Braunbären, wie er vergeblich von ihnen davonrannte. Das Tier musste es eingesehen haben; es hielt an, drehte sich zu ihnen um, bäumte sich auf und setzte den wilden Rufen der Saumyas und dem Wiehern der Pferde seine eigene, kehlige Stimme entgegen.

Die Reiter umkreisten den Bären und zückten ihre Bögen. Gunlaug ritt mit ihnen mit, während die Saumya im leichten Galopp ihre Beute umrundeten und einen Pfeil nach dem anderen abgaben. Sie schossen ihre Pfeile nicht nur präzise, auch die Rate, mit der die Saumya sie fliegen ließen, erstaunte ihn.

Der Pfeilhagel drang dem Bären tief ins Fell und zerstörte seinen Kampfgeist. Er unternahm einen Fluchtversuch, welcher direkt durch den Ring aus Reitern führte. Geschwind öffneten sie den Kreis und ließen ihn gewähren.

»Was nun?«, fragte Gunlaug. Auch wenn er bisher nur zugeschaut hatte, hatte ihn die Jagd doch erregt und er wollte die Beute ebenso wenig entkommen lassen wie die Steppen-Elfen.

Aziles schaute kurz zu ihm herüber, dann verstaute er seinen Bogen im Köcher und einer der Saumya reichte ihm einen Speer. Auch seine Brüder erhielten welche. Mit einem kurzen Nicken deutete Aziles auf Gunlaug.

»Ich habe Euch das Fell versprochen, wenn Ihr ihn erledigt«, sagte Aziles. »Der Bär ist schwer verletzt, wir könnten es uns leicht machen und seiner Blutspur folgen, bis er erschöpft und kraftlos zusammenbricht.«

Da näherte sich einer der Reiter Gunlaug und hielt ihm einen Speer hin. Er verstand und nahm die Waffe in die Hand.

Aziles lächelte wie ein Raubtier. »Aber das ist nicht unsere Art. Welcher Ruhm läge darin?«

Die drei Brüder preschten vor und Gunlaug hinterher. Sie vermochten der Spur des Bären während des vollen Galopps zu folgen. Bald vernahm er sein erschöpftes Schnauben, hörte den Bären über Sträucher und Gräser hetzen. Aziles setzte sich an die Spitze und gelangte nahe genug heran, um mit seinem Speer zuzustoßen. Die Spitze drang ein, doch der Bär strauchelte nur zur Seite und rammte dabei das Pferd seines Bruders, der dadurch nur knapp verfehlte. Es war Narzares, der den tödlichen Hieb ausführte, noch bevor Gunlaug die Chance dazu hatte.

Die Spitze drang in seinen Nacken. Wie vom Blitz getroffen, stoppte das Tier seinen Lauf und fiel mit der Schnauze nach vorne zu Boden. Ein letzter Seufzer entfuhr ihm, während die Waffe ihm noch im Nacken steckte.

Gunlaug holte erst einmal tief Luft. Der Rest des Jagdtrupps holte zu ihnen auf und versammelte sich um ihren Fang. Die drei Brüder sprangen vom Pferd, woraufhin sich Gunlaug berufen fühlte, es ihnen gleichzutun. Zumindest hatte er an dieser finalen Hatz teilgenommen.

»Den hättest du mir fast gestohlen«, sagte Narzares an Aziles gewandt und zog seinen Speer aus der Beute.

»Das nächste Mal werde ich mir mehr Mühe geben. Überholt habe ich euch allemal.«

Der andere Bruder verschränkte die Arme. »Ein schneller Pfeil muss nicht zwingend treffsicher sein. Dein Angriff hat mir den Sieg vermasselt.«

»Ach, ich habe ihn nur in deine Richtung gestoßen. Wir müssen das besser absprechen.«

Mundwinkel zuckten. Gunlaug konnte nicht sagen, ob sein Bruder amüsiert war oder ihn nur mit Spott bedachte.

Gunlaug gesellte sich daneben und stützte sich auf seinen Speer. Das Fell des Bären war mit seinem Blut übersät, hier und da hingen noch abgebrochene Pfeilspitzen. »Wir haben noch einen weiten Weg«, sagte er, »und es wird bereits dunkel.«

Narzares zog ein Messer. »Mir gehört das Fell und als derjenige, der den Bären erschlagen hat, erhebe ich auch Anspruch auf die

Tatzen.«

»Für die Krallen?«, fragte Gunlaug.

»Was? Nein, für das Fleisch. Die Tatzen sind der beste Teil.«

Kapitel 9, Sartur

Seit den letzte Wochen und Monaten hatte Sartur nur kein menschliches Gesicht mehr gesehen — jedenfalls kein menschliches Gesicht, das zu einem tatsächlichen Menschen gehörte. Bei diesem Gedanken musste er zu seinem Gefährten blicken, dem Wolfsgeist mit dem Gesicht eines Mannes, und unweigerlich lächeln. Der Wolfsgeist kommentierte das mit einer erhobenen Augenbraue, was freilich noch witziger aussah. Jedenfalls für Sartur, der sich genügend an seinen Gefährten gewöhnt hatte, um so etwas witzig zu finden.

Sartur war zu einem ruhelosen Menschen geworden, nachdem ihm Cherus verbannt hatte. Dabei war diese Verbannung nie rechtens gewesen, so wie es die Merowa sonst ausübten: Es gab keine offizielle Verdammung zur Acht auf einem Thing. Cherus hatte ihn bestraft und damit war es beschlossene Sache gewesen — keine Rechtsprechung notwendig. Seitdem war er durch die Welt gezogen und hatte merkwürdige Freunde gewonnen; den Wolfsgeist mit dem Menschengesicht eingeschlossen.

Worum es ihm nun ging, waren keine Freunde, sondern Verbündete. So wie Gunlaug gerade jenseits des Drachenwirbels mit den Stämmen der Saumya verhandeln dürfte, so reiste auch Sartur umher und besprach sich mit wichtigen Persönlichkeiten. Während sich Gunlaug in den Zelten der Steppen-Elfen an den Feuerstellen der Stammesfürsten wärmte, suchte Sartur bedeutende Haine auf, bestimmte Gewässer, außerordentliche Bäume oder Felsen, an oder in denen *etwas* war. Dieses *etwas* machte sie zu besonderen Orten, ließ Kräfte um sie schwirren und zog weitere Geister verschiedenster Art an.

Er hatte mit anderen Wolfsgeistern verhandelt, von denen keiner ein menschliches Gesicht zeigte. Sie sprachen nicht mit einem menschlichen Mund, sondern drangen mit ihren Gedanken tief in seinen Verstand. So unterhielt er sich mit ihnen, bis er fürchtete, dass sie seinen Verstand nie wieder verlassen würden. Seitdem glaubte er noch immer ein fernes Wolfsgeheul zu hören und eine leise Stimme flüsterte ihm fortwährend, dass sie im Gebüsch auf ihn lauerten würden. Sein menschengesichtiger Gefährte versicherte ihm, alles sei

gut, doch Sartur wusste, dass er zwei Gesichter hatte. Auch wenn die Geister niemals logen, waren sie durchaus bereit, einen zu hintergehen. Sartur hatte sich daran gewöhnt, niemandem zu trauen.

»Ich brauche eine kurze Pause«, sprach Sartur und setzte sich auf das morsche Holz einer umgefallenen Eiche. »Ich bin nicht mehr jung, musst du verstehen.«

»Nicht nötig, dich zu erklären«, erwiderte der Wolfsgeist. Er ließ sich neben ihm nieder und legte seinen Kopf auf die Vorderpfoten. »Auch mir wird eine kurze Rast guttun. Schon lange sind wir unterwegs und der Weg ist weit. Wir sollten unsere Kräfte schonen.«

»Richtig, richtig.«

Sartur hatte mit Bäreng Geistern verhandelt. ›Verhandeln‹ konnte er das kaum nennen. Der Bäreng Geist hatte ihn angebrüllt, ihn mit seinen scharfen Tatzen bedroht und seinen mächtigen Kiefer geöffnet, um ihm seinen dunklen Schlund zu zeigen. Es handelte sich tatsächlich um einen tiefen, finstren Schlund, der nicht in einem Magen endete, sondern an einem fernen Ort. Der Bäreng Geist hatte einen menschlichen, fast haarlosen Unterleib. Ungefähr ab der Brust abwärts verwandelte sich der Bär in einen Menschen. Sartur ließ sich von den Drohgebärden und dem Äußerem nicht einschüchtern, und somit war es abgemacht.

Er musste etwas essen. Sartur nahm ein paar Nüsse aus einem Beutel und kaute auf ihnen. Wann hatte er das letzte Mal eine Mahlzeit eingenommen, die in einer richtigen Küche zubereitet wurde? Vielleicht sollte er die Gastfreundschaft eines guten Herren den Winter über in Anspruch nehmen. Die Kraft seiner Stimme konnte sehr überzeugend sein, doch hatte er nicht vor, irgendwelche Unschuldigen auszunutzen. Sartur fuhr sich mit den Fingern über die Narbe im Gesicht und erinnerte sich daran, wohin das führen könnte, anderen Menschen seinen Willen aufzuzwingen. Stattdessen war er dazu übergegangen, seine Stimme dazu zu nutzen, den Menschen einen Schubs in die richtige Richtung zu geben. Außer in Notfällen, das erlaubte er sich.

Sartur stand auf. »Wollen wir weiter?«

Der Wolfsgeist gab seine Bestätigung, indem er sich ebenfalls erhob.

Die Geister der Raben hatte er ebenfalls aufgesucht. Mit ihnen zu

verhandeln, stellte sich als eine Geduldprobe heraus. Ein jeder von ihnen beherrschte die geheime Sprache, mit der Sartur auch mit seinem Wolfsgefährten kommunizierte. Nur benutzten die Rabengeister diese Sprache, um ja nichts von Sinn und Verstand zu sagen. Raben galten als klug und auch bei diesen Geistern war das der Fall. Ihre Gedanken rasten, ihre Rede war flink, doch oft belanglos. Ob es sich so mit allen Rabengeistern verhielt, war Sartur unbekannt. Doch diese hatten seine Nerven strapaziert. Vermutlich mit voller Absicht. Ein falsches Wort, ein Ausbruch an Wut und sie wären über ihn mit ihren spitzen Schnäbeln hergefallen. Doch er wartete und schwieg und richtete nur dann das Wort an sie, wenn er etwas Gescheites sagen konnte, das seiner Sache dienlich war. Als ihnen langweilig wurde, willigten sie ein.

Nachdem er an Raben gedacht hatte, wanderte sein Geist weiter zu den Krähen. Genauer zu einer bestimmten, sehr wichtigen Krähe.

»Wir hätten Wardrun mit uns nehmen sollen. Nur einen der Geister zu treffen, hätte ausgereicht. Dann würde er ein besseres Verständnis dafür bekommen, was wir hier eigentlich tun und wie mächtig die Geister von Merow sind.«

»Der Fürst von Krähenwut ist kein Feigling«, antwortete der Wolfsgeist, »doch würde ihn die Begegnung mit einem der großen Geister verschrecken. Außerdem könnte ihre Aufmerksamkeit sich auf ihn richten, der nicht die Kenntnisse und nicht über die Willenskraft verfügt, mit ihnen umzugehen.«

»Dieses Volk, die Merowa, sie wissen nicht, was um sie herum geschieht. Welche Kräfte tatsächlich über die Wälder und Sümpfe herrschen. Sie wähnen sich Fürsten und Herren ihres Stückes Land. Sie jagen das Wild in ihren Revieren, als sei es ihr Besitz. Vielleicht ist es besser so. Wenn die Menschen realisieren würden, dass ein Großteil dieses Landes von Wesen beherrscht wird, für die sie nicht einmal einen Namen haben, würden sie jeden Augenblick in Furcht verbringen. Vergiss, was ich gesagt habe, es ist besser, Wardrun weiß nichts von euch. Ich habe nur laut gedacht.«

Der Wolf schaute wissend-spöttisch zu ihm hoch. »Dir ging es nicht wirklich nur darum. Du willst auch Anerkennung für deine Taten. Du willst nicht nur für die Narbe bekannt sein und wofür du sie erhalten hast. Als der Vermittler zwischen den Wesen des Waldes

und der Sümpfe willst du in den Dichtungen und Liedern auftauchen. Respektvoll sollen die Merowa deinen Namen aussprechen und mit einer Spur von Angst, wenn sie an deine mächtigen Verbündeten denken. Streite es nicht ab: Wie jedes Kind des Cherus dürstet es auch dich nach Ruhm und Anerkennung.«

Sartur schwieg.

Ihre Arbeit war noch nicht abgeschlossen. Es gab einen weiteren Geist, mit dem Sartur verhandeln musste. Diesen Geist fand er mithilfe seines schlauen Wolfsgefährten im Moor. Der hatte das Weite gesucht, wie sonst, wenn Sartur sich mit anderen mächtigen Geistern traf, und wartete am Rand des sumpfigen Gewässers auf ihn. Der Kern des Moores lag in einer tiefen Senke, in dessen Mitte sich eine kleine Insel erhob. Um zu dieser Insel zu gelangen, musste Sartur durch das knietiefe Wasser waten. Seine Füße traten auf weichen Torfboden, während er sich schnaufend vorwärts kämpfte. Wieso reiste er eigentlich nicht mit einem Pferd? Richtig, weil Pferde seine Gefährten scheuen.

Das Zirpen machte ihm schnell deutlich: Er war am richtigen Ort und je näher er der Insel innerhalb des Moores kam, desto lauter wurde es. Vereinzelt flogen Heuschrecken an ihm vorbei und verschwanden wieder zwischen den Binsen und Schilfen.

Wie würde sich der Geist ihm zeigen? Bei einem Heuschreckengeist konnte Sartur nicht von einer hübschen Gestalt ausgehen. Das Erscheinungsbild könnte ebenso lächerlich wie abscheulich aussehen. In beiden Fällen galt es, bei der Sache zu bleiben und sie zielgerichtet vorzutragen.

Seine Füße traten endlich auf mehr oder weniger festen Boden. Dennoch war der Untergrund der kleinen Insel schlammig, jeder Schritt verursachte ein schmatzendes Geräusch. Die Heuschrecken hatten diese Insel zu ihrem Sitz erkoren und besetzten sie in Scharen. Das Geräusch tausend zirpender Insekten drückte sich auf seine Ohren.

Die Grashüpfer begannen ihn zu umschwirren und gegen ihn zu stoßen. Sartur schlug instinktiv nach ihnen, doch dann fiel ihm ein, dass dieses Verhalten missverstanden werden könnte und beließ es dabei, sein Gesicht mit dem Arm zu schützen. Er hielt sein Ziel, einen

ausgehöhlten Baumstumpf in der Mitte der Insel, fest im Blick und marschierte vorwärts.

Der Heuschreckenscharm verdichtete sich, ein undurchdringlicher Schleier an Chitinpanzern nahm ihm die Sicht auf den Baumstumpf. Tausende Flügelschläge dröhnten auf ihn ein. War er hier nicht erwünscht?

Ein Schritt nach dem anderen, dachte Sartur sich. *Nur nicht aus der Fassung bringen lassen. Einen Schritt. Nach. Dem anderen.*

Plötzlich lichtete sich der Schleier, das Dröhnen verstummte. Bis auf das gelegentliche Zirpen der Heuschrecken war das Moor in Stille gehüllt. Sartur stand vor dem ausgehöhlten Baumstumpf und sah eine mehr als menschengroße Heuschrecke, welche den Blick ausdruckslos erwiderte. Er konnte sein eigenes Antlitz in den riesigen, dunklen, spiegelartigen Augen erkennen. Das einzige, was sich bewegte, waren die Fühler, so hoch und lang wie die Binsen des Moores.

Sartur entschied, den Anblick komisch zu finden, behielt jedoch sein Lachen für sich.

Die riesige Heuschrecke streckte ihre Vorderbeine aus und zog sich aus dem Baumstumpf. Der langgezogene Körper mit seinem dunkelgrünen Panzer kam zum Vorschein, bis zu den dicken Schenkeln der Hinterbeine. Die Riesenheuschrecke richtete sich auf. Streckte sie sich etwa? So erhoben, überragte sie Sartur um das Dreifache. Er musste den Hals recken, ließ sich aber nicht von der Zurschaustellung von Größe beeindrucken oder gar beängstigen.

Die Kauwerkzeuge bewegten sich nicht, als die Heuschrecke ihn ansprach: »Wie kann ich helfen?«

Der Heuschreckengeist klang höflich, vielleicht freundlich. Doch musste Sartur auf der Hut bleiben. »Grüße, mächtiger Geist«, antwortete Sartur in der Sprache dieser Wesen. »Ihr könnt mir sehr wohl helfen. Es gibt da nämlich ein Vorhaben, bei dem ich Eure Kräfte benötige.«

Die Riesenheuschrecke ließ sich seitlich neben Sartur nieder. »Aha, das habe ich erwartet. Es heißt, andere hätten sich bereits Eurer Sache angeschlossen. Wir unterhalten uns auch untereinander, müsst Ihr wissen, Menschlein. Und wir unterhalten uns auch über Euch, Sohn des Cherus.«

»Ich komme nicht als Sohn des Cherus zu Euch«, antwortete Sartur, während er sich auf seinen Stab stützte. »Sondern als Sartur, der Wanderer. Sartur, die Stimme.«

»Und dennoch spielt Eure Abstammung eine Rolle in Eurem Vorhaben, habe ich nicht recht?« Es stieß ein lautes, zirpendes Geräusch aus, welches Sartur nicht zu deuten vermochte. »Ihr zielt auf die anderen Kinder des Cherus ab.«

»Es ist nicht mein Anliegen, alle meine Halbbrüder und Halbschwestern umzubringen. Doch Tote werden unausweichlich sein.«

Plötzlich setzte sich die Heuschrecke in Bewegung. Mit einer Geschwindigkeit, die Sartur der riesenhaften Gestalt nicht zutraut hatte, umrundete sie ihn mehrmals. Das dunkle, große Auge war nun so nah, dass Sartur wieder sein Spiegelbild sehen konnte.

»Wir sind keine Auftragsmörder, müsst Ihr wissen.«

»Das weiß ich sehr wohl und das ist auch nicht, was ich verlange.«

»Doch verlangt Ihr, dass wir für Euch ein großes Gemetzel veranstalten sollen.«

»Zum Schutz dieses Landes. Am Ende wird es nichts weiter geben als Kadaver, über die Ihr und Eure Heuschrecken herfallen können.«

»Kadaver?«, fragte die Heuschrecke und die Fühler tanzten. »Gib uns Felder, gib uns Ähren, gib uns all das, was deine Art in mühsamer Liebe und Arbeit aus dem Boden hervorsprießen lasst.«

Sartur zuckte mit den Schultern. »Ihr seid ein mächtiger Geist. Jederzeit könntet Ihr mit Euren Schwärmen über die Felder herfallen und Euch nehmen, wonach es Euch beliebt.«

Die Riesenheuschrecke zuckte davon und platzierte sich frontal zu ihm auf den Baumstumpf. Die Mundwerkzeuge öffneten sich und ein menschliches Gesicht kam darin zum Vorschein. Es besaß eine etwas schiefe Nase, war haarlos, eindeutig einem Mann zuzuordnen.

Gut, dachte sich Sartur, die mit Menschengesichtern sind meistens die Vernünftigen.

»Natürlich könnte ich das«, sprach das Gesicht. Es öffnete tatsächlich den Mund und formte hörbare Worte. »Doch warum sollte ich mit solcher Gewalt über die Felder herfallen? Wir nehmen uns, was wir wollen, ohne eine Katastrophe anzurichten. Ich habe

nichts gegen Menschen, schließlich bauen sie die Felder an, die wir so lieben.«

»Ihr seid tatsächlich einer der vernünftigsten Geister, mit denen ich sprechen durfte, doch sagt das nicht den anderen.«

Die Mundwinkel verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Etwas schmeicheln half wohl, dabei hatte Sartur das ernst gemeint.

»Nein, ich verlange nicht, dass Ihr alle Ernten der Menschen ausrottet. Nur ein paar Felder ausgesuchter Ziele.«

»Und wieso sollte ich das tun? Wieso sollte ich meine Schwärme über diese ausgesuchten Ziele herfallen lassen?«

»Weil es Euch nützen könnte. Abgesehen davon, den Hunger Eurer Schwärme zu stillen. Zugegeben, es handelt sich dabei um die Felder meiner Feinde. Es sind die Feinde eines Herren der Menschen, welcher der König der Merowa werden könnte. Um mich geht es dabei nicht, ich strebe keine Krone an.«

Das Lächeln zwischen den Kauwerkzeugen der Riesenheuschrecke verschwand. »Und nun erkläre mir bitte, was mich dieser Mensch angeht.«

»Die Menschen in diesem Land huldigen kaum noch den Geistern des Waldes. Sie beten zu Göttern in Menschengestalt, allen voran zu Cherus. Dieser eine Herr ist, im Gegensatz zu Hartried und mir, kein Sohn des Gottes. Es handelt sich um einen normalen Menschen. Und er wird dafür sorgen, dass die Merowa sich wieder den anderen Wesen hinwenden.«

Das Menschengesicht gluckste. »Ich habe kein Interesse daran, wie ein Gott angebetet zu werden. Wie Ihr damit die anderen überzeugen konntet, bleibt mir schleierhaft. Verschwindet. Ich verspreche Euch, dass Ihr sicher das Moor verlassen dürft.«

»Das hat nichts mit Verehrung zu tun. Die Götter der Menschen sind Euch feindlich gesinnt. Und je weiter sie sich ausbreiten, desto mehr wird Euer Lebensraum schwinden. Mit den neuen Göttern an der Spitze wird es keine friedliche Koexistenz geben.«

»Und Ihr glaubt, Ihr könnt diese Herausforderung besser meistern als wir?«

»Ich will Euch helfen, bevor es zu spät ist. Aber es geht mir auch darum, die Kinder von Cherus vom Thron zu stoßen. Er gehört den Menschen, wie Cherus es selbst bestimmt hatte, indem er seine Krone

an Doderried weitergab. Und dieser Mensch, dieser Herr, von dem ich vorhin sprach, ist ein Nachfahre von Doderried. Er verdient die Königswürde mehr als jeder Harried, Gunlaug, Hedda oder wen auch immer Cherus sonst noch gezeugt hat.«

»Ah, ich verstehe. Ich erkenne, dass Ihr zumindest für den größten Teil aufrichtig sprecht. Also ...« Das Gesicht zwischen den Kauwerkzeugen kam näher. »Über welche Felder sprechen wir?«

Kapitel 10, Simund

Mit dem Winter zogen auch die Feste ein. Wenn dieses Volk sich auf eines verstand, dann Feste zu feiern. Zur Wintersonnenwende kamen die Menschen zusammen, um Feuer anzuzünden und ihren Göttern zu opfern. Simund und die anderen Merowa nahmen mit respektvollem Abstand teil. Danach — und das überraschte Simund schon gar nicht mehr — wechselten sich die Rituale mit den Gelagen ab.

Simund war kein Trunkenbold und konnte sich im Zaum halten, dennoch wog der gestrige Umtrunk schwer auf seinem Schädel. Es hatte ihn verlangt, an die frische, winterliche Luft zu gehen. Melinde und Rodried wollten ihn begleiten. Ebenso Kadeira, die älteste von Daedlus' Töchtern.

Nachdem sie den Markt betreten hatten, fanden Melinde und Rodried eine Ausflucht, die beiden allein zu lassen.

»Ich muss mich entschuldigen«, begann Simund. »Ich bin noch etwas benommen von der letzten Feier. Sehr gesprächig werde ich nicht sein.«

»Wer sagt denn, dass wir zum Sprechen hierhergekommen sind?«, erwiderte sie mit dunkler Stimme. In den Worten lag eine Herausforderung, keine Ablehnung. Sie neckte ihn, soviel verstand Simund.

Das Mädchen schlenderte ohne ersichtliches Ziel über den Platz. Simund folgte ihr, unfähig eine adäquate Antwort zu liefern. Eigentlich war es ihm egal, ob sie sich miteinander unterhielten oder nicht. Es fühlte sich einfach nur gut an, an ihrer Seite zu sein. Hin und wieder grüßte er jemanden, den er in Daedlus' Haus oder auf den Versammlungen getroffen hatte. Er hätte sich wichtig vorkommen können, wäre es bei einigen der Herren nicht offensichtlich gewesen, dass sie es nur aus Höflichkeit taten.

»Du bist bekannt in Akleion«, bemerkte Kadeira. »Oder ist das in deiner Heimat nicht anders?«

»Am Hofe des Fürsten kennen mich auch einige Leute, einschließlich des Fürsten selbst und seiner Familie. Aber das ist keine Stadt wie Akleion. Im Haus deines Vaters sehe ich ständig neue

Gesichter. Es ist nicht vergleichbar. Außerdem: Wenn dein Vater nicht gewesen wäre, würden mich die meisten hier nur als dummen Barbaren betrachten.«

»Du erzählst viel von meinem Vater.« Sie drehte sich zu ihm und blieb stehen. Hinter ihr standen die Statuen von alten Helden aus der Heimat der Mykerios.

»So viel kann ich von meinem auch nicht berichten«, antwortete Simund. »Abgesehen von den Legenden, die man sich bei meinem Volk erzählt. Und einige musste ich gestern Nacht schon zum Besten geben, obwohl mich dein Vater nicht als Barde angeheuert hatte. Wie wäre es ...« Simund deutete auf die Statuen hinter Kadeira. »Wenn Cherus zwischen diesen Heroen stehen würde? Er ist zwar nicht mit der Geschichte deines Volkes verbunden, doch hätte er bestimmt nichts dagegen. Außerdem befindet ihr euch mehr oder weniger in Merow. Oder zumindest an seiner Grenze. Ich bin mir nicht sicher.«

Sie schaute eine Weile auf die Statuenreihe, als zöge sie seinen Vorschlag ernsthaft in Betracht. »Mir scheint es eher, als wenn mein Vater dich lieber zwischen diesen alten Helden sehen möchte.«

»Nun redest du von deinem Vater.«

Sie ignorierte den Kommentar und ging weiter. »Er hält dich für einen großen Helden. Oder glaubt zumindest, du könntest einer sein. Manchmal kann ich es mir nicht vorstellen, dass du es gewesen sein sollst, der den Tyrann Paraxus besiegt und Tyon befreit hatte.«

Da fühlte sich Simund etwas in seinem Stolz verletzt. Er zog die Stirn kraus, schwoll seine Brust an und war schon kurz zuvor, auf seine Tat zu beharren.

Kadeira fuhr fort: »Doch dann denke ich, ja, das muss er gewesen sein.« Sie blieb erneut stehen und wandte sich ihm zu. »Da steckt ein Held in dir. Und wahrscheinlich nicht einer, der nur Ungeheuer erschlägt, Frauen raubt, Morde beginnt. Manche der Heroen, die hier in Stein verewigt sind, waren nichts weiter als das: Männer mit zu viel Kraft und Begierden. Sie haben Taten vollbracht, die außergewöhnlich genug sind, um weitererzählt zu werden. Doch sie waren nicht alle gute Männer.« Sie wandte sich wieder ab. »Jedenfalls sehe ich das so, aber ich bin nur irgendein Mädchen.«

Simund schüttelte den Kopf. »Du bist zweifellos weiser, als viele andere, die ich jemals getroffen habe.«

»Du hast den Menschen von Tyon einen großen Dienst erwiesen, als du sie befreit hast. Dadurch konntest du größeres Leid verhindern. Jemand wie ich würde vermutlich in Gefangenschaft geraten, wenn eine feindliche Armee Akleion einnimmt.«

»Das sind Cherus' Ideale. Ja, ich rede wieder über ihn. Aber Cherus hatte immer versucht, das Leid bei kriegerischen Auseinandersetzungen zu minimieren. Ich könnte mich nicht als sein Sohn bezeichnen, wenn ich es ihm nicht gleichtun würde.«

Sie nickte und sah ihn wortlos an. Was auch immer Kadeira durch den Kopf ging, es würde Simund ein Rätsel bleiben. Deswegen schaute er sie so gerne an. Wie ein See, dessen Tiefen er niemals ergründen könnte.

Eine kratzige Stimme unterbrach das stumme Zwiegespräch zwischen den beiden. »Ah, Simund«, sagte Barutz. »Und eine von Daedlus' Töchtern. Entschuldigt, er hat uns nie vorgestellt.«

»Kadeira«, antwortete sie. »Was habt Ihr da?«

Barutz trug in seiner Hand ein Seil und in der anderen eine einfache hölzerne Schatulle. »Nur Bestandteile für das, woran Meister Tiuz und ich gerade arbeiten.«

»Ihr seid doch Schmiede? Wozu braucht Ihr ein Seil? Und was befindet sich in der Schatulle?«

»Um ehrlich zu sein, so ganz verstehe ich es auch nicht«, gestand Tiuz. »Er ist der Ringschmied, ich assistiere nur. Aber fragt ihn nicht, er wird seine Geheimnisse nicht preisgeben.«

»Nun spanne uns nicht auf die Folter«, sagte Simund. »Er wird dir bestimmt gesagt haben, wozu diese Dinge gut sein sollen. Und was versteckst du nun darin?«

Barutz setzte zur Antwort an, verzog dann aber das Gesicht. »Ich glaube, er wollte das Seil in den Schmiedeofen werfen. Fragt mich bitte nicht, warum. Die Schatulle kann ich leider nicht öffnen, denn dann würde ihr Inhalt sofort das Weite suchen und ich müsste mich wieder losmachen.«

»Raus mit der Sprache, was ist drin?«

Barutz kniff das Gesicht noch mehr zusammen. Es war ihm wohl wirklich unangenehm. Er trat näher und flüsterte ihnen die Antwort: »Nicht laut sagen. Es handelt sich um ... um das Geräusch eines Furzes.«

Kadeira lachte und hielt die Hand vor den Mund. Es war ein dunkles, sinnliches Lachen. »Ihr scherzt!«

»Ich scherze ich nicht. Manche der Bestandteile, welche in magischen Ringen, Panzern und Waffen verschmiedet werden, sind in der Tat sehr ungewöhnlich.«

Simund beugte sich vor, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sprach mit gespielterm Ernst: »Du darfst den Ring der Darmwinde gerne jemanden anders geben, ich brauche ihn nicht.«

Kadeira lachte erneut auf und ihm ging das Herz auf.

Barutz schüttelte den Kopf und legte dann selbst ein breites Grinsen auf. »Dann tut mir wenigstens den Gefallen und sagt es niemanden. Am Ende würdigen sie seine Arbeit nicht gebührend.«

»Wir teilen uns ein Geheimnis«, sagte Kadeira.

»Ein gewichtiges Geheimnis«, ergänzte Simund.

»Ja, ich sehe, ihr beide nehmt die Sache sehr ernst.« Barutz deutete hinter sich. »Simund, du willst vielleicht mal nach Melinde und Rodried sehen. Auf dem Weg hierher bin ich an den beiden vorbeigekommen und es schien so, als hätten sie miteinander gestritten. Ich weiß nicht, ob das mittlerweile normal ist, seit wir hier in Akleion sind. Aber auf der Reise durch die Unterwelt haben sich die beiden immer bestens verstanden.«

»Melinde und Rodried stritten miteinander?«, fragte Simund. Er konnte sich kaum vorstellen, welchen Grund es dafür geben könnte. Vor allem Melinde war die Gutmütigkeit in Person. Rodried hingegen war stets schlechten Gemütes, seit sie in Akleion waren. »Danke Barutz. Kadeira ...«

»Wir schauen nach den beiden«, sagte sie.

Sie hörten Melinde schon, bevor sie die beiden auf dem Marktplatz fanden. Eine Menschenschar hatte sich um sie gebildet. Simund erkannte Besucher von Daedlus' Versammlungen, die näher bei den beiden standen als die Schaulustigen, als wären sie an dem beteiligt gewesen, was auch immer gerade zwischen ihnen stattgefunden hatte.

»Hör auf!«, rief Melinde und wandte sich von Rodried ab.

Der blickte hilflos und wütend drein. »Melinde, es ist nur zu deinem Besten!«

»Nein!«, rief sie. »Sie haben nichts getan!«

Simund und Kadeira traten hinzu. »Was ist geschehen?«, fragte er.
»Melinde, beruhige dich bitte erst einmal.«

»Ich schätze, das ist unsere Schuld«, begann einer der Herren. Es handelte sich um Mitglieder der oberen Schicht, einige von ihnen junge Männer, wahrscheinlich nur ein paar Jahre älter als Simund. Der Wortführer lächelte entschuldigend: »Wir konnten nicht wissen, dass wir Euren Freund beleidigen würden.«

»Ihr habt ihn nicht beleidigt!«, sagte Melinde. »Er ist nur eifersüchtig.«

»Ich bin nicht eifersüchtig!« Die beginnende Röte in Rodrieds Gesicht strafte seine Worte Lügen. »Ich wollte sie nur beschützen.«

»Wovor?«, fragte Simund.

Rodrieds deutete zu den Herren. Die hoben nur abwehrend ihre Hände.

»Es gibt keinen Grund, so viel Aufsehen wegen nichts zu erregen«, sagte einer von ihnen. »Wir wünschen Euch noch einen guten Tag.« Damit entfernten sie sich. Auch die Mensentraube um sie löste sich langsam auf.

Kadeira trat an Melinde heran und nahm sie in den Arm. »Was ist überhaupt passiert? Jetzt ist es zumindest vorbei.«

»Diese Leute«, begann Rodried und atmete einmal tief durch, »sie haben sich Melinde genähert und ich bin dazwischen gegangen.«

»Sie haben sich nur mit mir unterhalten«, erwiderte Melinde. Sie sprach leiser, der Zorn in ihrer Stimme war aber nicht verraucht.

»Du hast nicht gesehen, wie sie dich angesehen haben. Ich habe mich nur um dich gesorgt.«

»Mein Augenlicht mag schwach sein, doch ich bin nicht vollkommen blind. Ich merke, wenn mir jemand zu nahekommt. Sie führten nichts im Schilde.«

Zwei Aussagen. Simund hatte das Gefühl, die beiden erwarteten von ihm, eine Seite zu wählen. Eigentlich war er dankbar dafür, wenn Rodried sich um seine Schwester kümmerte und sie bereitwillig schützte. Selbst wenn der Fürstensohn den Herren möglicherweise unrecht getan hatte, konnte Simund ihm deswegen kaum zürnen. Gleichzeitig konnte er sich gut vorstellen, dass Rodried einen Schritt zu weit gegangen war. Abgesehen von Piasus war er diesem Volk

nicht wirklich zugetan.

»Sag doch etwas«, forderte Melinde.

»Was soll ich sagen? Ich war nicht dabei. Melinde, wenn Rodried behauptet, dich nur beschützen zu wollen, dann meint er das aufrichtig. Wie ich hat er nur das Beste für dich im Sinn. Trotzdem waren das vermutlich gute Herren, die keine schlechten Absichten verfolgten. Bitte habt beide Nachsicht miteinander.«

»Lasst uns nach Hause gehen«, sagte Kadeira. »Es wird kälter, auch für eure erhitzten Gemüter.«

Simund war ihr dafür dankbar. Während er Kadeira anschaute, wie sie Melinde in den Arm nahm und vorausging, wurde ihm erneut bewusst, dass Rodried ohne Zweifel in Melinde verliebt war. Doch was dachte seine Schwester über ihn? Die Frage stellte sich Simund nicht zum ersten Mal und er hatte in der Vergangenheit mehrmals versucht, ein Gespräch in diese Richtung zu lenken. Doch Melinde gab sich eher bedeckt, was ihre Gefühle gegenüber Rodried anging.

Sie traten über den Markt, vorne Melinde und Kadeira und Simund mit Rodried eine Manneslänge hinter ihnen. Rodried ging mit gesenkten und noch immer rotem Kopf neben ihm her. Simund ließ ihn in Ruhe.

Dann wandte Rodried das Wort an ihn: »Ich möchte so bald wie möglich nach Hause. Zurück zum Fürstenhof von Spatzensturz. Mir fehlt der Hof, der Geruch des Stalls und der Wälder. Mir fehlen die Bauern, die Jagd nach Kaninchen, Vögeln und Wild. Selbst das morgendliche Hämmern der Schmiede und Handwerker, wie sie mich wecken. Das hier ist kein Ort für mich.«

»Wann gedenkst du aufzubrechen?«, fragte Simund.

»Wenn der Winter vorüber ist, natürlich. Ich mache mir auch Gedanken über den Hof, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwester. Wie wohl gerade die Lage in Merow ist? Ob mein Vater gesund wieder vom Königs-Thing zurückgekehrt ist, was sie dort wohl diskutiert und beschlossen hatten? Vielleicht bin ich deshalb nur so gereizt, weil mich ständig diese Ungewissheit plagt.«

»Ja, darüber mache ich mir auch Gedanken.« Das war nicht gelogen, aber es beschäftigte Simund nicht so sehr, wie es Rodried zu beschäftigen schien. Er wusste sich zumindest abzulenken. »Sollten wir im Winter noch nicht aufbrechen, kannst du ja Hedda fragen, ob

ihr gemeinsam reisen wollt. Sie hatte auch schon angekündigt, bald zu ihrem Schiff zurückzukehren.«

»Und ihr kommt nicht? Wie lange wollt ihr hier zu bleiben?«

Simund wusste darauf keine Antwort. Was wartete denn in Merow auf ihn und Melinde? Ein Leben im Verborgenen, ständig auf der Hut vor Hartried? Oder sollten sie sich offen als Kinder des Cherus zeigen und ihn herausfordern? Und wieder stellte sich Simund die Frage, ob er überhaupt um die Krone von Merow kämpfen wollte ...

Kadeira schrie kurz auf, als gerade etwas aus dem Himmel vor ihnen zu Boden gefallen war. Die beiden Mädchen erstarrten.

»Was ist jetzt?«, fragte Simund. Er und Rodried gingen um sie herum. Ein toter Vogel lag vor ihren Füßen, die Flügel gespreizt und gebrochen, die Federn zerrupft.

»Ist das ein schlechtes Omen?«, fragte Rodried und blickte in den Himmel. »Ich sehe keine anderen Vögel. Vielleicht war sie zu schwach, um in den Süden zu verfliegen, hat es aber trotzdem versucht und starb dabei.«

»Es ist ein schlechtes Omen«, sagte Melinde, die gebannt auf den Vogel starrte. »Simund, sieh doch nur.«

Er beugte sich hinunter. Nach einer kurzen Zeit erkannte er, was sie meinte. »Das sieht nach einer Drossel aus.«

»Nicht irgendeine Drossel. Es ist dieselbe Drossel, die mir meine Vision gegeben hatte. Ich erkenne sie noch immer.«

»Welche selbe Drossel?«, fragte Kadeira.

Simund erhob sich. »Vor knapp einem Jahr hatte Melinde eine Vision, dass ein grässlicher Schwarm aus dem Osten über uns hereinfallen und Merows Länder verwüsten würde. Sie sah diese Vision in einer Drossel, die ich gefangen hatte. Der Vogel war tot, flog dann aber in Richtung Osten.«

Melinde nickte. »Das ist dieselbe Drossel. Da bin ich mir vollkommen sicher.«

»Aber wie kann das sein?« Kadeira erschauerte. »Und was hat das zu bedeuten?«

Melinde nahm den toten Vogel auf. »Wer auch immer sie sind, die ich in der Vision gesehen habe; es ist ein deutliches Zeichen, dass sie kommen werden.«

Kapitel 11, Gunlaug

Das Lager des Rakhya-Stammes unterschied sich nicht vom Lager des Shakya-Stammes. Man begrüßte sie auf ähnliche Weise wie die Shakya: höflich, distanziert, interessiert. Jedenfalls nahm es Gunlaug so wahr, doch wirklich sicher war er sich bei diesem Volk nie.

Gegenüber Aziles verhielten sie sich ebenfalls freundlich. Beide Stämme pflegten gute Beziehungen zueinander. Aziles war mit ihnen gereist, um Gunlaug und seine Gefährten zu unterstützen und sie durch die Steppe zu führen. Entweder vertraute Rajuvala seinem jüngsten Sohn eine solche Aufgabe zu oder es war ihm nicht so wichtig, wie es den Anschein hatte.

»Mein Bruder Narzares heiratete zwei Frauen der Rakhya«, hatte Aziles auf dem Weg zu ihnen erklärt. »Wir tauschen oft unsere Schwestern und Töchter untereinander aus. Das stärkt die Beziehungen und schafft Vertrauen.«

»Ist es Brauch«, fragte Gunlaug, »die Frauen anderer Stämme zu heiraten?«

»So war es schon immer und wird es immer bleiben. Wenn du verheiratete Frauen bei uns im Lager siehst, dann weißt du, dass sie von einem anderen Stamm sind. Die einzigen geborenen Shakya-Frauen im Lager sind unverheiratete Töchter.«

»Bemerkenswert«, meinte Gunlaug. »Und bei uns heiraten die einfachen Leute das nette Mädchen von nebenan. Wie das wohl sein muss, plötzlich Teil eines fremden Stammes zu sein. Bestimmt nicht leicht.«

Aziles antwortete darauf nicht.

Erneut saßen sie im Zelt des Stammesführers. Diesmal waren es zwei Brüder, die sich gemeinsam die Führung des Stammes teilten. Einer von ihnen hieß Malkhya und war einer der größten und kräftigsten Steppen-Elfen, den Gunlaug bisher gesehen hatte. Seine Schultern waren breit und die Arme dick. Malkhya trug einen spitzen Bart und sein Kopf war bis auf einen Zopf kahlgeschoren, wodurch sein Turmschädel noch größer wirkte. Er besaß ein aufbrausendes Temperament und hatte Gunlaug herzlich begrüßt. Sein Bruder

nannte sich Hataka, war wesentlich schlanker, ruhiger und zurückhaltender. Sein rotbraunes Haar trug er schulterlang und im Gegensatz zu seinem Bruder sprach er fast im Flüsterton. Sie waren wie Feuer und Wasser.

Malkhya und Hataka saßen Gunlaug, Aziles und Thormann gegenüber, während sie einen möglichen Krieg gegen die Orks besprachen.

»Keine Frage, die Orks müssen ausgerottet werden!«, verkündete Malkhya.

»Wir wollen nicht die gesamte Orkrasse auslöschen ...«, sagte Gunlaug. »Uns geht es um den kommenden Krieg. Um die Orks, die Merow angreifen wollen.«

Hataka saß mit verschränkten Armen und geschlossen Augen. »Mein Bruder meint das prinzipiell. Ihr könnt es als eine Art Zustimmung betrachten.«

»Also haben wir Eure Unterstützung?«

»Nein«, antwortete Hataka. »Jedenfalls noch nicht. Wir stimmen Euch allerdings zu; die Orks sind ein Übel, das aufgehalten werden muss. Dabei spielt es keine Rolle, was sie unternehmen. Allerdings mangelt es Euch an konkreten Plänen.«

»Weil wir nicht genau sagen können, wer uns bei dieser Unternehmung unterstützen wird.«

»Findet weitere Verbündete«, sagte Malkhya. »Wenn mehr Stämme mit Euch in den Krieg gegen die Orks ziehen, dann werden wir mit Freude unsere Reiter aussenden und unsere Greifen auf sie niederstürzen lassen.«

»Das hört sich gut an«, antwortete Gunlaug. »Doch ist das keine feste Zusage. Das dürfte wenig Gewicht bei den anderen Stämmen haben. Wenn Ihr mir allerdings zusagen würdet, etwas zu unternehmen, sobald andere Stämme ebenfalls ihre Zusage für den Krieg geben würden ...«

Hataka schüttelte den Kopf. »Wie wollt Ihr vorgehen? Von einem Stamm zum anderen ziehen, stetig weiter Richtung Osten und eine eventuelle Zusage nach der anderen einsammeln, bis Ihr endlich den einen Stamm findet, der eine feste Zusage gibt und damit den Stein ins Rollen bringt? Das wird schwierig, sehr schwierig.«

Gunlaug musste ihm still zustimmen. Aus irgendeinen Grund war

er davon ausgegangen, dass die Saumya bereitwillig gegen die Orks in die Schlacht ziehen würden oder zumindest die marschierende Orkhorde mit ihren wendigen Reitern bedrängen könnten.

»Ich hoffe«, sprach Hataka weiter, »Ihr haltet uns nicht für feige. Doch wir als einzelner Stamm können es nicht mit der gesamten Armee der Orks aufnehmen. Soweit wir es beurteilen können, wird die Armee an unserem Territorium vorbeiziehen und keine Gefahr für uns darstellen. Wir sind treue Verbündete der Shakya und wenn unsere Verbündeten Ruhmestaten vollbringen wollen, werden wir ihnen in Nichts nachstehen. In diesem Fall könnten wir so viel verlieren, dabei steht für uns kaum etwas auf dem Spiel.«

»Das verstehe ich«, antwortete Gunlaug. »Ich mache Euch keine Vorwürfe.«

»Und noch etwas: Bei den Shakya und auch bei uns ist Cherus, Euer Vater und der Vater Eures Reiches, bekannt. Je weiter Ihr aber in den Osten zieht, desto weniger gilt dieser Name. Dort kommt es nur noch auf Eure Argumente an.«

»Auch dessen bin ich mir bewusst.«

»Ha!«, entfuhr es Malkhya. »Mein Bruder gibt Euch Ratschläge! Glaubt nicht, er will Euch nur belehren. Das bedeutet, dass Ihr ihm sympathisch seid.«

Hakata blickte zu seinem Bruder, als wollte er ihn mit den Augen aufspießen. Malkhya verstummte sofort.

»Wie dem auch sei«, fuhr Hakata fort. »Ein Bündnis zwischen den Saumya und den Merowa wäre begrüßenswert, doch im Moment nützt es in erster Linie Euch.«

»Ihr seht trotzdem ein, dass die Orks ein Problem sind?«, fragte Gunlaug. »Stellen wir uns für einen Moment vor, die Orks ziehen um den Drachenwirbel herum oder durchqueren das Gebirge, es ist einerlei. Stellen wir uns vor, wir Merowa schaffen es irgendwie, sie aufzuhalten und zurückzuschlagen. Die Orks befinden sich dann hier, auf der östlichen Seite des Drachenwirbels. Wütend, hungrig, auf der Suche nach neuer Beute.«

»Sie könnten in den Süden ziehen«, warf Hakata ein.

»Sie könnten, aber was, wenn sie gegen Euch ziehen? Wie Ihr schon sagtet, Euer Stamm allein kann gegen sie nichts ausrichten.«

»Dann werden wir uns mit anderen Stämmen verbinden.«

Gunlaug breitete die Arme aus. »Was im Grunde dasselbe ist, wie das, was ich zu erreichen versuche. Worauf ich hinaus will: Es besteht eine große Chance, dass die Orks früher oder später auch für Euch eine Gefahr werden. Wieso sich nicht schon jetzt verbünden? Dieses Bündnis soll den Orks nicht sofort den Krieg erklären. Es schwebt mir ein Bündnis zur Abschreckung vor. Anstatt nur als viele kleine Stämme darauf zu warten, von den Orks überfallen zu werden, zeigt Ihr jetzt schon Eure Stärke und verbündet Euch.«

»Das ist keine schlechte Idee, aber dafür brauchen wir Euch nicht.«

»Nein, aber stellt Euch vor, Ihr verbündet Euch ebenfalls mit uns und werdet noch stärker.«

Malkhya klopfte sich auf den Schenkel: »Gunlaug will, dass wir die Orks nicht durch Können, Mut und Raffinesse bezwingen, sondern durch zahlenmäßige Überlegenheit! Wir schlagen sie in ihrem eigenen Spiel! Mir gefällt das, mir gefällt das außerordentlich. Gunlaug, Sohn des Cherus, wir werden heute noch einen trinken!«

Hakata seufzte und schloss die Augen.

Als Gunlaug, Thormann und Aziles aus dem Zelt traten, begann es zu schneien.

»Wie sind hier eigentlich die Winter?«, fragte Gunlaug, während ihm ein eisiger Wind entgegenschlug.

»Winter ist die Zeit, in der die Herden sterben und das Feuer viele Liebhaber hat«, antwortete der Steppen-Elf. »Wir werden es uns in den Zelten angenehm warm machen, denn draußen wird eine unbarmherzige Kälte herrschen.«

Aziles hob seine Hand und fühlte im Wind. »Wir müssen zurück zum Shakya-Stamm«, sprach er mit plötzlicher Bestimmtheit.

»Aber wir haben noch nicht alle Stämme besucht«, widersprach Gunlaug. »Wir haben gar nicht das erreicht, was wir erreichen wollten und die Zahl unserer Verbündeten ist ebenfalls nicht gewachsen. Wir können noch nicht umkehren.«

»Wir müssen. Der Winter wird früher eintreffen, als wir erwartet haben. Da kannst du hier jeden fragen, sie werden es genauso im Wind spüren wie ich. Sollten wir weiter ostwärts ziehen und der Winter uns einholen, müssen wir möglicherweise bis zum Frühling in

fremden Zelten schlafen.« Er schüttelte den Kopf. »Die Rakhya sind uns wohlgesonnen und auch für die anderen Saumya ist Gastfreundschaft eine heilige Pflicht. Doch einen ganzen Winter will ich meinem Stamm nicht fernbleiben. Und Ihr wollt das auch nicht. Glaubt mir.«

»Ich stimme Aziles zu«, sagte Thormann und fröstelte ungeniert. »Die Winter hier sind hart, wir sollten zurückreisen, solange der Schnee uns bis nicht zur Hüfte reicht.«

Gunlaug brummte genervt. »Warum ist das Königs-Thing nur im Herbst? Wäre es früher, dann wäre ich auch früher aufgebrochen und könnte noch Monate von Stamm zu Stamm reisen. Ach, uns bleibt wohl nichts anderes übrig. Wollen wir sogleich aufbrechen? Ich glaube nicht, dass es noch etwas mit Malkhya und Hakata zu besprechen gibt.«

»Für mich gibt es da noch eine Angelegenheit«, sagte Aziles. »Es ist allein meine Sache, also nehmt es mir nicht übel, wenn Ihr hier auf mich wartet. Es dürfte nicht lange dauern.«

Damit verschwand er wieder im Zelt.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Gunlaug. »Zumindest werden die Orks auch überwintern müssen. Wer weiß, vielleicht fressen sie sich gegenseitig auf.«

»Soweit ich gehört habe, machen die das wirklich«, sagte Thormann. »Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Dieses Unternehmen war ... immer schon sehr schwierig. Niemand glaubt tatsächlich daran, dass wir mit einer Armee von Steppen-Elfen den Orks in den Rücken fallen würden.«

»Meinst du damit, wir verschwenden unsere Zeit? Oder warum bin ich hier?«

Thormann zuckte mit den Schultern. »Ich war nicht beim Thing. Ich weiß nicht, was genau ihr besprochen habt. Trotzdem hätte ich für dieses Unternehmen gestimmt. Es ist immer weise, nach Verbündeten zu suchen.«

Gunlaug erinnerte sich, dass er es selbst war, der unbedingt über den Drachenwirbel reisen und die Saumya-Stämme aufsuchen wollte. Ihm war es nicht nur um die möglichen Verbündeten und die Gefahr durch die Orks gegangen. Nein, er wollte die Länder jenseits des Gebirges und weit ab von den Wäldern Merows sehen. Das

Verlangen, in den Osten zu reisen, war so überwältigend ...

Sartur!

Wieso musste er gerade an Sartur denken? Am Turm von Eulenwacht hatte er seinen Halbbruder — einen von vielen — zum ersten Mal getroffen und ... seitdem war das Fernweh erwacht. Er sah ihn deutlich vor sich, als riesenhafte Gestalt, wie sie ihm einredete, unbedingt fortreisen zu müssen. Oder bildete er sich das nur ein?

»Gunlaug? Geht es dir nicht gut?«, fragte Thormann. »Du wirkst abwesend.«

Gunlaug war gerade über sich selbst äußerst verwirrt. Allerdings war es nicht allein seine Entscheidung gewesen, ihn auf die Reise zu schicken. Sie hatten es auf dem Königs-Thing beschlossen, nachdem der Fürst von Krähenwut, Wardrun, den Vorschlag gemacht hatte. Nein, er brauchte sich keine Gedanken zu machen. Es war weise gewesen, nach Verbündeten zu suchen. Auch wenn er nicht mehr als die Unterstützung der Shakya erreichen würde.

Kapitel 12, Gunlaug

Als Aziles seine Unterredung mit den Stammesführern der Rakhya beendet hatte, war gerade Mittag angebrochen. Sie nahmen das Angebot an, mit den Rakhya zu speisen — natürlich gab es Fleisch und dazu Milch —, dann brachen sie wieder auf, auch wenn sie ihnen freundlicher Weise eine Übernachtung angeboten hatten. Es begann zu schneien und Aziles drängte darauf abzureisen. Hakata hielt das für eine gute Idee und Malkhya ärgerte sich darüber, nicht mit Gunlaug trinken zu dürfen.

Ihm brannte eine Frage auf der Zunge. Gunlaug unterbrach Aziles' Gesang, was die Saumya nicht unhöflich empfanden, da sie ständig sangen. »Ich hoffe, diese Frage betrifft nicht etwas zu Persönliches. Aber was hattet Ihr mit Hakata und Malkhya zu bereden?«

»Ah, es ist etwas Persönliches, aber dann auch wieder nicht. Mein Stamm und die Rakhya verhandeln über eine Heirat. Ich soll eine der Töchter von Hakata oder von Malkhya heiraten. Ein Teil unserer Unterhaltung drehte sich darum, welche von beiden. Es ist meine erste Frau und wir werden noch ein langes Leben vor uns haben, sollte es das Schicksal so wollen. Da darf man sich die Entscheidung nicht leichtmachen.«

»Kennt ihr euch bereits?«

»Ja«, antwortete Aziles. »Aber das ist nicht entscheidend. Hakata und Malkhya erläuterten mir das Wesen ihrer Töchter. Eine war wie Feuer, die andere wie Wasser. Ausgleich oder Gegensätze? Darum ging es. Ich verinnerlichte ihre Worte und werde sie an meinen Vater weitertragen.«

»Das klingt nicht so, als hättet Ihr viel Einfluss darauf, welche Ihr heiraten werdet.«

»Nennen wir es ein Mitspracherecht.«

»Und steht die Heirat schon fest?«

Aziles bedachte ihn mit einem Lächeln. »Ihr seid eine romantisch verlangte Persönlichkeit, oder nicht? Jedenfalls scheint Ihr mir sehr neugierig zu sein, was das betrifft.«

»Ob auf dieser Seite des Drachenwirbels oder auf der anderen, die

Themen bleiben die gleichen.«

»Ach ja? Dann müsst Ihr mir von den Frauen der Menschen erzählen. Habt Ihr eine Frau?«

»Nein, die habe ich nicht.«

Aziles runzelte die Stirn. »Die Zeit hat schon ihre Spuren an Euch hinterlassen. Ich bin mir nicht sicher, wie genau es sich mit Euch Menschen verhält. So viele Winter wie uns Saumya bleiben Euch allerdings nicht.«

»Ich bin 36 Jahre alt. Noch nicht zu alt, um Kinder zu zeugen, doch meine besten Jahre sind schon hinter mir.«

»Und Ihr, Thormann? Erwartet Euch eine treue Gattin, wenn Ihr in Eure Heimat zurückkehrt?«

»Sehr wohl.« Thormann lächelte stolz. »Und fünf Kinder, von denen zwei schon verheiratet sind.«

»Fünf Kinder von einer Frau?«, wunderte sich Aziles. »Nun, Ihr habt es wirklich eilig.«

»Macht ja auch Spaß.«

Und Aziles nickte, als hätte Thormann eine tiefe Wahrheit offenbart.

Gunlaug fröstelte, als er am nächsten Morgen in seinem kleinen Zelt aufwachte. Raureif hatte sich am Boden gebildet und glitzerte neben seiner Schlafstätte. Durch die Zeltwand sah er schwach den Tag anbrechen.

Aziles war bereits vor ihnen wach, wie jeden Tag seit ihrer Reise. Der Steppen-Elf kniete, das Gesicht zum Horizont gewandt, die Armee ausgebreitet. Ein allmorgendliches Ritual: Er begrüßte die Morgenröte, welche siegreich die Dunkelheit verdrängte, nachdem die Finsternis so unbarmherzig die Nacht hindurch geherrscht hatte. Währenddessen sprach er Worte, die Gunlaug nicht verstand, da sie zu einer fremden Sprache gehörten. Einer heiligen Sprache, welche die Elfen nur bei ihren Riten verwendeten oder wenn große Ereignisse bevorstanden.

Wenn Aziles ihn bemerkt hatte, dann ließ er es sich nicht anmerken und fuhr mit seiner Begrüßung der Morgenröte ungestört fort. Gunlaug beobachtete ihn still. In diesem Moment wurde er sich bewusst, welche Welten die beiden trennten und er nie Teil davon

werden könnte. Natürlich könnte sich Gunlaug neben ihn knien, ebenfalls die Arme ausbreiten und so tun, als hätte das Erscheinen der Morgenröte dieselbe Bedeutung für ihn. Doch wäre es nur vorgetäuscht. Aziles gehörte einer fremden Vorstellungswelt an, in der der Aufgang der Morgenröte keine Selbstverständlichkeit war, weswegen jeder neue Lichtstrahl mit Riten gefeiert werden musste. In Äußerlichkeiten (abgesehen vom Turmschädel und den spitzen Ohren) und in den trivialen Bedürfnissen mochten die Menschen und die Steppen-Elfen sich kaum unterscheiden, doch in ihrer Wesenheit, in der Basis ihres Seins könnten sie kaum unterschiedlicher sein. Jedenfalls stellte sich Gunlaug das so vor.

Aziles stand auf und wirkte nicht überrascht, als er Gunlaug vor seinem Zelt fand.

»Guten Morgen«, sprach der Steppen-Elf und beugte sich zu dem ausgebrannten Lagerfeuer vor ihm herunter. »Ich könnte ein kleines Feuer entzünden, damit wir uns vor dem Aufbruch an ihm wärmen, doch der Frost hat sich tief in die Scheite gefressen.«

»Wir sollten womöglich bald weiterreisen.« Ein Gähnen drang aus Thormanns Zelt. »Sobald wir vollzählig sind.«

Gunlaug blickte sich um. Letzte Nacht hatte es geschneit und es war eine etwa fingerbreite Schicht Schnee liegen geblieben. Das Weiß legte sich auf die Gräser und die Häupter der wenigen umliegenden Bäume, an denen sie ihre Reittiere gebunden hatten. Sein Hirsch schüttelte sein Geweih und Flocken rieselten herunter.

»Der Schnee bleibt wohl liegen«, sagte Gunlaug. »Jedenfalls für den Morgen.«

»Wärme werdet Ihr für die nächsten Monate nur am Feuer im Zelt finden. Ich lag richtig damit, sogleich aufzubrechen, auch wenn es Euren Plänen zuwiderlaufen sollte.«

»Und was macht man so im Winter, hier im Steppen-Land? Ihr verbringt doch nicht die ganze Zeit in den Zelten?«

»Einen guten Teil, aber nein, wir sind ein bewegungsfreudiges Volk und werden uns auch bei bitterster Kälte zu amüsieren wissen. Doch die Nacht gehört nicht uns. Die Nächte im Winter sind von besonderer Dunkelheit und damit ganz in der Hand böser Geister. Sogar gestern schlichen sie um unser Lager herum.«

»Ihr wollt mir nur Angst einjagen. Ich habe nichts bemerkt.«

Aziles sah ihn mit ungewohntem Ernst an. »Die Nächte werden länger und damit ihre Kräfte. Selbst wenn wir die Wintersonnenwende in ein paar Tagen überschritten haben, wiegt die Dunkelheit noch immer schwer auf dem Land. Sagt, habt Ihr letzte Nacht etwas geträumt?«

Gunlaug versuchte sich zu erinnern. Eigentlich hatte er fest durchgeschlafen. In den meisten Fällen konnte er sich nur an einen Traum erinnern, wenn er plötzlich aus dem Schlaf erwachte. »Nein, ich denke nicht.«

»Gut, die Träume können das Einfallstor für bösartige Dämonen sein. Dann nisten sie sich mit verführerischen Stimmen in Eurem Geist ein und laben sich an Eurem Verlangen. Hier in der Wildnis muss man lernen, böse Stimmen zu ignorieren.«

Gunlaug setzte sich schließlich zu ihm. »Seid Ihr bereits einem Dämon begegnet?«

»Ja. Und Ihr?«

»Vielleicht. Es war ein Wolf mit einem Menschengesicht. Vielleicht war das kein Dämon, sondern etwas anderes. Aber sind diese Bezeichnungen nicht sowieso einerlei?«

»Wir verstehen unter Dämonen Wesen, welche nicht Teil unserer stofflichen Welt sind. Sie existieren auf einer anderen Ebene ... Ein Wolf mit einem Menschengesicht? So etwas habe ich noch nie gesehen. Aber wenn ich einem solchen Wesen begegnen würde, würde ich mich hüten und lieber schnell das Weite suchen.«

Thormann trat gähmend und sich kratzend aus dem Zelt heraus. Die Kälte störte ihn nicht. »Was redet ihr beiden nur für finstere Sachen? Da kriegt man ja Alpträume.«

»Das was so ziemlich unser Thema, ja«, meinte Aziles und erhob sich. Er rieb sich die Hände und schaute über die weiße Ebene. »Vorhin glaubte ich einen Luchs herumschleichen gesehen zu haben. Sein Fell ist wertvoll und sein Fleisch ... essbar. Es wäre jedenfalls frisch. Wer möchte sich mit mir auf die Spurensuche begeben?«

»Hatten wir es vorhin nicht noch eilig, zurück zum Shakya-Stamm zu kommen?«, fragte Thormann.

»Richtig, aber das Fell! Wenn die Jagd nicht sogleich von Erfolg gekrönt ist, können wir sie ja absagen und uns wieder auf den Weg machen. Alternativ reitet Ihr beiden voraus und ich schließe wieder

zu Euch auf. Was haltet Ihr davon?«

Noch bevor die Sonne den Zenit erreicht hatte, war Aziles grinsend und mit einem Luchs auf dem Rücken seines Pferdes wieder bei ihnen.

Kapitel 13, Simund

Kaum Schnee fiel in den Städten am Goldsee und die wenigen Flocken beliebten nicht, liegenzubleiben und als sanfte Schicht die Straßen und Dächer von Akleion zu bedecken. Es wurde kälter, doch nicht so kalt wie Simund es aus den Wäldern von Merow gewöhnt war.

Die aus dem Himmel gestürzte Drossel warf einen Schatten über ihre kleine Gruppe. Sie erinnerte Simund und Melinde an eine fast vergessene Bedrohung, gleichzeitig warf der Sturz des Vogels neue Fragen auf. Melinde meinte zwar, es würde bedeuten, die Katastrophe würde bald über sie hereinbrechen. Doch wieso tauchte sie hier auf? War es eine Nachricht der Götter an die beiden oder betraf es auch die Städte am Goldsee?

Sie verschwiegen ihre Sorgen nicht, sondern erzählten Daedlus von der Drossel, Melindes Vision und ihren Befürchtungen. Daedlus hörte sich alles mit ruhiger Miene an. Zwar mochte der Erste viel auf die Prophezeiungen von Melinde und dem Orakel von Akleion geben, doch war er nicht die Art von Mann, ihretwegen in Panik zu geraten. Dazu wussten sie zu wenig.

Allerdings sah Daedlus es als angebracht an, einige weitere Herren im Rat über diese Vision in Kenntnis zu setzen. Ihre Befürchtungen blieben nicht in einem kleinen, eingeschworenen Kreis. Stattdessen verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Bald bekamen sie weniger von der sonst gewohnten Freundlichkeit zu spüren und Kommentare über ihre Herkunft als Barbaren häuften sich.

Dass Melinde sich dafür die Schuld gab, brach Simund das Herz. Sie konnte gar nichts für ihre Visionen. Doch manche glaubten, ihre Anwesenheit führte die Verderbnis zu den Städten am Goldsee.

Und so geschah es: Simund legte nach einem abschätzigen Blick eines Herrn auf Melinde die Hand an seine Keule.

»Was habt Ihr mit dem Stock vor?«, fragte der Mann. »Lasst Euch von den Zwergen, die Ihr mitgebracht habt, eine richtige Waffe schmieden.«

Lag Gewalt in der Luft oder war es nur in Simunds Kopf so?

Melinde nahm seine Hand von der Waffe, bevor er einen schweren Fehler begehen konnte. Es wäre nicht richtig gewesen, Cherus' Keule wegen eines törichten Disputs einzusetzen. Simund versuchte seine Gedanken zu ordnen und den Schleier aus Wut von seinen Augen zu nehmen.

»Ich hoffe, Ihr genießt die Anwesenheit Eures Orakels«, versetzte Simund und verließ mit Melinde den Platz.

»Mein Herr«, sagte einer der Diener von Daedlus. Er unterbrach ihn und Simund, wie sie sich über nichts Wichtiges unterhielten. Die Augen des Dieners wanderten zu ihm und Simund wusste, es betraf auch ihn.

»Da ist eine Persönlichkeit aus Merow angekommen. Er behauptet, ein Gesandter des Königs zu sein.«

»Wie ist sein Name?«, fragte Daedlus.

»Er nennt sich Hermann, Sohn des Pattmar, des Fürsten von Bärenschlucht.«

Simund fuhr vor Schreck auf. Nun war es so weit gekommen. Seine Heimat hatte ihn eingeholt. Die Anwesenheit von Hermann konnte nichts Gutes bedeuten.

»Ich nehme an, du kennst ihn?«, fragte Daedlus.

»Nicht persönlich«, antwortete Simund. »Wenn ich mich recht erinnere, ist er der Gemahl von Fryda, Hartrieds Tochter. Daedlus, er darf nichts von unserem Aufenthalt in Akleion erfahren! Er steht mit Hartried im Bunde!«

»Von Eurer Anwesenheit weiß er«, sagte der Diener. »Ihr braucht Euch nicht zu verstecken, das hat er sehr deutlich gesagt. Hartried kennt bereits Euren Aufenthaltsort.«

Simund spürte, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich. Der Mörder seiner Sippe, seiner Familie, von dem ihm nur Melinde geblieben war: Er wusste, wo sie sich befanden. Und vermutlich ahnte er bereits ihre Rolle in der Politik der Stadtstaaten.

Daedlus erhob sich. »Dann ist es ernst. Simund, wir können das Versteckspiel weiterspielen, wenn Ihr es wünscht, und Eure Anwesenheit leugnen. Allerdings seid Ihr seit Eurem Duell gegen Paraxus kein Unbekannter mehr. Eure Anwesenheit ist weit über Akleion hinaus bekannt.«

»Es hat keinen Zweck.« Simund atmete einmal tief ein und aus. »Ich werde ihn sehen. Es bleibt Melinde und Hedda überlassen, ob sie sich auch zeigen wollen. Und Rodried ...«

»Sollte Hermann Rodried hier bei uns sehen, wird er die richtigen Schlüsse ziehen. Und damit wird die Rolle seines Vaters, dem Fürsten von Spatzensturz, offenbar.«

»Wir sollten Rodried informieren, aber zur Sicherheit sollte er sich bedeckt halten«, schloss Simund.

Daedlus nickte und fragte den Diener: »Wo befindet sich Hermann im Moment?«

»In der Versammlungshalle. Der Rat ist schon auf dem Weg dorthin.«

»Dann lasst uns aufbrechen«, sagte Daedlus. »Und Simund: Lass die Keule hier.«

Hermann musterte Simund und Melinde mit einer Mischung aus Interesse und Verachtung. Die beiden setzten sich in die vorderste Reihe der Tribüne, neben sich Piasus und Daedlus. Hedda saß hinter ihnen, die Arme verschränkt. Seitdem sie von der Ankunft von Hermann gehört hatte, hatte sich ihre Miene verdunkelt wie der Wolkenhimmel auf hoher See vor einem Sturm.

Hermann postierte sich mit Stolz, das Kinn leicht erhoben, die Brust vorgestreckt. Er ließ sich von den Bauwerken und den Städten der Merowa nicht beeindrucken. Ein Bärenfell mit einer goldenen Spange hing von seinem Rücken und an seiner Hüfte baumelte ein kurzes Schwert mit einer silbernen Scheide.

»Wir haben uns alle versammelt«, begann Daedlus. »Tragt vor, weshalb Ihr gekommen seid.«

Hermann deutete mit der Hand auf Simund und Melinde. »Wegen diesen beiden, wie Ihr Euch bestimmt schon denken konntet. Hartried fordert die Herausgabe von Simund und Melinde.«

»Dazu hat er kein Recht«, antwortete Daedlus. »Sie sind freie Menschen und können sich dort aufhalten, wo es ihnen beliebt. Nur wir als Rat von Akleion können sie aus unserer Stadt entfernen, wenn wir dafür Gründe sehen.«

»Dann, meine Herren, wird es Krieg geben«, sagte Hermann und im Saal brach ein Aufruhr aus. Verwünschungen riefen ihm einige

der Ratsmitglieder zu, andere gaben sich kampfeswillig, während einige wenige Stimmen sich für die Herausgabe der Geschwister aussprachen.

Daedlus stand auf und bedeutete dem Rat, sich zu beruhigen.

Simund versank tiefer auf seinem Sitz. Auch wenn er diese Antwort erwartet hatte, war die Aussprache einer Kriegserklärung dennoch genug, ihm einen Schauer über den Rücken laufen zu lassen. Seine Schwester bewies mehr Haltung: Sie saß aufrecht und schaute Hermann unentwegt mit ernster Miene an.

»Ich hoffe für Euch«, begann Daedlus, nachdem sich die Versammelten etwas beruhigt hatten, »Ihr tragt diese Worte nicht leichtfertig vor. Wir werden Simund und Melinde nicht herausgeben. Das ist meine Antwort, doch wir sind ein gewählter Rat und werden erst darüber abstimmen, wie wir uns in dieser Sache verhalten werden.«

»Und wie lange wird dieses Procedere dauern? Muss ich hier überwintern, während Ihr jeden einzelnen Bewohner der Stadt befragt?«

»Wir wurden vom Volk gewählt und sprechen für das Volk. Es gibt bei uns keinen König, der alles allein entscheidet.«

Es fiel ihm schwer. Simund musste einen gewaltigen Kloß im Hals herunterschlucken, um frei zu sprechen: »Erlaubt uns ein paar Fragen.«

Hermann sah ihn scharf an. Nach einer wegweisenden Handbewegung antwortete er: »Fragt nur.«

»Bei den Merow ist es Brauch, dass die Fürsten beim Thing über eine Kriegserklärung abstimmen. Wurde Euer Auftauchen vorher vom Thing bestimmt?«

Hermann ließ sich Zeit mit der Antwort. Er schien sich seine Worte genau zu überlegen. »Ich bin nicht im Namen des Things hier. Hartried kann selber, als eigenständiger Herr mit Gefolge, einen Krieg erklären und mit seinen eigenen Truppen kämpfen. Ebenfalls ist es den Fürsten erlaubt, sich seinem Krieg anzuschließen.«

Diese Antwort überraschte den Rat.

»Wir werden nicht gegen alle Merowa kämpfen?«, fragte einer.

»Sie sind nicht vereint!«, sprach ein anderer.

Hermann knirschte sichtbar mit den Zähnen. »Dennoch wäre ein

Krieg gegen uns kein Kinderspiel! Hartried hat das Vertrauen und die Unterstützung der Fürsten und ihr werdet die geballte Macht Merows zu spüren bekommen, solltet Ihr gegen uns ins Feld ziehen!«

Damit wollte der Fürstensohn den Rat einschüchtern, doch es zeigte keine Wirkung. Die Stimmung, die vorhin schon eher auf der Seite der Kriegswilligen lag, kippte noch mehr und Rufe zu den Waffen wurden laut.

»Ihr habt schon den letzten Krieg nicht gewonnen«, sprach Hermann weiter.

»Und Ihr auch nicht!«, rief einer aus dem Rat.

»Und Paraxus ist nicht mehr da!«, entgegnete Hermann und der Rat wurde leiser. »Ganz recht, ich weiß von dem, was in Tyon vorgefallen ist. Und ich weiß auch, dass Paraxus bei unserer letzten Auseinandersetzung ein wichtiger Heerführer war, der sich in der Schlacht einen Namen über den Goldsee hinaus gemacht hatte.«

»Wir sind stärker als jemals zuvor«, antwortete Daedlus in einem ruhigen Tonfall. »Und wir haben neue Helden an unserer Seite.«

Hermanns Blick wanderte wieder zu Simund. »Ja, der Zweikampf zwischen Simund und Paraxus ist mir ebenfalls zu Ohren gekommen. Und dort sehe ich die berühmte Hedda. Würde es Euch gefallen, auf dem Schlachtfeld plötzlich Eurem Bruder Gunlaug gegenüberzustehen?«

»Ich bin nicht diejenige, die diesen Krieg beginnt«, antwortete sie scharf. »Und auch nicht diejenige, die frühere Kriege begonnen hatte.«

Nun wandte sich Hermann wieder an den Rat: »Ich will Euch erinnern: Unser König Hartried ist unverwundbar, unbesiegbar und wird sich jedem Feind ohne Furcht stellen. Er ist der größte Sohn Cherus' und verkörpert all seine Stärken. Seine Brünne und seine Klingen sind zwergengeschmiedet und sein Speer Königskeil verfehlt sein Ziel nie. Selbst Hedda und Simund zusammen werden gegen ihn nicht bestehen können.«

Ein verstohlener Blick von Daedlus rüber zu Simund. Das war einer ihrer Vorteile, ihre Geheimwaffe: Sie wussten über Hartrieds ›Unverwundbarkeit‹ Bescheid. Er war nicht gegen jede Form von Gewalt gefeit. Klingen aus Eisen und Bronze mochte ihm nichts anhaben, Feuer konnte ihn nicht verbrennen, selbst die Zähne,

Krallen und Klauen der Tiere konnten ihm keine Wunden reißen; doch Holz, simples Holz, davor schützte der von Zwergenhand geschmiedete Ring nicht. Und Simund hatte vor ein paar Monaten eine besondere Waffe von Cherus erhalten, überbracht von seinem eigenen Reittier: die Keule. Es war klug, die Waffe nicht zum Rat mitgenommen zu haben. Sollte Hartried nicht auf andere Weise von der Keule in Simunds Besitz erfahren, würde er eine böse Überraschung erleben.

»Ich hätte noch eine Frage«, sagte Simund. »Was würde geschehen, wenn wir beide mit Euch kommen würden?« Sofort herrschte Stille im Rat. »Sollen wir, ich und meine Schwester Melinde, hingerichtet werden? Mit welcher Begründung? Welches Verbrechen haben wir uns schuldig gemacht?«

»Seid nicht so voreilig«, sprach Hermann. »König Hartried verspricht, Euch nichts anzutun. Und ich werde dasselbe versprechen. Was der König von Euch verlangt, ist jedweden Anspruch an den Thron von Merow aufzugeben. Solltet Ihr vor dem Königs-Thing hoch und heilig versprechen, niemals König zu werden, dann dürft Ihr ziehen, wohin es Euch beliebt und dort tun und lassen, was Ihr wollt. Solange es nicht gegen die Gesetze der Merowa verstößt.«

»Nein.« Diesmal war es Melinde, die widersprach. »Das wird Simund nicht tun.«

»Und hat er dem selbst etwas hinzuzufügen?«, fragte Hermann.

»Ich weiß es bereits. Wir werden nicht mit Euch kommen.«

Die Worte von Melinde erlaubten keine Widerworte. Sie entsprachen der Wahrheit, drückten lediglich eine Tatsache aus. Simund nickte Hermann zu und besiegelte damit sein Schicksal.

Hermann seufzte gespielt. »Dann muss nur noch Euer Rat darüber abstimmen, wie sich Akleion in dieser Sache verhalten wird.«

Daedlus drehte sich zum Rat. »Handheben, wer für den Krieg stimmt. Wer keinen Krieg will, der soll die Hand unten lassen.«

Daedlus war der erste, der seine Hand hob. Es folgten sogleich ein dutzend weiterer Herren, es zögerten einige, bis auch sie ihr Ja für den Krieg gaben. Schließlich stimmten nur wenige dagegen.

»So soll es sein«, sprach Hermann. »Ich werde die Stadt dann verlassen. Wir sehen uns auf dem Schlachtfeld wieder. Und noch eine

Sache ...« Er suchte in den Reihen nach jemanden. »Ich hätte gedacht, Rodried wäre ebenfalls hier. Befindet er sich nicht in Akleion? Das Versteckspiel ist nicht nötig, wir wissen bereits, dass sein Vater Darlaug die beiden Cherus-Kinder bei sich aufgenommen hatte.«

Hedda sprang auf. »Woher wisst Ihr das? Und was ist mit Darlaug?«

Hermanns Augen verengten sich zu einem Schlitz. »Er ist tot. Er starb im Kampf, als Hartried von seinen Machenschaften erfuhr.«

Nun fuhren auch Simund und Melinde hoch. »Hartried hat ihn umgebracht?!«, fragte Simund.

Hermann hob beschwichtigend die Hand. »Überbringt ihm diese schlechte Nachricht, es sei denn, Ihr wollt weiterhin so tun, als wäre er nicht hier. Sagt ihm ebenfalls, seine Mutter führt in seiner Abwesenheit den Hof. Solange das Fürstentum von Spatensturz nicht die Waffen gegen Hartried erhebt, wird dem Hof nichts geschehen. Rodried soll aber wissen, dass er seinen Vater beerben darf und seine Position einnimmt. Ich spreche die Wahrheit und werde darauf schwören, wenn Ihr es verlangt. Nun, damit ist alles gesagt.«

Kapitel 14, Simund

»Und?«, fragte Rodried. Er hatte in Daedlus' Haus auf sie gewartet und kam auf sie zugerannt, begierig zu erfahren, weswegen Hermann nach Akleion gereist war. »Was habt ihr besprochen? Habt ihr etwas Wichtig beschlossen? Irgendwelche Nachrichten aus der Heimat?«

Betretenes Schweigen. Melinde trat mit feuchten Augen an ihn heran. »Rodried, es ist etwas vorgefallen ...« Sie nahm ihn in den Arm, während er Melinde und die anderen nur verwirrt anschaute. »Darlaug, dein Vater. Er ist tot. Du bist nun der Fürst von Spatzensturz.«

»Ich ... der Fürst ... er ist was?«

»Er ist gestorben, nach dem Königs-Thing«, sprach sie weiter. »Deiner Mutter und allen anderem auf dem Hof geht es gut. Sie leitet vorerst das Fürstentum, bis du zurückkehrst.«

»Mein Beileid«, sprach Daedlus.

»Auch mein Beileid«, sagte Piasus und klopfte ihm auf die Schultern.

»Es tut mir leid«, sagte Hedda und tat es ihm gleich.

Dann trat Simund an ihn heran. »Du wirst ein großartiger Fürst sein. Aber keiner hatte sich gewünscht, dass Darlaug so von uns geht.«

Rodried stand der Mund offen, unfähig ein Wort hervorzubringen. Schließlich fragte er: »Was ist geschehen?«

»Es war Hartried«, antwortete Daedlus. »Er hatte ihn umgebracht, als er von Simund und Melinde erfuhr.«

»Hartried?«, sagte er fast flüsternd. Dann lauter: »Hartried!« Er drückte Melinde von sich, suchte sich ein Opfer für seine Wut und fand einen kleinen Metalltisch an der Wand, den er einfach trat. Der Tisch flog durch die Halle und landete scheppernd.

»Dazu hat er kein Recht! Es war feiger Mord!«

»Er wird dafür bezahlen«, sagte Melinde. »Du hast unsere Unterstützung. Als Fürst und als Freund.«

»Bluten wird er! Bluten wird dieser verdammte König von Merow für diese Tat!«

Heftig ging sein Atem, während er mit wilden Augen nach etwas

Neuem suchte, an dem er seinen wallenden Zorn auslassen konnte. Der sonst so gutmütige Rodried hatte sich in einen tosenden Riesen verwandelt. Er wirkte noch größer als sonst, Muskeln schwellen ihm und die Röte in seinem Gesicht nahm zu.

Melinde, unerschrocken von dem Wüterich, umarmte ihn erneut. Diesmal von hinten, sodass ihr Kopf an seinem Rücken ruhte. Sanft sprach sie: »Die Zeit für deinen Zorn wird kommen. Vorerst sollten wir den Toten gedenken. Bitte, traure. Es wird dir guttun.«

Ihre Worte erzielten den gewünschten Effekt: Rodried sackte in sich zusammen, die bedrohliche Haltung erschlaffte und er hielt sich die Arme vors Gesicht, um mit ihnen die Tränen aufzusaugen. Er sank zu Boden, Melinde mit ihm, noch immer die Arme um ihn geschlungen. Schließlich setzte sich auch Simund hinzu.

»Darlaug war ...«, begann Simund, doch es war schwierig, in einer solchen Situation die richtigen Worte zu finden. »Er war für uns wie ein Vater. Sicherlich hat er uns nicht so viel bedeutet wie dir, doch ...«

»Ist schon gut, Simund. Ich weiß es zu schätzen. Danke euch beiden. Euch allen.« Rodried wischte die letzten Tränen fort. Das Gesicht war gerötet, doch seiner Miene nach zu urteilen, würde er zu seinem späteren Zeitpunkt angemessen trauern. Er erhob sich zusammen mit Simund und Melinde.

Seine Stimme war nun wesentlich fester, als er sagte: »Hermann war bestimmt nicht gekommen, um von dem Tod meines Vaters zu künden. Weswegen war er wirklich hier?«

»Wegen des Krieges«, erwiderte Daedlus. »Hermann forderte, Simund und Melinde sollen mit ihm gehen und vor dem Königs-Thing schwören, keinen Anspruch auf den Thron von Merow zu erheben. Sollten sie sich weigern, werden sie uns den Krieg erklären.«

»Und ihr habt abgelehnt?«

»Der Rat hat entschieden. Es wird Krieg geben.«

Jede Trauer war nun aus Rodried gewichen und Entschlossenheit nahm ihren Platz ein. »Gut. Ihr könnt das Fürstentum von Spatzensturz zu euren Verbündeten zählen. Wir werden euch und die Städte am Goldsee unterstützen. Harried hat nicht alle Fürsten auf seiner Seite, Darlaug war nicht der einzige, der sich gegen ihn aussprach, wenn auch nicht immer offen. Hermann kam als

Botschafter hierher? Das verwundert mich schon, denn sein Vater, Pattmar, der Fürst von Bärenschlucht, war auch nie auf Hartrieds Seite. Ich frage mich, ob der Fürst seine Meinung geändert hatte oder ob Hermann nur auf Hartrieds Geheiß gekommen war.«

Simund bewunderte ihn dafür, wie schnell Rodried die Fassung wiedererlangt hatte und bei der Sache war. Noch vor einem Moment hatte er gewütet und anschließend Tränen vergossen. Jetzt dachte er über den bevorstehenden Konflikt nach wie ein Heerführer.

Die Kriegsvorbereitungen bestimmten die nachfolgenden Wochen. Dass noch Winter war, traf sich gut, denn zu dieser Jahreszeit würde das Heer von Hartried ebenfalls nicht aufmarschieren. Genügend Zeit, um sich mit den anderen Stadtstaaten abzusprechen, in Akleion Übungen durchzuführen und ihre Strategie durchzugehen.

Die Besprechungen fanden teils im Privaten, in Daedlus' Anwesen statt oder in der Versammlungshalle. Wo zuvor Rodried sich noch zurückgehalten hatte und am liebsten nichts mit den Akleionern zu tun haben wollte (abgesehen von Piasus), ging er nun in seiner Rolle als Fürst von Spatzensturz auf. Er kannte sich am besten mit der Politik von Merow aus und wie sie ihre Heere führten.

»Nein, ich war selbst bei keiner Schlacht dabei«, gestand er bei einer der Versammlungen, nachdem einer der Ratsmitglieder gefragt hatte, was so ein Jüngling vom Kriegshandwerk verstand. »Doch ich habe von meinem Vater gelernt, der selber an vielen Auseinandersetzungen teilgenommen hatte. Ich habe mit dem Schwert, Schild, Beil, Bogen und dem Speer gelernt umzugehen; weiß, wie man Pferd und Schlachthirsch reitet, selbst im dichten Wald; und ich lernte von Darlaug, wie wir unsere Kriege führen. Ich kenne mich in dieser Angelegenheit besser aus als Ihr. Mit Verlaub, ich will Euch damit nicht Eure militärischen Kenntnisse absprechen. Doch die Merowa sind ein gänzlich anderer Feind als die Städte am Goldsee. Ihr kämpft in eng gedrängten Reihen, Schild an Schild, mit Euren langen Speeren. Diese langen Speere werden Euch im dichten Wald ein Hindernis sein und die geschlossene Formation könnt Ihr sowieso vergessen. Auch wir Merowa drängen uns Schild an Schild, doch nicht so starr. Wir sind es ebenso gewöhnt, in freien Formationen zu kämpfen, zu scharmützeln und den Zweikampf zu

suchen. Und dann wären da noch unsere Pferde. Soweit ich weiß, fehlt es Euch an Reitern. Nicht jedes Terrain ist dafür geeignet, doch die dichten Wälder oder Sümpfe, in denen die Reiterei wirkungslos wäre, sind auch für Eure Hopliten ein schlechter Kampfplatz. Wenn Ihr das offene Feld aufsucht, dann werden die Pferde und Hirsche ebenfalls da sein.«

»Was schlägt Ihr vor?«, wollte derselbe Herr wissen, der Rodrieds Anwesenheit zuvor noch angezweifelt hatte.

»Ihr seid auf merowsche Truppen angewiesen. Oder Ihr lernt innerhalb von ein paar Monaten Eure Truppen um.«

In dieser Zeit arbeiteten der Ringschmied Tiuz und der Abklopfer Barutz eifrig in der Schmiede. Sie richteten ihre Anstrengungen nicht nur auf diesen besonderen, magischen Ring, sondern stellten auch Speere und die kurzen Schwerter im Stile der Mykerios her. Dazu kamen Arm- und Beinschienen aus Bronze sowie die mit Bronze beschlagenen großen Schilde der Hopliten. Neben der Schmiede entstand so eine Waffenkammer aus ehernen Waffen, in der es in jeder Ecke grünlich-golden schimmerte. Nicht genug, um eine ganze Armee auszustatten, doch jede Klinge half.

Simund und Piasus waren gerade zugegen, als Tiuz und Barutz ein paar Speere in der Kammer verstauten. Da fiel Simund etwas auf. »Warum sind eigentlich all eure Klingen aus Bronze?«, fragte er Piasus.

Piasus kratzte sich am Kinn. »Weil wir es haben«, war seine Antwort.

»Fast richtig«, sagte Tiuz. »Ihr importiert es aus eurer Heimat. Wenn ihr euch mit den Merowa besser verstehen würdet, könntet ihr Eisen handeln.«

»Das ist auch einer der Gründe für diesen Krieg«, sagte Piasus. »Nicht direkt Eisen. Aber Hartried mag es nicht, wenn unsere Völker sich austauschen. Materiell wie kulturell. Er verbietet es auch den Fürsten, ihr Eisen mit unseren Waren aus dem Süden zu handeln.«

»Ihr Eisen?«, fragte Tiuz und hob eine Augenbraue. »Unser Eisen.«

»Wäre Eisen denn so viel besser?«, fragte Simund.

Tiuz nahm sich ein bronzenes Kurzschwert zur Hand und hielt es

Simund hin. »Nicht unbedingt. Schlechtes Eisen bricht schnell und der Rost liebt es. Eine gute Bronzeklinge wird sich eher verbiegen als zerbrechen, was sich leichter beheben lässt, ohne dass die Klinge an Schärfe verliert. Die Merowa setzen lieber auf Eisen, weil es sich unter ihren Füßen befindet. Eisen ist in den Ländern der Mykerios rar.«

»Wir haben Kupfer«, sagte Piasus, »aber das Zinn für die Legierung müssen wir von weit her importieren. Es wäre sehr lukrativ, wenn wir Eisen über den Goldsee in den Süden verkaufen könnten.«

»Also geht es nur ums Geld«, meinte Simund.

Piasus lächelte spöttisch. »Nicht jeder ist mit einem einfachen Leben im Wald zufrieden, Herr Grenzreiter.«

»Metall ist Macht«, ergänzte Tiuz.

Piasus lachte. »Das kann nur von einem Zwerg kommen.«

Die Bronzespitze zeigte nun direkt auf Piasus. »Mach dich nur über mich lustig, doch ich rede die Wahrheit. Kämpfe von mir aus wie ein Tier mit deinen mickrigen Krallen und stumpfen Zähnen. Und wo ist dein Fell, das dich vor den Bissen deiner Feinde schützt? Nein, du bist auf die Metalle angewiesen wie jedes andere zivilisierte Volk. Und das ist nicht alles: Metall verfügt auch über Kräfte. Nicht jedes Metall enthält dasselbe Potenzial. Wir Zwerge können Eisen noch schärfer und haltbarer schmieden, doch das magische Potenzial einer Eisenwaffe ist begrenzt. Hast du dich schon jemals gefragt, warum magische Ringe nie aus Eisen bestehen?«

»Sieht nicht so hübsch aus«, antwortete Piasus flapsig.

Somit wandte sich Tiuz an Simund. »Ich rede nun mit dem Jungen, der mich ernst nimmt. Eisen eignet sich nicht für Gegenstände mit Zauberkraft. Silber und Gold, oh ja, daraus lässt sich etwas Mächtiges schmieden.«

Dabei bekamen Tiuz' Augen einen Glanz, der Simund fremd und unheimlich vorkam. »Elektron, Kupfer, Platin, Palladium, Oreichalkos: Das sind Metalle, mit denen es sich lohnt, Gegenstände von außergewöhnlicher Macht herzustellen.«

»Werter Ringschmied«, begann Piasus, »ich hörte von einem Metall, das nur Ihr Zwerge kennt und in Euren Schmieden unterhalb der Erde hergestellt wird. Ihr sollt es mit niemandem teilen außer

Euch selbst und die meisten Rüstungen und Klingen der Zwerge sind daraus geschmiedet. Worum handelt es sich dabei?«

»Das bleibt unser Geheimnis«, antwortete Tiuz.

Barutz im Hintergrund zuckte mit den Schultern und lächelte entschuldigend.

Piasus verdrehte die Augen. »Mit euren Geheimnissen könnte man einen Berg füllen.«

»Der Berg ist unser Geheimnis!«

Wenige Tage danach forderte Barutz sie auf, in ihre Schmiede zu kommen.

»Tiuz hat nebenbei etwas Besonderes gefertigt. Nein, es handelt sich nicht um den Ring, geduldet euch noch etwas, was das anbelangt.«

Innerhalb der stickigen, hitzigen Schmiede suchten sie vergeblich nach dem, weswegen sie hergekommen waren. Tiuz saß auf einem Schemel, sein Blick war auf eine bronzene Platte gerichtet. Simund hielt die Platte zunächst für ein Zwischenprodukt, doch bei genauerer Betrachtung stellte sich heraus, dass sie Schriftzeichen enthielt.

Tiuz drehte die Platte zu ihnen und sie konnten alle die Zwergenschrift auf ihr erkennen.

»Toll«, sagte Piasus. »Was steht darauf? Es ist Eure heilige Sprache, nehme ich an.«

»Das ist es«, antwortete Tiuz. »Hier in Bronze geätzt steht mein heiliger Eid, den Tod meines Bruders zu vergelten. Hartried soll für den Tod meines Bruders und den Diebstahl des Rings bezahlen. Ich werde diese Platte mit mir in den bevorstehenden Konflikt nehmen und ihren Inhalt unter den Zwergen verbreiten.«

»Das ist ernst«, sagte Barutz, nachdem die Menschen eher verhalten auf diese zwergische Eigenart reagiert hatten. »Wir verfassen unsere Verträge in der heiligen Sprache, damit sie bindend sind, und meißeln sie in Stein und Metall, damit sie ewig halten. Im Grunde gleichen unsere Verträge heiligen Eiden. Da er diesen Eid in der alten Sprache schrieb, ist er ...« Barutz überlegte, als gäbe es für das Wort, nach dem er suchte, keine Entsprechung in der Weltsprache. »... nun wahr. Er ist Teil der *Ordnung* der Welt, wie das Aufgehen der Sonne oder dass es im Winter kühler wird. Es ist

eine Tatsache, die nur auf ihre Ausführung wartet.«

Simund verstand nicht wirklich, wie dieser Eid funktionieren sollte. Daher fragte er: »Und für den Fall, dass Hartried nicht zur Rechenschaft gezogen werden sollte? Oder handelt es sich um eine abgemachte Sache, durch irgendeine Magie besiegelt?«

»Für diesen Fall«, begann Tiuz, »habe ich mich an der Ordnung versündigt und werde dementsprechend von der Welt bestraft. Worin genau diese Bestrafung bestehen wird, das kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich wird es mich das Leben kosten.«

»Ich habe auch eine Frage«, meldete sich Hedda. »Warum schwört Ihr diesen Eid nicht vor dem Volk, dem Rat, irgendeinem großen Publikum? Damit es alle wissen. So machen wir das jedenfalls.«

»Fühlt Euch geehrt, dass Ihr die ersten Menschen seid, die von diesem Eid erfahren. Ich werde ihn publik machen, ich werde ihn im kommenden Krieg vor mich hertragen, auf dass jeder wisse, gegen wen sich mein heiliger Zorn richtet. Doch eigentlich ist es nicht nötig, dass jemand davon erfährt. Das ist ein Kontrakt zwischen mir und der Welt.«

»Sehr gut«, sagte Rodried. »Ihr kommt also mit uns. Ich habe mich schon gefragt, welche Rolle Ihr bei dem Feldzug spielen werdet.«

»Meister Tiuz und ich werden euch eine Weile begleiten und währenddessen euch unterstützen, soweit wir können. Wir werden aber bald in die Unterwelt abtauchen, um Meister Tiuz' Sippe aufzusuchen.« Barutz grinste. »Dann kommen wir mit Verstärkung zurück.«

Kapitel 15, Gunlaug

Wie Aziles angekündigt hatte, verbrachten sie die meiste Zeit des Winters innerhalb der Zelte am Feuer. Lange hielten es die Saumya hier aber nicht aus. Wann immer die Sonne ihnen einige Stunden Licht schenkte, gingen sie raus und betätigten sich, wobei sie aufgrund der eher knappen Menge an Futter die Reittiere lieber schonten.

Gunlaugs Atem stieg als weiße Schwaden auf, als er seine Hände aneinander rieb und sie mit seinem Hauch zu erwärmen versuchte. Die Kälte hier war trocken und beißend. Die Saumya trugen lange Mützen und dicke Felle, um sich gegen sie zu schützen. Nur die Finger ließen sie frei, denn mit Handschuhen ließ sich schlecht Bogenschießen.

Aziles hielt ihm einen Bogen hin. Sie waren kurz, gebogen und bestanden aus mehreren Teilen Horn und Holz. Die Enden rundeten sich zur Schussrichtung hin ab. Trotz ihrer relativ geringen Größe erforderten sie viel Kraft. Vielleicht war Gunlaug auch schlicht aus der Übung.

»Bist du im Bogenschießen geübt?«, fragte Aziles.

»Nicht wirklich. Früher ging ich öfter jagen und konnte auch etwas treffen. Doch das ist lange her und ein guter Schütze war ich nie.«

»Das ist schade, es ist eine schöne Kunst und ein nützliches Handwerk. Sie schärft deinen Instinkt, deine Sinne und deinen Körper. Aber vielleicht lässt sich das über jede Waffe sagen. Ich würde gern wissen, wie gut du damit umzugehen verstehst.«

Aziles deutete auf einen mit Stroh gefütterten Beutel, der nicht weit entfernt an einem Pfahl hing. Gunlaug würde ihn kaum treffen können. Natürlich versammelten sich ein paar Männer und Frauen des Stammes, allesamt mit Bögen in der einen und Pfeilen in der anderen Hand, um die beiden zu beobachten. Ihre Blicke reichten von interessiert zu amüsiert bis ausdruckslos.

Na ja, ich bin nicht hier, um meine Schießkunst unter Beweis zu stellen, dachte er sich und ging einige Schritte auf den Beutel zu, was leises Gemurmel hinter ihm zur Folge hatte.

Gunlaug zog an der Sehne, die beiden Wurfarme gaben ein Knarzen von sich, während sie sich zu einem Halbkreis verbogen. Er richtete die Pfeilspitze auf das Ziel, spürte die Anspannung in seinen Schultern und im Rücken, stieß eine weiße Wolke seines Atems aus und ließ die Sehne los. Wurfarme und Sehne schnellten nach vorne und der Pfeil zischte am Ziel vorbei. Weit dahinter landete das Geschoss im Schnee.

Gunlaug drehte sich um. Die Saumya schauten ihn noch immer auf dieselbe Weise an. Aziles kam auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schultern. »Der Winter ist lang«, sagte er.

Aziles hielt gleich drei Pfeile in seiner Hand, deren Enden er zwischen seinen Fingern einklemmte. Die Art des Bogenschießens der Saumya unterschied sich stark von der Art, die Gunlaug gelernt hatte. Zumindest, wenn das Ziel nahe war. Sie legten nicht den Pfeil an, spannten den Bogen und richteten dann die Pfeilspitze auf ihre Beute. Stattdessen übergingen sie all diese Einzelschritte, spannten die Sehne und ließen sie in einer fließenden Bewegung los, ohne bewusst zu zielen. Dabei verschossen sie gleich mehrere Pfeile aus einer Hand, ohne zum Köcher greifen zu müssen. Aziles ließ die drei Pfeile hintereinander von der Sehne schnellen. Nur einmal blinzeln und sie steckten im Beutel.

»Komm, wir suchen deinen Pfeil«, sagte er.

Gemeinsam stampften sie durch den festgefrorenen Schnee. Hinter ihnen stellten sich die Saumya halbkreisförmig um das Ziel auf und begannen ihre eigenen Übungen.

»Die Späher müssten bald zurückkommen«, sagte Gunlaug.

»Richtig.«

Aziles war wohl verstimmt darüber, sich nicht dem Spähtrupp anschließen zu dürfen. Auch Gunlaug wollte mit ihnen kommen, das Land und die Armee der Orks mit eigenen Augen sehen. Sie hatten beschlossen, dass es für ihn zu gefährlich wäre. Sollte einer der Elfen den Orks in die Hände fallen, war das schlecht genug. Sollten die Orks einen Menschen unter ihnen bemerken, könnte das fatale Folgen für seine Mission und für den Stamm haben. Vor allem, wenn sie herausfinden sollten, dass es sich bei ihm um einen Sohn des Cherus und einen Gefolgsmann des Königs handelte.

»Die Greifen sind hier geblieben. Wäre es mit ihnen nicht

sicherer gewesen?«

»Bist du verrückt? Dort oben ist es verdammt kalt und jetzt im Winter frierst du dir die Ohren ab.«

»Ich verstehe.«

»Da ist dein Pfeil.«

Aziles hob ihn auf und überreichte ihn Gunlaug. Dann startete er auf die weite weiße Landschaft hinaus.

In Schnee und Frost gehüllt wirkte die Steppe jenseits des Drachenwirbels noch unendlicher, als könnte er jahrelang in eine Richtung reiten und würde nichts vorfinden als noch mehr Schnee und einen blauen, klaren Himmel sowie eine niedrig stehende, blendende Sonne. Es war genauso das Ende der Welt wie auch nirgends in der Welt. Die Steppe war zu einem zeitlosen Ort gefroren, in dem sich der Raum endlos weit zu erstrecken schien. Ein eisiger Wind wehte zu ihnen herüber und verdeutlichte Gunlaug, wie lebensfeindlich die Steppe zu dieser Jahreszeit war.

Aziles begann zu singen.

Weiter Horizont, das Glück so fern
Nicht im eignen Zelt zu finden
Der Pfeil trifft es auf der Jagd
Was die Welt geben kann

Die Liebliche in des andren Stamm
Ein fernes Glück im fremden Zelt
Wie willst du es erlangen?
So weit und doch so nah

Dabei ging er nicht zurück zum Lager, sondern in die gefrorene Einöde hinaus.

»Aziles, wo willst du hin?«

»Irgendwo, irgendwo. Begleite mich oder lass es.«

Unschlüssig schaute Gunlaug zwischen dem Lager und Aziles hin und her. Auch wenn er nicht wusste, was der Steppen-Elf vorhatte — oder gerade weil er wissen wollte, was ihn zu diesem Verhalten trieb —, folgte er ihm hinaus in die Steppe.

Aziles schien kein festes Ziel zu verfolgen und es auch nicht eilig

zu haben. Sein Schritt war gemächlich, der Blick ging in die Leere. Gunlaug folgte ihm still, suchte den Horizont nach etwas ab, was Aziles zu seinem Aufbruch bewegt haben könnte. Die Kälte kroch ihm in die Knochen und er sehnte sich zurück ins warme Zelt.

»Wo gehen wir hin?«, fragte Gunlaug und drehte sich zum Lager um, das in der Entfernung immer kleiner wurde.

Aziles schien ihn nicht zu hören, sondern setzte seinen Weg ins Nirgendwo fort. Regelmäßig schaute er zum Lager zurück, es war beinahe am Horizont verschwunden. Auch die Sonne hatte sich mittlerweile merklich gesenkt.

Plötzlich hielt Aziles in der weiten, schneebedeckten Wildnis an und fixierte Gunlaug. »Die meisten wären nicht mitgekommen«, sprach er. »Ein paar wenige wären mir gefolgt, ohne Fragen zu stellen. Was hat dich dazu bewogen, hinter mir herzulaufen, wenn du gar nicht wusstest, was ich überhaupt vorhatte?«

»Ich schätze, Neugierde und auch Sorge, dass mit dir etwas nicht stimmen könnte. Außerdem ist es hier draußen gefährlich. Sagt ihr mir oft genug.«

Aziles nickte. »Ich muss zugeben, ein bestimmtes Ziel verfolgt zu haben. Eigentlich wollte ich dich etwas fragen. Und zwar dort, wo uns niemand belauschen kann.«

Verwundert drehte sich Gunlaug zum Lager um. Er sah die Wagen und Zelte fast gar nicht mehr. »Und dafür mussten wir so weit entfernen?«

»Der Wind kann Worte über eine große Entfernung tragen. Vertraue mir, hier sollten wir sicher vor heimlichen Lauschern sein.«

»Werden die anderen Shakya unser Verhalten nicht merkwürdig finden und uns Fragen stellen?«

»Sie können über uns denken, was sie wollen, und auf Fragen brauchen wir nicht zu antworten.« Aziles atmete tief ein und aus. Dichte weiße Schwaden formten sich vor seinem Mund. »Was war bislang deine größte Tat? Die Tat, von der noch nach deinem Tod die Menschen sich Geschichten erzählen werden?«

»Dafür mussten wir uns so weit vom Lager entfernen?« Gunlaug schüttelte den Kopf. Heute würde er nicht aus diesem jungen Elfen schlau werden. Aber es schadete nicht, ihm darauf eine Antwort zu geben. »Möglicherweise die Schlacht gegen die Untoten und gegen

den Nekromanten ...«

»War es nicht dein Vater und Gott Cherus, der diese Schlacht geschlagen hatte?«

»Ja, aber nicht allein. Viele andere Recken waren dort, auch ich und mein Bruder Hartried. Du wirst das bestimmt nicht als meine größte Tat gelten lassen. Ich war da, hab mit ihnen gekämpft, aber ich war einer von Tausenden. Ach, wie konnte ich das vergessen! Ich hatte einst Hartried das Leben gerettet!«

»Dem König das Leben gerettet?«

»Damals war er noch nicht König. Wir waren beide jung und wollten uns beweisen. Na ja, er mehr als ich. Wir wollten seine zukünftige Braut und ihre Familie beeindrucken. In den Bergen hatte damals ein grässlicher Lindwurm gehaust, der hin und wieder die Leute terrorisierte. Ein flugunfähiger Drache, mit einem schlangenartigen Körper und einem giftigen Atem. Ein richtiges Ungeheuer eben, das nur darauf wartete, um einer Heldentat wegen umgebracht zu werden.«

Aziles lächelte und setzte sich wieder in Bewegung. Diesmal nicht weiter vom Lager weg, sondern um etwas gegen die Kälte zu tun. »Ich habe von solchen Wesen gehört. Sie kommen nicht auf die Ebenen, weil sie die Greifen fürchten, heißt es. Erzähle bitte weiter.«

»Wir suchten also das Gebirge nach diesem Lindwurm ab. Wir hatten uns gedacht: »So ein riesiges Ding, das kann man doch nicht übersehen!« Weit gefehlt. Natürlich hatte es seine Höhlen, in denen es sich versteckte. Jedenfalls suchten wir eine ganze Weile nach dem Ungetüm, länger, als wir erwartet hatten. Unsere erste Heldentat bestand darin, gut eine Woche in den Bergen ums Überleben zu kämpfen.«

Aziles lachte und seine Augen funkelten.

»Nach einer Woche waren wir schließlich auf Spuren gestoßen, die zu einem Lindwurm gepasst hatten. Und da lag das Ungeheuer, schlummernd in seiner Höhle. Es war furchterregender, als wir es uns vorgestellt hatten. Länger als fünf Pferde, messerscharfe Zähne, so lang wie Schwertklingen. Und ein fürchterlicher Gestank, der aus dem Maul dampfte. Darunter hatte sich eine Pfütze seines Giftes gebildet, das wie Speichel heraustropfte.«

»Und was war dann geschehen?«

»Wir beide waren zwar eingeschüchtert gewesen, aber auch dumm, jung und im Falle von Hartried verliebt. Er hatte gedrängt, den Lindwurm im Schlaf abzustechen. Also hatten wir uns beide hineingeschlichen. So standen wir dumm herum, die Klingen in der Hand und keine Ahnung, ob ihr Metall scharf genug war, um das Schuppenkleid zu durchstoßen.«

Erneut lachte Aziles auf.

»Wir befanden uns also direkt neben dem Lindwurm, jeder auf seiner Seite, und fuchtelten mit den Armen herum, um uns zu verständigen. Wir wagten nicht, auch nur ein Wort zu sagen und den Lindwurm aufzuwecken. Wir wollten auch nicht einfach so auf das Ungeheuer einstechen, denn wenn die Wunden nicht tief genug gedrungen wären, hätten wir ein großes Problem gehabt.«

»Hattet ihr vorher keine Erkundigen eingeholt, wie man das Biest am besten umbrachte?«

»Oh doch. Die beste Methode, so einen Lindwurm zu erlegen, bestand darin, in den empfindlichen Bauch zu stechen. Das Problem war lediglich, dass er auf diesem Bauch schlief.«

Mit Genugtuung sah Gunlaug, wie diese weitere Wendung Aziles zutiefst amüsierte.

»Und wie habt ihr euer Problem gelöst?«

»Es hat sich teilweise von selbst gelöst, könnte man sagen. Vielleicht waren wir zu laut gewesen oder es war Zeit für den Lindwurm, sein Schläfchen zu beenden. Schließlich war es aufgewacht. Zunächst war das Tier noch ganz benommen und schien nicht wirklich zu realisieren, wen es um sich hatte. Wir beide waren wie erstarrt und unschlüssig, ob wir weglaufen oder es angreifen sollten. Es überrascht dich wahrscheinlich nicht, aber es war Hartried, der in den Schuppenpanzer des Lindwurmes stieß. Die Klinge drang nicht tief und machte den Lindwurm nur wütend. Einen großen Vorteil hatte dieser Angriff aber: Das Ungeheuer bemerkte mich nicht und richtete seine Aufmerksamkeit allein auf Hartried. Der wich tapfer seinen Angriffen aus, vermochte aber nichts gegen den Panzer und den Giftatem zu unternehmen. Ich jedoch, der große Held, der ich war, schlich um den Lindwurm herum und suchte nach einer Gelegenheit, ihm in den Bauch zu stechen.«

»Das hast du getan?«

»Der Gestank seines Giftes verpestete die Höhle, es war kaum noch in ihr auszuhalten. Es ätzte in den Augen, weswegen ich kaum etwas sehen konnte. Ich duckte mich unter seinem Schwanz weg, wickelte eine seiner Beine aus und plötzlich sah ich über mir seine weiche Bauchunterseite. Ich musste nur noch mein Schwert hineinstoßen und ... ach, das war alles ungemein eklig, wie sich plötzlich die ganzen Eingeweide und das Blut über mich ergossen. Es dauerte Wochen, bis ich den Geruch los war.«

»Also hattet ihr den Lindwurm erschlagen?« Aziles blickte ihn anerkennend an. »Das ist eine große Tat, auch wenn die Geschichte mehr unterhaltsam als alles andere war. Und was war mit Hartrieds Geliebter und ihrer Familie? Konntet ihr sie mit diesem Fang beeindrucken?«

»Ich wollte meinen Anteil an der Tat verschweigen und den tödlichen Treffer allein Hartried zusprechen. Schließlich ging es ihm darum, seine zukünftige Frau und ihre Familie davon zu überzeugen, dass er ein richtiger Held und Sohn des Cherus war. Er schlug das allerdings aus. Wir köpften den Lindwurm und brachten ihn zum Fürstenhof, wo sich auch Hedwinna befand, und erzählten die Geschichte wahrheitsgetreu. Zugegebenermaßen, nicht ganz. Wir schmückten sie etwas aus und verschwiegen die komischen Teile.«

Aziles nickte, als wäre das für ihn die richtige Entscheidung gewesen.

»Hartried musste noch ein paar Dinge erledigen, um die Hand von Hedwinna zu erhalten, und ich half ihm dabei. Wie wir zusammen um diesen Lindwurm standen und nicht wussten, was wir tun sollten, das werde ich aber nie vergessen. Da fällt mir ein: Wie gut, dass wir so weit von allen anderen weg sind. Hartried würde bestimmt nicht wollen, dass diese Version der Geschichte bekannt wird. Du weißt, die witzige Version.«

Aziles umschloss seinen Mund mit der Hand. »Das Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben. Nach ein paar hundert Jahren werde ich mich sowieso nicht mehr an jedes Detail erinnern können. Es sei denn, ich kleide die Geschichte in ein Lied ... Aber nein, das ist eure Heldentat. Sie gehört eurem Volk. Ich kann darüber nicht singen.«

Gunlaug lächelte, nicht an Aziles gewandt, sondern weil er sich

gerne an diese Geschichte erinnerte. Dabei hatte er lange nicht mehr an den Lindwurm und ihr gemeinsames Abenteuer gedacht. Hartried hatte sich verändert. Und Gunlaug ... vielleicht nicht so sehr. Er musste an all die Taten denken, die sie gemeinsam begannen hatten, und wie diese Taten dazu führten, dass aus Hartried der König der Merowa wurde und aus Gunlaug sein treuester Gefährte. Dann heulte der Wind auf und Gunlaug befand sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig auf der frostigen Einöde, weitab vom Lager der Shakya.

»Aber du hast mich nicht hinausgeführt, um diese Geschichte zu hören, oder? Was ist deine eigentliche Frage?«

»Das ist korrekt, mir ging es eigentlich um etwas anderes. Gunlaug, wenn wir hier fertig sind, dürfte ich dich dann auf die andere Seite des Gebirges begleiten? In deine Heimat, die Wälder von Merow?«

Kapitel 16, Gunlaug

Darüber brauchte Gunlaug gar nicht lange nachzudenken. »Natürlich kannst du mich begleiten. Wieso auch nicht? Dann lernen die Menschen auf der anderen Seite mal Steppen-Elfen kennen und nicht nur an der Grenze. Aber wieso? Neugierde?«

»Unter anderem, ja.« Aziles drehte sich weg, sein Blick ging über die Schneelandschaft. »Wir Steppen-Elfen haben ein Ritual, es nennt sich ›Großer Ausritt‹. Der Name tut nichts zur Sache. Es handelt sich um ein Ritual, welches junge Steppen-Elfen durchführen müssen, um als Erwachsene zu gelten. Bis ich diese Reise nicht unternommen habe, darf ich nicht heiraten und keine entscheidenden Stellungen innerhalb meines Stammes einnehmen.«

»Worin besteht dieses Ritual?«

»Aus einer Reise und aus Herausforderungen. Einer langen Reise, in der wir uns beweisen und eine große Tat vollbringen müssen.«

»So etwas wie einen Lindwurm erschlagen?«

»Oh ja, und am besten mit dem Kopf als Beweis zurückkommen. Gefährliche Tiere und Ungeheuer erlegen, das geht immer. Oder einen anderen Elfen umbringen, Orks zählen auch, doch haben ihre Köpfe einen geringeren Wert. Wenn ich recht darüber nachdenke, Menschen sollten auch gelten ... Guck mich nicht so an, dir wird nichts geschehen. Und sollte ich dich nach Merow begleiten, werde ich mich an eure Regeln halten und nicht sinnlos morden.«

»Geht es denn nur darum, Dinge zu erschlagen?«

»Nein, auch wenn man ein seltenes oder gefährliches Tier zähmt, ist das eine große Tat. Oder jemanden bei seinen Aufgaben hilft oder jemanden das Leben rettet. Es gilt auch als große Tat, einer anderen Person etwas Wertvolles zu stehlen. Im Grunde alles, was Mut, Raffinesse und Kraft verlangt. Wichtig ist, dass daraus ein Lied wird, welches die Erinnerung an deine eigenen Taten am Leben erhält. Und wenn es ein schönes, inspirierendes Lied wird, singen deine Nachfahren es noch lange, nachdem du von dieser Welt gegangen bist. Gunlaug, ich will nicht einfach durch die Wildnis streifen und einen großen Löwen umbringen. Ich würde gerne mit dir kommen und Abenteuer erleben, die ich hier nicht finden kann.«

Gunlaug breitete die Arme aus. »Für Abenteuer werden wir schon sorgen! Und an Hartrieds Hof hätte niemand ein Problem mit dir. Ich würde dich gerne in den Wäldern von Merow willkommen heißen!«

Aziles nickte. Es war ihm anzusehen, dass es sich hierbei um eine wichtige Angelegenheit handelte. Ein Initiationsritual auf den Weg zum Erwachsenendasein ... In Anbetracht dessen, wie lange Elfen erwachsen blieben (eigentlich hatte Gunlaug keine Ahnung, doch es musste sehr lange sein), verwunderte es ihn nicht, wie viel es ihm bedeutete. Was er auf seiner Reise tat, würde darüber entscheiden, wie die Elfen über ihn dachten, selbst über seinen Tod hinaus.

»Das freut mich, wirklich«, sprach Aziles nun mit einem erleichterten Lächeln. »Ich wollte das zunächst mit dir besprechen, fernab von den neugierigen Ohren der anderen. Ich muss diese Reise aber noch meinem Vater vorschlagen. Ich kann nicht einfach so aufbrechen, wenn es mir passt.« Sie begannen den Rückweg zum Lager. »Ihr müsst aber nicht auf mich warten. Ich werde nur offiziell verabschiedet und gesegnet und dann kann ich mit euch aufbrechen, wann immer es passt. Der Zeitpunkt spielt keine Rolle. Der Große Ausritt muss dann unternommen werden, wenn der Reisende bereit ist.«

»Es klingt schon ziemlich gefährlich«, bemerkte Gunlaug. »Kommen dabei viele Elfen um?«

»Gunlaug, es ist dir bestimmt nicht entgangen, dass mein Vater mehr als eine Frau hat, richtig?«

»Ja ...«

»Und glaubst du, es werden mehr Saumya-Frauen als Saumya-Männer geboren?«

»Ich habe eigentlich keine Ahnung ...«

»Nein, werden sie nicht. Trotzdem befinden sich in den Zelten mehr Frauen als Männer. Die Gefährlichkeit dieser Reise ist ein Grund dafür.«

Das brachte Gunlaug ins Grübeln. Und zu einer anderen Frage: »Aziles, wie viele Brüder hast du noch mal?«

»Fünf«, antwortete der Steppen-Elf.

»Und wie viele Söhne hatte dein Vater?«

Aziles grinste. »Du begreifst schnell. Sechzehn.«

Sie beredeten sich noch eine Weile über dies und das. Natürlich kamen nicht alle seine Brüder bei diesem Ritual um. Ein paar schon vorher, bei der Jagd, bei Kämpfen, durch Krankheit oder der Winter hatte sie dahingerafft. Andere starben später, als vollwertige Männer, und die Frauen wurden innerhalb der Familie weitergereicht. Gunlaug fand diesen Brauch sehr merkwürdig. Waren sie nach der Heirat Eigentum der Familie?

Später am selben Tag kehrten die Späher zurück und brachten eine freudige Nachricht. »Die Orks sterben!«

Damit war nicht gemeint, dass alle Orks tot waren, wie Gunlaug schnell lernte. Stattdessen sahen die Späher, wie sie ihre Winterlager aufschlugen, ohne sich wirklich auf den Winter vorbereitet zu haben. Auf ihren Spähritten bemerkten sie diverse Knochen im Schnee, welche sie den Orks zuschrieben.

Ihre Erklärung: »Wir wissen, dass die Orks nicht davor zurückschrecken, ihre Eigenen zu fressen. Sie verschlingen sich allerdings nur dann gegenseitig, wenn ihnen nichts anderes mehr übrigbleibt. Ihre Vorräte gehen ihnen zuneige, während wir hier sprechen! Mit der Zeit wird sich ihre Zahl stetig verringern.«

»Das sind doch mal gute Nachrichten«, sagte Thormann an Gunlaug gewandt. »Vielleicht löst sich unser Problem von selbst.«

»Meinst du, wir werden sie so einfach los? Schön wäre es. Jeder Ork weniger ist ein Vorteil für uns.«

»Das stimmt«, sprach Rajuvala, Aziles' Vater, »aber es handelt sich nur um die Vorhut, die ihr ausgekundschaftet habt.« Er hatte sich neben Gunlaug gestellt und sah ihn dabei an. »Es werden noch mehr kommen, sobald der Frühling einkehrt. Außerdem bedeutet das, dass wir wachsam sein müssen. Sie könnten verzweifeln und versuchen, uns anzugreifen, um uns unsere Vorräte und Herden wegzunehmen. Und ist sonst noch etwas vorgefallen?«, fragte er die Späher.

Sie hoben ein paar Orkköpfe hoch und Rajuvala nickte. Den borstigen Schweineschnauzen hingen die Zungen heraus. »Spießt sie auf und verteilt sie über die Landschaft. Lasst es sie eine Warnung sein.«

»Rajuvala?«, fragte einer der Späher. »Ich will einen Schädel für mich.« Auch das bestätigte ihr Stammesführer mit einem Nicken.

Kapitel 17, Simund

Der Winter in Akleion währte nur kurz. Bald schon wehten warme Brisen über den Goldsee heran und die Menschen strömten aus ihren Häusern in die Straßen. Vor den Stadtmauern bot sich allerdings ein anderer Anblick: Hier fand eine Heerschau statt.

Simund, Melinde, Rodried und Hedda standen auf der Mauer, neben ihnen ein stolzer Daedlus.

»Fünftausend Mann aus Akleion«, sprach der Erste der Stadt. »Davon viertausend wohlgerüstete Hopliten und eintausend leichte Truppen. Ich weiß, ihr Merowa betrachtet uns Städter gerne als verweichlicht und schwach, da wir es wagen in schönen Häusern zu leben und uns auch mit feingeistigen Angelegenheiten zu beschäftigen wissen. Doch diese Armee wird stolz und stark jedem Ansturm standhalten. Die Bürger dieser Stadt trainieren jedes Jahr, halten sich mit Sport und Spielen fit und werden mit Eifer unser Akleion verteidigen.«

Rufe vor den Stadtmauern wurden laut und unter den Soldaten entstand Bewegung. Sie formierten sich, bildeten eine lange Reihe: Die Vordersten richteten ihre Speere einem imaginären Feind entgegen, der Rest hob die Spitzen wie die Stacheln eines Igels. Ein weiterer Ruf und das Heer machte einen Schritt nach vorne. Es war ein Gleichklang, viertausend Füße, die sich zu einem einzigen, gewaltigen Schritt vereinten. Dann marschierte das Heer und die Formation hielt, als wären alle Soldaten an kurzen Schnüren miteinander verbunden.

»Nun«, sagte Melinde, »es hört sich beeindruckend an.«

»Ich versichere dir, es sieht auch beeindruckend aus«, ergänzte Simund. »Wäre ich ein Soldat eines feindlichen Heeres, ich würde nicht auf diesen Speerwald eindreschen wollen.«

Das Heer stoppte auf Befehl eines der Feldherren. Dann setzte sich nur einer der Flügel in Bewegung und das Heer unternahm eine Wendung, während die Formation beibehalten wurde.

Rodried schaute sich die Demonstration mit verschränkten Armen an. »Das ist alles sehr beeindruckend, doch wird es euch in Merow nicht helfen. Eine solche Formation könnt ihr im dichten

Wald vergessen. Im Sumpf bräuchte der Feind gar nicht erst die Schwerter aus den Scheiden zu ziehen, da versinkt das Heer von allein.«

»Dessen sind wir uns durchaus bewusst, Rodried. Wir sind auf Eure Kenntnisse des Landes angewiesen, damit wir gerade nicht in solche Situationen geraten, die unserem Heer zum Nachteil gereichen. Bis wir unsere Armeen mit Euren Verbündeten unter den Merowa vereinigen, werden wir vorsichtig vorgehen müssen.«

»Und fünftausend Mann, sind das alle?«, fragte Hedda. »Sobald Hartried alle seine treuen Fürsten versammelt hat, wird er uns zahlenmäßig weit überlegen sein. Wie viel, Rodried, meinstest du, würde er zusammenbekommen?«

Rodried wog seinen Kopf hin und her. »Zwanzigtausend oder mehr.«

»Das sind nicht alle«, sagte Daedlus und deutete fernab des Heeres. »Ihr wisst, ich war über den Winter nicht untätig. Andere Städte am Goldsee schließen sich unserem Feldzug an. Gemeinsam bilden wir die Seestadt-Liga. Viertausend Mann aus Tyon. Dreitausend Mann aus Pythagor. Zweitausendfünfhundert aus Menion und Hauthykon. Und eintausend Mann aus Diodon.«

Rodried rechnete im Kopf zusammen. »Das macht Achtzehntausend. Wie viele werden davon zu den Leichtgerüsteten zu zählen sein? Und keine Pferde?«

»Nur wenige Städte verfügen über Reiterei«, antwortete Daedlus und schaute stirnrunzelnd auf die akleionische Armee, wie sie sich um sich selbst drehte. »Wir hoffen dahingehend auf die Verstärkung durch merowsche Truppen. Wir brauchen die Reiter der Fürsten, die nicht treu zu Hartried stehen, um diesen einen Nachteil auszugleichen. Ihr könnt uns einige Truppen schicken?«

Rodried schüttelte den Kopf. »Ich würde nur zu gerne, doch befindet sich unser Fürstentum am anderen Ende des Reiches, nahe dem Westmeer. Unsere Reiter müssten den ganzen Weg durch Merow reisen, um sich Euch anzuschließen. Das Problem ist noch nicht einmal der Weg, sondern dass Hartrieds Armee uns abfangen und einzeln schlagen könnte.«

Hätte Rodried den Feldherrn nur gemimt, er hätte keinen Unterschied festgestellt. Früher hatte Simund seinen Freund immer

für etwas einfältig gehalten, doch bei diesem Thema bewies er großes Geschick.

Rodried lehnte sich auf die Mauer und schaute in die Ferne. »Wenn Ihr mir ein gutes Pferd überlasst, könnte ich mich auf den Weg machen. Zurück zum Fürstenhof von Spatzensturz. Ich mobilisiere ein Heer und lasse nach den anderen Fürsten schicken.«

»Wer schwebt Euch vor?«, fragte Daedlus.

»Ich könnte sofort aufbrechen, noch bevor Hartried sein Heer organisiert hat. Vielleicht gelingt es uns schneller unsere Streitkräfte zu vereinen, als er einen Keil zwischen uns schieben kann.« Rodried dachte nach. »Die Fürstin von Geistwimmer wird sich auf Simunds Seite stellen. Sie hasst Hartried und wird jede Gelegenheit nutzen, sich gegen ihn aufzubauen. Geistwimmer ist nicht so weit entfernt von Spatzensturz. Wir könnten ebenfalls Unterstützung von den Fürsten von Eichenfall, Lindwurmblick, Falkenflug, Trollhammer und Nagerloch erhalten.« Rodried schloss die Augen. »Dann wäre da noch Wardrun, der Fürst von Krähenwut. Auch von ihm weiß man, dass er Hartried nicht gerade freundlich gesinnt ist, auch wenn er nie eine offen feindliche Haltung eingenommen hat. Er ist der Sohn von Doderried, dem ersten sterblichen König von Merow. Nachdem Doderried gestorben war, war Wardrun einer der Kandidaten für den Thron, doch Hartrieds Sippe besiegte Wardruns Sippe und das war das Ende von der Geschichte. Garantiert ist es allerdings nicht. Doch wäre es eine gute Sache, denn Krähenwut ist stark und verfügt über viele Männer. Sein Wort hat auch beim Thing Gewicht.«

»Das hört sich doch nach einer großen Anzahl an Fürsten an«, meinte Simund. »Damit würde doch eine ordentliche Armee zusammenkommen, oder?«

Rodried lächelte schief. »Wenn die sich alle entschließen, Truppen zu schicken, dann ja. Doch ist gerade Geschwindigkeit entscheidend. Ich sollte sofort aufbrechen.«

Melinde trat an ihn heran und fasste ihm an den Arm. »Muss das wirklich sein? ... Sei vorsichtig. Halte dich von Hartrieds Schergen fern und reise verdeckt.«

Rodried nickte. »Ich möchte nur wieder nach Hause. Nichts gegen Eure Gastfreundschaft, Herr Daedlus. Doch ich muss wissen, wie es um Spatzensturz bestellt ist.«

»Was höre ich da?« Es war Piasus, der auf die Mauer trat. Er war von oben bis unten in einer edlen Rüstung der Mykerios gekleidet: bronzener Harnisch, der einem muskulösen Torso nachempfunden war, Arm- und Beinschienen, ein konischer Helm mit einem roten Federbusch. Dazu trug er einen breiten Schild und einen langen Speer. Die Bronze war von einem goldenen Schimmer umgeben. Ein Zeichen dafür, dass die beiden Zwerge diese Rüstung angefertigt hatten. »Das höre ich aber gar nicht gerne.«

»Du siehst fast schon stattlich aus«, sagte Hedda.

»Das gerade von dir zu hören, freut mich. Aber ich muss zugeben, etwas komisch fühlt es sich schon an. Ich trage nicht zum ersten Male eine Rüstung, wirklich gewöhnen konnte ich mich nie daran.« Piasus machte eine wegweisende Handbewegung. »Bin eben kein Soldat.«

Daedlus trat an ihn heran und klopfte ihm auf die Schultern. »Du bist kein Soldat mehr. Du bist nun einer unserer Heerführer.«

»Ja, im linken Flügel. Der Flügel, der am wenigsten wichtig ist.«

»Möchtest du im rechten Flügel stehen, wo der Kampf am heißesten brennt?«

»Der linke Flügel ist schon gut.« Piasus nahm den Helm ab und platzierte ihn auf der Mauer. Er klopfte mit der Faust darauf. »Dieses Metall wird mir das Leben retten. Die Zwerge haben echt ganze Arbeit geleistet. Hoffentlich macht mich das Funkeln nicht zu einer Zielscheibe. Nun gut, Rodried, was hast du vor?«

Sie erklärten ihm kurz den Plan.

»Ergibt Sinn«, antwortete Piasus, »auch wenn ich dich nur ungern ziehen lasse. Und wirklich ungefährlich ist die Reise nicht. Willst du noch jemanden mitnehmen?«

Sie schauten sich gegenseitig an. »Ich könnte mitkommen«, schlug Hedda vor. »Wobei ich allerdings lieber an Simunds und Melindes Seite bleiben würde. Verstehe das nicht falsch.«

»Nein, gar nicht. Ich werde schon klarkommen.« Rodried wandte sich dem Feld vor der Stadt zu. Sein Blick ging weit über den Horizont, als könnte er seine Heimat in der Ferne sehen. Dann drehte er sich wieder zu ihnen. »Ich bräuchte ein Pferd.«

»Wir sollten zuerst den Rat abstimmen lassen«, sprach Daedlus. »Das betrifft auch uns.«

»Es betrifft in erster Linie das Fürstentum von Spatzensturz«,

versetze Rodried. »Dessen Fürst ich bin.« Für einen kurzen Moment zog ein Schleier der Trauer über sein Gesicht. Selbst nach all der Zeit hatte er den Schmerz nicht überwunden. Es half gewiss nicht, seine Tage fern von seinem Fürstenhof in der Ungewissheit zu verbringen, was aus seiner Mutter, Schwester und all seinen Untergebenen geschehen war. »Selbst wenn der Rat dagegen wäre, könnt Ihr mich nicht zwingen. Dann besorge ich mir unterwegs irgendwie ein Pferd, indem ich ein paar meiner Habseligkeiten verkaufe.«

Daedlus schüttelte den Kopf. »Ich beschaffe dir ein Pferd, auch ohne die Zustimmung des Rates. Er würde Eurer Anliegen eh bejahen.«

»Danke sehr. Und ihr alle. Das heißt dann Abschied nehmen. Jedenfalls vorerst. Wir werden uns wiedersehen.«

Piasus fasste ihn an der Schulter. »Du solltest vorerst zu den Zwergen gehen.« Er kratzte sich am Hinterkopf. »Eigentlich plaudere ich gerade ein Geheimnis aus, das mir Barutz anvertraut hatte. Die Umstände zwingen mich dazu. Der Ring, den die beiden schon seit einer Weile schmieden, ist für dich.«

Sie versammelten sich alle in der Schmiede der beiden Zwerge. Auf einer Anrichte gegenüber dem Schmelzofen, die speziell dafür gezimmert war, befand sich die Bronzeplatte, in der Tiuz von seiner Rache kündete. Erfreut waren sie nicht über den plötzlichen Besuch. Tiuz hatte es lieber, wenn man sich anmeldete.

Zuerst fragten die beiden Zwerge sie, was der Aufruhr sollte. Piasus erzählte ihnen von Rodrieds bevorstehendem Aufbruch.

Tiuz nickte zu Barutz, der aus einem Regal eine kleine Schatulle hervorholte.

»Barutz hatte mir von Eurer Reise durch die Unterwelt erzählt«, begann Tiuz, während er die Schachtel annahm und öffnete. Darin funkelte ein silberner Ring, der mit einem Bandmuster verziert war. »Und davon, wie Euer Ungeschick einst eine Horde von Skeletten alarmiert hatte. Daraufhin hatten wir den Entschluss gefasst, einen Ring zu schmieden, der Euch bei solchen Unternehmungen in Zukunft hilfreich sein könnte. Und über eine andere Eigenschaften verfügt.«

Rodried wollte nach dem Ring greifen, da ließ Tiuz die Schatulle

plötzlich zuschnappen. Erschrocken zog er die Hand zurück.

»Lasst mich zuerst erklären, was dieser Ring vermag. Sonst richtet Ihr noch großen Schaden an.«

Tiuz sah den jungen Fürsten scharf an, der daraufhin gehorsam nickte. »Gut, zunächst ist der Ring in der Lage, alle Eure Geräusche zu schlucken. Jedes Geräusch, das von Eurem Körper ausgeht und direkt von Eurem Körper ausgelöst wurde, wird von dem Ring unterbunden. Nicht nur könntet Ihr damit Euch an jemanden heranschleichen, ohne dass Eure Schritte einen Laut von sich geben. Auch wenn Ihr dabei gegen etwas stoßen solltet, herrscht um Euch herum Stille. Stoßt Ihr etwa gegen eine Vase, hört sie niemand zersplittern, sollte sie zu Boden gehen. Die Vase geht natürlich noch immer zu Bruch, doch es entsteht kein Geräusch. Stoßt ihr allerdings gegen das Tischchen, auf dem die Vase steht, dann ist die zerbrechende Vase noch immer deutlich zu hören.«

»Das ist großartig!«, gab Rodried von sich. »Auch wenn ich kein Meuchelmörder bin und Heimlichkeit eigentlich nicht meine bevorzugte Vorgehensweise ist, so hilft es mir dennoch bei der Jagd. Oder wenn mich die Not dazu zwingt, doch mal zu schleichen.«

»Wie gesagt, das ist noch nicht alles. Und auch nicht der Grund, warum ich Euch erst über die Fähigkeiten des Ringes unterrichtete, bevor Ihr ihn anlegen dürft. Denn nicht nur vermag der Ring Geräuschlosigkeit hervorzurufen. Seine Magie funktioniert auch in die andere Richtung. Mit ihm könnt Ihr ebenfalls Geräusche verstärken. Laute wie Eure eigene Stimme oder andere Geräusche, die von Euch ausgehen oder ausgelöst werden. Hier ist Eure Kreativität gefragt, doch eine offensichtliche Einsatzmöglichkeit wäre es, Eure Stimme über Tausenden von Metern klar und deutlich erschallen zu lassen. Das ist der Grund, warum ich Euch bis jetzt nicht den Ring geben wollte. Sonst fliegen uns die Ohren weg, während Ihr nur ein simples ›Danke‹ ausspricht. Die Magie wird aktiviert, indem Ihr an den Effekt denkt. Wollt Ihr also Heimlichkeit, dann müsst Ihr daran denken, still zu sein. Wollt Ihr laut sein, dann richtet Eure Gedanken darauf. Ich werde Euch den Ring übergeben und Ihr werdet Euch darauf konzentrieren, leise zu sein. Verstanden?«

Rodried nickte und die Schatulle öffnete sich. Er nahm den Ring heraus und streifte ihn sich über den Finger. Der Ring passte und saß

fest. Rodried hob die Hand und bewunderte die feine Verzierung sowie das silberne Glitzern.

Er öffnete den Mund und kein Ton war zu hören. Er sprach einen Satz und wieder vernahmten sie nichts.

Sie staunten. »Du tust aber nicht nur so?«, fragte Piasus.

Rodried schüttelte mit dem Kopf und klatschte kräftig in die Hände. Nichts. Selbst Rodried war überrascht und schaute verwundert. Er ging zur Schmiede, nahm sich einen Hammer und schlug damit aufs Metall. Gar nichts.

»Unglaublich!«, rief Melinde. Dann stemmte sie die Hände in die Hüfte. »Aber glaube nicht, dass du dir mit dem Ring irgendeinen Unsinn erlauben kannst!«

Rodried hielt inne und sprach dann: »Jetzt wieder normal ... Das funktioniert wirklich! Ich musste nur daran denken, nicht mehr still zu sein! Was für ein Geschenk! Wie kann ich Euch jemals dafür danken?«

Tiuz und Barutz grinsten sich an. »Nun gehen wir mal nach draußen und testen die Lautstärke«, sagte Tiuz, der Ringschmied.

Außerhalb der Schmiede nahmen die anderen erst einmal Abstand. Rodried konzentrierte sich darauf, laut zu sein. Er rief: »Hallo!« und es war das lauteste Hallo, das Simund jemals gehört hatte. So laut, dass alle Passanten sich erschrocken zu ihnen umdrehten und sich die Fensterläden öffneten, aus denen perplexer Akleioner schauten. Rodried klatschte in die Hände und ein scharfer, ohrenbetäubender Knall hallte durch die Straßen, vor dem die Akleioner zusammenzuckten und die Vögel aufschreckten. Manche schauten in den Himmel, als ob sie dort Blitze erwarteten. Esel und Pferde wieherten auf und Hunde bellten. Dann lachte Rodried. Nicht, um laut zu lachen, sondern nur weil er sich über dieses Geschenk der Zwerge freute. Er vergaß, den Effekt abzustellen und sein Lachen donnerte über den ganzen Goldsee und zu den anderen Städten.

Kapitel 18, Simund

Rodrieds Abschied verlief nicht ohne Tränen. Melinde weinte und es rührte sie alle, vor allem Rodried, der sie herzlich in den Arm nahm. Er versicherte ihr, dass sie sich bald wiedersehen würden. Anschließend umarmte er Simund und Piasus, ließ sich von Hedda viel zu fest drücken und bedankte sich bei Daedlus für seine Gastfreundschaft. Sein Dank galt auch den beiden Zwergen, deren Ring er von nun an trug. Dann schwang er sich auf sein Pferd und galoppierte aus dem Tor hinaus. Das Pferd gab dabei keine Geräusche von sich. Simund schüttelte den Kopf und betete, Rodried würde es mit dem Ring nicht übertreiben und zu viel Aufmerksamkeit durch seine Geräuschlosigkeit auf sich ziehen.

Simund hatte zum ersten Mal das Bedürfnis, die Stadt verlassen zu müssen. Vor den Toren von Akleion erstreckte sich ein weites Feld und dahinter begann der Wald. Nicht so dicht wie die Wälder aus seiner Heimat und lange nicht so dunkel. Doch hier zwischen diesen Eichen und Buchen konnte er den Menschen entfliehen und in sich kehren. Er brauchte Zeit zum Nachdenken.

Gegend Abend hatte er die Tore hinter sich gelassen, mit der Absicht, bei Dunkelheit wieder zurückzukehren. Nachdem er sich einen Platz mit einem umgestürzten Baumstamm gesucht hatte, auf dem er sich setzen konnte, nahm Simund Cherus' Keule vom Gürtel, welche er von nun an Schildbrecher nannte. Behutsam legte er die Waffe vor sich auf den Boden. Dann versank er in Gedanken, während sein Blick auf ihr ruhte.

Sie zogen in den Krieg. Ihm war, als hätte er noch nicht richtig begriffen, was das bedeutete. Menschen werden sterben, Merowa und Mykerios auf beiden Seiten. Und Simund hatte seinen Anteil daran. Er hätte sich und Melinde ausliefern und somit ihnen allen das Blutvergießen ersparen können. Vielleicht hätte Hartried auch sein Wort gehalten und alles, was Simund hätte tun müssen, wäre seinen Anspruch auf den Thron aufzugeben. Dann hätten er und Melinde Frieden gehabt. Und bei all dem hätten sich keine Speere blutig gefärbt, keine Klingen hätten sich ins Fleisch gebissen und keine

Knochen wären unter Pferdehufen zerschmettert.

Wäre es nicht das, was Cherus selbst, sein göttlicher Vater, getan hätte? Die Geschichte über Cherus, welche sich die Merowa am liebsten erzählten, handelte von seinem Duell mit Doderried, dem Stammesführer der Haldever und seinem Nachfolger als König von Merow. Cherus' und Doderrieds Stämme befanden sich im Krieg und sie entschieden, ihre Streitigkeiten bei einem Duell beizulegen. Die beiden besten Krieger sollten es in einem Zweikampf bis auf den Tod entscheiden. Cherus machte sich zum Gespött, als er mit einer simplen Holzkeule auf den Kampfplatz trat, dieselbe Keule vor Simunds Füßen. Mit ihr schlug Cherus Doderried nieder, doch tötete er ihn nicht. Stattdessen erklärte er das Duell für beendet, Doderried wurde sein treuester Gefährte und beide Stämme verbündeten sich.

Es war auch diese Keule, mit der Cherus den Nekromanten besiegt hatte. So, wie es Simund getan hatte. Doch Simund würde bei diesem Konflikt nicht gegen Nekromanten kämpfen. Er würde Menschen töten.

Hatte Cherus diese Keule jemals dafür verwendet, Menschen umzubringen? Auch der Gott in Menschengestalt hatte Kriege ausgefochten, um die Stämme zu vereinigen. Simund versuchte sich an eine Geschichte oder ein Lied zu erinnern, welches erwähnte, wie Cherus die Keule zum Töten eingesetzt hatte. Doch es gelang ihm nicht.

Wäre es ein Sakrileg gewesen, mit dieser Keule zu töten? Sollte er lieber während des Feldzuges zu anderen Waffen greifen? Simund hätte Melinde fragen können, auch Hedda, Rodried oder Piasus. Doch er hatte das Gefühl, diese Frage konnte er nur allein beantworten.

Schließlich war da noch Hartried. Der Übeltäter, der dank des Zwergenrings gegen Feuer, alle Metalle sowie die Klauen und Zähne der Bestien gefeit war. Nur eines konnte ihm schaden: Holz. Genau das, woraus diese Keule bestand. War es schließlich doch Simunds Aufgabe gewesen, diese Keule gegen Hartried einzusetzen? Oder durfte er sie nur gegen die Diener der Shaura schwingen?

Das Geräusch von Schritten im Waldboden riss ihn aus seinen Gedanken. Er wandte den Kopf, sah Kadeira zwischen den Bäumen hervortreten und schoss überrascht hoch.

»Du?«, fragte er. »Was machst du hier?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen. Es mag ungebührlich sein, dir nachzuspionieren, doch war die Neugierde zu groß.«

Sie trat näher und sah die Keule im Gras. Auch wenn sie unmöglich seine Gedanken lesen konnte, sagte ihm ihr Blick, dass sie verstand, was hier vor sich ging. Kadeira setzte sich neben ihn auf den Baumstamm. Simund war wie elektrisiert, so sehr spürte er ihre Nähe. Sie strich sich durch das dunkle Haar und während sie sich nach vorne beugte, um die Keule aufzunehmen, lüftete sie ihr Kleid um ihre Brust herum. Simund saugte jedes Detail auf, solange er sich unbeobachtet wähnte. Vermutlich bekam sie alles mit und ließ es gewähren. Kadeira nahm Schildbrecher auf und wog sie in der Hand.

»Sie ist schwerer, als man von einem einfachen Stock erwarten würde.«

»Weiß dein Vater davon, dass du hier bist?«

Sie fasste die Keule mit beiden Händen, als wollte sie damit einen imaginären Feind erschlagen. »Ich habe gesagt, ich gehe auf den Markt. Was bedeutet, dass wir nachher dort etwas kaufen müssen, wenn wir zurückkehren. Selbst wenn er sich etwas dabei denken wird, sollten wir zumindest den Anschein wahren.«

»Welchen Anschein?« Gleich darauf biss er sich selbst auf die Lippen. Hätte er einen Augenblick gewartet, hätte er die Anspielung erkannt und sich eine bessere Antwort überlegt. Sie erwiderte seine Frage, indem sie enttäuscht ausatmete.

»Was bedrückt dich, Simund?«, fragte sie nach einer Weile.

»Fragen moralischer und religiöser Natur.«

Sie sah ihn schief an.

»Das ist mein Ernst.«

»Die Philosophen der Mykerios bekommen dir nicht.«

»Die haben damit nichts zu tun. Es geht um diese Keule und die Frage, ob ich sie zum Töten verwenden darf. Ich habe dir schon oft genug von Cherus erzählt, du erinnerst dich wahrscheinlich an die Geschichte mit Doderried.«

Kadeira legte die Keule auf den Boden. Mit Bedacht, wie Simund feststellte. »Den Cherus nur bewusstlos geschlagen hatte. Ich erinnere mich.«

»Eigentlich habe ich bereits mit dieser Waffe getötet. Ich meine den Nekromanten in der Unterwelt. Vielleicht liege ich falsch mit

meiner Rechtfertigung, aber er war ein Feind der Menschheit und ... so wirklich lebendig wirkte er nicht mehr. Ich erspare dir die Einzelheiten. Diese Keule dient meiner Meinung nach als eine Waffe gegen die Nekromanten. Und als Cherus sie gegen einen Menschen eingesetzt hatte, ließ er Milde walten. Ist es daher recht, wenn ich mit ihr über das Schlachtfeld wüte? Gegen Menschen, die nur aus Treue zu ihren Fürsten gekommen waren?»

»Meine Güte, sehr tiefgründig. Das solltest du jemanden vortragen, der dich einen dummen Barbaren schimpft.«

Simund seufzte. »Es ist mir wichtig. Diese Sache beschäftigt mich und es ist niemand da, mir eine klare Antwort zu geben. Sicherlich schaut Cherus auf uns herab, doch ist er nicht imstande — oder gar willens — meine Bedenken hinfort zu wischen.«

»Und Melinde? Wenn die Götter zu dir sprechen, dann durch sie.«

Simund schüttelte den Kopf. »Nein. Das Schweigen der Götter hilft ebenfalls nicht.«

»Dir bleibt noch immer das Orakel von Akleion.«

»Ja, das Orakel. Eher wird sie mich nur weiter verwirren.«

Da nahm sie seine Hand. »Dann entscheide selbst. Es liegt ganz bei dir. Fürchte dich nicht, Fehler zu begehen, das ist nur menschlich. Im Gegensatz zu einem Gott kannst du nicht alles wissen. Nur ständig zu zweifeln, das bringt dich nicht weiter.«

»Doch ...«

Bevor er den Satz vervollständigen konnte, hatten sich ihre Lippen berührt. Sie rückte näher heran, er spürte ihre Körperwärme, vernahm ihren Duft, der wohlriechenden Salben und Kräutern ähnelte, für die er keinen Namen hatte.

Nachdem sich ihre Münder wieder voneinander getrennt hatten, sagte sie: »Du machst dir zu viele Gedanken.«

Simund war für einen Moment wie betäubt von dem plötzlichen Kuss. Doch als er wieder zur Besinnung kam und sie noch immer auf den Lippen schmecken konnte, verlangte es ihm nach mehr. Diesmal fasste er Kadeira an ihre Schultern und zog sie zu sich heran. Lange waren sie miteinander verbunden, sie schlangen ihre Arme umeinander und langsam rutschten sie den Baumstamm hinunter.

Das könnte das letzte Mal sein, dachte Simund sich, *dass ich sie*

sehe. Vielleicht kehre ich nie zurück.

Kadeira ließ ihn gewähren, ließ seine Hände und seinen Mund jede Stelle erkunden, nach der es ihm verlangte. Mit tiefen Seufzern erwartete sie jede Berührung. Sie wollte es so sehr wie er, sie war es, die beide mit hastigen Fingern entkleidete. Das Gräserbett neben dem Baumstamm mochte für ihre erste Vereinigung etwas ungemütlich gewesen sein. Doch die Stille des Waldes war der richtige Ort.

Sie traten den Heimweg an, als sich die Sonne hinter den Baumwipfeln verbarg und die Temperaturen deutlich abnahmen. Abwechselnd lagen sie sich in den Armen, abwechselnd nahmen sie des anderen Hand oder sie hielten inne, um sich wieder den Küssen hinzugeben. Sie erreichten das Tor und taten ihr Bestes, innerhalb der Stadt so zu tun, als wäre nichts geschehen. Sie gingen nebeneinander her und unterhielten sich über Belanglosigkeiten. Hin und wieder streifte ihr Finger seine Hand und Simund zuckte bei jeder Berührung zusammen. Ihre Scharade würde einem prüfenden Blick nicht standhalten. Simund fühlte sich, als glühte er noch immer und das zufriedene Lächeln weigerte sich, aus seinem Gesicht zu weichen. Auch Kadeira strahlte, ihre Wangen waren rot gefärbt. Sollten die Leute denken, was sie wollten. Sie kauften nur Kleinigkeiten ein.

Simunds Puls beschleunigte sich, als sie auf das Anwesen von Daedlus traten. Hier war es ihnen nicht möglich, irgendwelchen Fragen auszuweichen. Er hoffte darauf, dass ihr gemeinsames Eintreten nicht bemerkt wurde.

Überraschenderweise war es Melinde, die nahe am Eingang auf einem Schemel saß und die beiden prüfend anschaute.

»Danke, Simund, dass du mich begleitet hast«, sprach Kadeira.

»Wo wart ihr?«, fragte Melinde.

»Auf dem Markt«, antwortete Simund etwas zu rasch.

Sie beugte sich aufgrund ihrer Sehschwäche nach vorne, um in den Korb mit den Waren zu schauen. »Der Einkauf war nicht sonderlich erfolgreich, nehme ich an.«

Kadeira blinzelte und legte ein verlegenes Lächeln auf. Es war ungewöhnlich, doch auch irgendwie schön, sie so verschämt zu sehen.

»Nein, das war er nicht. Ich begeben mich auf meine Stube. Gute

Nacht!«

Und dann huschte sie davon.

Wohl weil Simund Kadeira zu lange hinterhergeschaut hatte, sah Melinde ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Sie stand auf, trat näher heran und hielt inne.

»Wasche dich«, sagte sie. »Ich lasse Kadeira wissen, dass sie sich ebenfalls waschen soll. Sie riecht wahrscheinlich so sehr nach dir, wie du nach ihr riechst.«

Kapitel 19, Piasus

Am nächsten Morgen fühlte sich Piasus wie ein sattes, zufriedenes Raubtier. Die Stelle neben ihm, wo letzte Nacht Hedda gelegen hatte, war verlassen. Seine schlaftrunkene Hand strich über das Tuch und er wunderte sich, wohin sie verschwunden war.

Erst dann hörte er das Plätschern von Wasser. Piasus hob den Kopf und sah Hedda auf einem Hocker, nackt und den Rücken zu ihm gewandt, wie sie sich gerade die roten Haare über einem Zuber wusch. Wäre der Hintern nicht angenehm weiblich geformt gewesen, hätte Piasus diesen kräftigen Rücken einem Kerl zugeschrieben. Er erinnerte sich daran, wie er sie das erste Mal am Westmeer auf dem Steg gesehen hatte, wo sie ihn rüde zur Seite gedrängt hatte. Und nun hatte sie dank seiner geschickten Hände erneut eine Nacht mit ihm verbracht. Von all den komischen Wendungen, die sein Leben so genommen hatte, war Masseur zu werden gewiss eine der besten Entscheidungen gewesen. Das neue Haus, welches er sich mit dem Geld von Daedlus gekauft hatte — Geld, welches er für die Befreiung des Zwerges Tiuz als Belohnung erhielt —, war ebenfalls von Vorteil.

Sie bemerkte ihn und er grinste zurück.

»Guten Morgen«, sagte Hedda.

»Wieso so förmlich? Entspann dich und fühle dich in meinem bescheidenen Heim wie Zuhause.«

Hedda hielt mit dem Waschen inne, als erinnerte sie sich an etwas. »Piasus, wir marschieren bald in den Krieg. Wir werden eine ganze Weile unterwegs sein. Vielleicht für Jahre. Und was dann kommt ... Ich weiß nicht, ob ich jemals nach Akleion zurückkehren werde. Meine Heimat ist das Westmeer. Ich vermisse mein Schiff, meine Mannschaft, die hohe See, die Wellen und das stürmische Wetter.«

Hedda trocknete sich die Haare mit einem Tuch und zog eines ihrer Hemden an, welches gerade mal bis zum Po reichte. Dann setzte sie sich zu ihm auf das Bett. »Du hast es schön hier, aber es ist kein Platz für mich. Selbst der Goldsee ist nicht groß genug.«

Piasus strich ihr mit den Fingerspitzen oberhalb des Gesäßes, dort, wo sich die Weichheit des Hinters mit ihren kräftigen

Rückenmuskeln trafen. Seit wann hatte er etwas für starke Frauen übrig?

»Hältst du es nicht für angebracht, dich irgendwann zur Ruhe zu setzen? Dir ein richtiges Heim zu suchen und vielleicht eine Familie zu gründen? Willst du wirklich bis ans Ende deiner Tage über das Meer segeln?«

»Ich bin eine Brega«, sagte sie entrüstet. »Wir leben und wir sterben auf dem Schiff. Das hier ist nicht meine Welt.«

»Schade.« Piasus drehte sich um, als würde er weiterschlafen wollen. »Falls du es dir anders überlegst; du weißt ja, wo du mich findest.«

»Ist das dein Ernst?«, fragte sie ihn.

Er wandte sich ihr wieder zu. Diesmal war jeder Anflug von Scherz aus seinem Ausdruck verschwunden. Jünger wurde er nicht. Da Piasus sich zu einem wohl-situierten Herren gewandelt hatte, standen ihm gewiss Möglichkeiten offen, eine schöne, tugendhafte und vielleicht auch junge Frau zu heiraten. Er könnte sich auch eine Dienerin besorgen, die willig genug war, sollte es ihm nur um die körperliche Liebe gehen. Eine Sklavin zu kaufen war ihm, aufgrund seiner Vorgeschichte, zuwider. Außer, er entließe sie in die Freiheit. Aber nein, das änderte nichts daran, sich an einer Sklavin zu vergreifen, die sich nur umso mehr an ihn gebunden fühlte, weil er sie befreit hatte.

Oder er versuchte es gleich hier, mit Hedda. Bevor er sie getroffen hatte, hätte er eine solche seemännische Brega nie als seine erste Wahl betrachtet. Er wusste eigentlich noch nicht mal, dass es solche Frauen gab. Ob es Liebe war? Vielleicht nicht, jedenfalls nicht diese leidenschaftliche Liebe der Jugend. Doch er fühlte etwas bei Hedda, das über bloße Lust hinausging.

»Du scherzt!«, rief sie aus. Sie stand auf und suchte den Rest ihrer Kleider zusammen. An der Hast, mit der sie sich anzog, erkannte Piasus, dass sie seinen Ernst begriffen hatte.

»Wie gesagt«, antwortete er, »du weißt, wo du mich finden kannst. Wenn ich mir bis dahin kein dummes Mädchen ins Haus geholt habe.«

»Versuch nicht, mich eifersüchtig zu machen.«

»Oder eine wohlhabende Witwe ...«

Sie sah ihn verletzt an. »Hör bitte auf.«

»Also stört es dich doch.« Piasus erhob sich. »Gib ruhig zu, dass du meinem Charme erlegen bist.«

»Ich gebe zu, dein ... *Charme* hat irgendeine Wirkung. Aber das wird nichts mit uns, nicht auf Dauer. Ich gehöre auf das Meer.«

Piasus fühlte eine Leere im Magen, doch war er vernünftig genug, es einzusehen. »Das ist wenigstens eine klare Ansage. Es macht keinen Sinn, dir etwas aufzuzwingen, was nicht deiner Natur entspricht.«

Sie küsste ihn. Nicht ganz leidenschaftslos, aber auch nicht lange. »Danke.«

Piasus seufzte. »Und während des Heeresmarsches ...«

»Was ist damit?«

»Du weißt, was ich meine. Wir werden viele Wochen, Monate unterwegs sein, während die Armee durch Merow marschiert. Ich könnte mein Zelt rein zufällig immer neben deinem aufbauen ...« Er küsste ihren Nacken. »Und des Nachts schleiche ich mich hinein. Oder hast du etwa vor, die ganze Zeit über keinen Mann an dich heranzulassen?«

Sie schüttelte ihn ab, doch auf ihren Lippen spiegelte sich ein Lächeln. »Hebe dir deine Manneskraft für den Feind auf, du Unersättlicher.«

»Ah, ich sehe, du hast noch nicht an einem Feldzug teilgenommen. Wir werden die meiste Zeit nicht mit dem Kämpfen verbringen. Nein, wir werden zumeist marschieren, kampieren, Lager auf- und abbauen, frieren, schwitzen, stinken, durchnässt sein und erst recht werden wir uns langweilen. Und du, als eine der wenigen Frauen in einem Heer voller gelangweilter, frustrierter Männer ...«

Hedda verzog das Gesicht. »Du glaubst, mich beschützen zu müssen? Danke, sehr freundlich, aber ich kann auf mich selbst aufpassen.«

Sie hob eines seiner Kleidungsstücke auf und warf es zu ihm. »Zieh dich an.«

Wenige Tage danach zog das Heer aus. Piasus gab sich Mühe, sich an den Gedanken zu gewöhnen, diesen langen Speer für eine lange Zeit durch Merows dichte Wälder und faule Sümpfe tragen zu müssen.

Während das Heer an ihm vorbeimarschierte, blickte er zur Stadt zurück, zu Akleions hohen Mauern und zum Goldsee dahinter. Er würde die frische Seeluft und das Blau des Wassers vermissen.

Einige Stimmen im Rat hatten sich dafür ausgesprochen, Hartried und seine Armee angreifen zu lassen. Die Merowa waren ein Volk von Waldgängern und Reitern, doch sie hatten keine Erfahrung darin, Städte und Mauern einzunehmen. Und Akleion könnte sich während einer Belagerung über den Goldsee versorgen. Doch was wäre damit gewonnen? Selbst wenn Hartrieds Armee erfolglos abzöge, wie könnte die Seestadt-Liga dadurch ihre Forderungen durchdrücken?

Sie wollten Simund auf den Thron setzen. Der Junge zuckte jedes Mal, wenn eine solche Forderung vorgebracht wurde, leicht zusammen. Er hatte sich nicht an den Gedanken gewöhnt, um die Herrschaft über Merow zu kämpfen, auch wenn er seine Bereitschaft dazu bekräftigt hatte. Armer Junge, dachte sich Piasus. Wenn er nicht aufpasste, würde er zum Spielball fremder Mächte werden.

Sie hatten sich für die Offensive entschieden. Ihr Ziel war es, in den Wald von Merow zu marschieren und sich währenddessen mit den anderen Armeen der Seestadt-Liga zu verbinden. Merow war um ein Vielfaches größer als die Fläche um den Goldsee herum, wo sich die Städte der Mykerios befanden. Hartried würde wesentlich länger brauchen, um tatsächlich all seine Armeen zu sammeln. In dieser Zeit würden auch die Truppen der Mykerios sich mit ihren Merowa-Verbündeten vereinigen. Es war ein riskantes Spiel, das auf vielen Unwägbarkeiten aufbaute. Und die Größte all dieser Unwägbarkeiten war die Frage, ob die Merowa Simund als König akzeptieren würden. Selbst wenn sie den Krieg gewinnen würden, könnte er selbst bald das Opfer einer Intrige oder eines Umsturzes werden.

Natürlich hatten sie zuvor das Orakel befragt. Piasus war selbst anwesend, als Daedlus das Orakel von Akleion aufsuchte und der Erste der Stadt wissen wollte, ob dieser Heerzug Erfolg haben würde.

»Feinde werdet ihr erschlagen«, antwortete das Orakel, »aber nicht jene, die ihr zu erschlagen hofft.«

Anschließend hatte Daedlus sie gefragt, ob Simund König von Merow werden würde. Die Antwort des Orakels: »Simund wird die Krone besitzen, aber nicht tragen.«

Daedlus war über diese Antworten nicht erfreut, doch prophezeite das Orakel ihnen keine Niederlage. Und daher zogen sie aus.

Neben ihm fuhr ein Wagen heran und drosselte das Tempo auf seinen Schritt. Melinde erschien unter der Plane und grüßte ihn.

»Unser Orakel hatte uns gestern enttäuscht«, sagte Piasus, »und uns nicht mit frohen Botschaften über Triumphe und dergleichen erfreut. Was sagen deine seherischen Fähigkeiten zu dem gerade begonnenen Feldzug?«

»Nichts Neues, abgesehen von dem, was ich bereits geweissagt habe: Wir werden siegen. Piasus, würdest du bitte auf den Wagen steigen? Es gibt etwas, das ich unter zwei Augen besprechen möchte.«

Piasus beschleunigte seinen Gang und sprang von hinten auf den Wagen auf. Dort legte er zuerst sein Gepäck ab und machte es sich anschließend gemütlich. Wieso musste er eigentlich marschieren?

Dieser Wagen sollte für die kommenden Wochen bis Monate (und hoffentlich nicht länger) Melindes ›Heim‹ werden. Einige Annehmlichkeiten des alltäglichen Lebens waren hier untergebracht, wie ihre Kleidung und Waschutensilien. Melindes' Lebensstil hatte sich dank Daedlus' Großzügigkeit im Vergleich zur einfachen Hütte im Wald deutlich verbessert.

Es war ihnen der Gedanke gekommen, dass der Feldzug zu gefährlich für das Mädchen war und sie lieber in Akleion bleiben sollte. Melinde hatte protestiert und auch der Rat wollte ihre hellseherischen Fähigkeiten nicht missen. Und trotz ihrer Sehschwäche war Melinde, im Vergleich zum Orakel von Akleion, welches sich in einem ständigen Zustand der Konfusion befand, gut in der Lage, sich zurechtzufinden. Sie mussten zumindest nicht auf Melinde aufpassen wie ein kleines Kind.

»Was gibt es?«, fragte Piasus.

Unter einer Reihe von Laken holte Melinde den Stab des Nekromanten hervor und legte ihn zwischen sich und Piasus. Wenn man ihn sich zu anschaute, machte er einen gewöhnlichen Eindruck: Es handelte sich um einen knorrigen Ast, kaum bearbeitet, an dessen Ende Federn angebracht waren und verziert mit Einritzungen von verschlungenen Mustern. »Du warst nicht anwesend, als wir den Entschluss fassten, den Stab mitzunehmen. Vorerst wird er sich bei

mir im Wagen befinden. Sollte irgendetwas geschehen und der Stab in Gefahr geraten, weißt du, wo du ihn finden kannst.«

»Soll ich ihn an mich nehmen?« Piasus überraschte sich selbst mit dieser Frage. Der Stab war bei Melinde genauso gut aufgehoben wie bei ihm. Und eigentlich wollte er nicht noch mehr Dinge schleppen. »Ich habe ihn schon durch die halbe Unterwelt geschleppt. Mir macht es nichts aus.«

Sie schaute ihn lange und wortlos an. Piasus fühlte sich, als würde sie ihn wie ein offenes Buch lesen und sich besonders für die Stellen interessieren, die ihm verborgen blieben. Lag es an diesen matten Augen?

»Das ist freundlich«, sagte sie schließlich und verstaute den Stab wieder zwischen den Laken, »doch nicht nötig. Ich möchte nicht unhöflich sein, doch könntest du mich bitte nun alleinlassen, nachdem wir das geklärt haben?«

Kapitel 20, Paraxus

In den vergangenen Monaten hatte Paraxus viel gelernt. Vielleicht mehr als in seinem gesamten, bisherigen Leben. Eine dieser Lektionen war Demut und Genügsamkeit.

Paraxus war in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen. Als einer der jüngsten Söhne besagter Familie gab es für ihn wenig zu erben und kaum Möglichkeiten, Ämter zu erhalten. Dennoch wollte er nicht im Schatten seiner älteren Brüder stehen. Deswegen zog er als ambitionierter junger Mann in die Kolonien am Goldsee und machte sich bald als Heerführer und Politiker einen Namen. Es dauerte nicht lange und er war der alleinige Herrscher von Tyon, einer der größten und mächtigsten Städte am Goldsee. Und in all dieser Zeit hatte es genügt, so kräftig zu sein, wie er es immer war, und ab und zu eine markige Rede zu halten. Demut und Genügsamkeit, das war ihm immer fremd gewesen. Weder war er dankbar gewesen, noch hatte er sich mit dem zufriedengegeben, das er besessen hatte.

Und dann tauchte dieser Simund auf, dieser angebliche Sohn eines Gottes aus dem Norden. Simund nahm ihm Tyon und damit alles, was Paraxus von Bedeutung war. Doch er hatte ihn verschont, womit er zum ersten Mal Selbstreflexion gezwungen war.

Statt feiner Kleider oder seinem Brustharnisch trug er einen verschlissenen, braunen Mantel. Er beugte sich gerade über ein Bündel Holz und pustete. Das Glimmern entwickelte sich zu einer Flamme, das Lagerfeuer war entfacht. Einer seiner wenigen Gefährten, der mit ihm die Stadt verlassen hatte und anschließend treu an seiner Seite geblieben war, setzte sich neben ihn. Er begann damit, einen mit einem Stock aufgespießten Hasen über dem Feuer zu braten. In diesem Moment war Paraxus zwar nicht glücklich, doch er war zufrieden mit ihrer Beute. Wenigstens würden sie satt sein.

»Ein guter Fang«, sagte Paraxus und nahm sich einen Krug Wein. Der Wein war ein Laster, dem er in seinem Exil nur schwer frönen konnte. Doch es fanden sich immer Wege, vom Handel bis zum simplen Raub. Er lehnte sich gegen die Wand, trank einen kräftigen Schluck und reichte den Krug seinem Gefährten. Nacheinander traten

die Übrigen ein. Insgesamt zählten sie nicht mal mehr fünf Mann. Mehr war ihm nicht geblieben außer diesen vier Männern und die schäbige Hütte, die sie verlassen im Wald gefunden hatten. Sie stießen an, denn nicht jeden Tag gab es Wein. Und diese wenigen Tage galt es zu genießen.

Paraxus schaute zum Fenster hinaus. Ein voller Mond schien hinein. »Heute sollte er wieder auftauchen«, dachte er laut.

Seine Gefährten nickten schweigend.

Er, der Nekromant, erschien nur bei Vollmond. Er hatte ihnen Dinge gezeigt, geheimes Wissen offenbart und vor allem hatte er ihnen von Shaura erzählt, der Totengöttin aus dem Norden. Shaura beherrschte die Zugänge zwischen der Welt der Lebenden und der Toten, wodurch es ihr möglich war, Seelen zwischen beiden Welten hin und herreisen zu lassen. Wollte ein Totenbeschwörer die Seele eines Verstorbenen aufrufen, um mit ihr zu kommunizieren, dann rief er Shaura an. Mit den richtigen Gebeten war das sogar Paraxus möglich. Ja, er gehörte nun auch zu diesen Totenbeschwörern, auch wenn er sich nicht als vollwertigen Nekromanten bezeichnen konnte. Er hatte es bereits ausprobiert, an einem Mann, den sie während einem ihrer Raubzüge umgebracht hatten. Der Mord war nicht geplant gewesen, es geschah im Handgemenge. Und wo der Tote schon vor ihnen lag ... So erfuhren sie von den Wertsachen, in der Nähe des Hauses vergraben. Es hatte sie nicht reich gemacht, doch jedes bisschen half.

Um ein vollwertiger Nekromant zu werden, brauchte es einen dieser Nekromantenstäbe und einen Pakt mit Shaura. Doch gab es diese Stäbe nicht an jeder Ecke. Ihre Zahl war endlich und bestimmte Kräfte wollten sie am liebsten zerstören oder, sollte das nicht möglich sein, sie an einem sicheren Ort aufbewahren. Der Nekromant Hemanther wusste allerdings, dass dieser Simund einen der Nekromantenstäbe besaß.

Die Tür öffnete sich, das Mondlicht fiel hinein und die Temperatur senkte sich. Wie Paraxus angekündigt hatte, trat der Nekromant ein. Er war unauffällig gekleidet, mit einem weiten Umhang, der noch zerschlissener aussah als ihre Klamotten. In seiner Hand hielt er einen der langen Stöcke, die sie Nekromantenstäbe nannten, an dessen Ende Federn, Tierhäute und Knochen gebunden

waren. Die Männer machten ihm sofort Platz, teils aus Respekt, teils wegen des Verwesungsgeruches.

Hemanther setzte sich ans Feuer und zog die Kapuze zurück. Sie schauten auf ein zerfressenes Gesicht, bleiche Knochen, fauliges Fleisch.

»Akleion ist schutzlos«, sprach der Nekromant mit einer Stimme, die nach Erde und Staub klang. »Das Heer ist ausgezogen, um gegen die Merowa Krieg zu führen. Nur eine kleine Schar an wehrfähigen Männern ist verblieben. Der Stab ist entweder mit ihnen in den Norden gezogen oder er befindet sich in der Stadt. Jetzt ist die Zeit.«

»Wir sind nur fünf Mann«, entgegnete Paraxus. »Sicherlich können wir uns in die Stadt schleichen und versuchen ihn zu stehlen. Doch sollte sich der Stab nicht dort befinden, gibt es nichts, das wir ausrichten können. Wir sind auf Eure Hilfe angewiesen.«

»Gewiss seid ihr das. Ihr seid nur wenige, aber mit Shauras Kraft könnt ihr bald zehn, dann hundert und bald Tausende sein. Wenn ihr bereit seid, mehr Blut zu vergießen, als ihr es jemals im Leben vergossen habt.«

Sie schauten sich gegenseitig an. In manchen Augen las Paraxus wilde Entschlossenheit, in anderen Angst. »Wenn wir einmal in der Stadt sind«, sprach er zu ihnen, »gibt es kein Zurück mehr. Ich mache niemandem einen Vorwurf, wenn er nicht nach Akleion kommen will.«

Auch in dieser Hinsicht hatte er sich verändert. Früher hätte er seine Männer nicht vor die Wahl gestellt, sondern Gehorsam gefordert.

»Wir folgen dir«, sprach einer und die anderen nickten.

»Wir werden in Daedlus' Anwesen zu Abend essen und ihren Rat niederreißen.« Paraxus schlug mit der Faust auf den nackten Boden. Dann an Hemanther gewandt: »Was genau schwebt Euch vor? Was, wenn sie den Stab mitgenommen haben?«

»Dann nehmt ihr die Stadt und ihre Bewohner als Geisel. Lasst zumindest einen Teil der Bevölkerung am Leben. Fordert die Herausgabe des Nekromantenstabes. Sobald ihr ihn habt, könnt ihr mit der Stadt und seinen Bewohnern tun und lassen, was ihr wollt. Selbst zu fliehen wäre nicht schmachvoll, denn das Wichtigste ist noch immer der Stab.«

»Und dann werdet Ihr mich zu einem Nekromanten machen?«

Hemanther nickte. »Und macht Euch keine Gedanken, solltet sich der Stab nicht in Simunds Besitz befinden. Eure Ergebenheit wird belohnt werden, so oder so. Shaura ist eine gütige Göttin.«

Paraxus blickte auf das zerfallene Äußere von Hemanther und schauderte vor dem Gedanken, wie Shaura ihre Anhänger entlohnte. Er war sich bewusst, dass er eine ähnliche Verwandlung durchleben würde, sollte er zu einem Nekromanten werden. Doch das war es ihm wert. Macht war nicht ohne Opfer zu erlangen, das hatte er mittlerweile begriffen. Wer immer nur mehr Macht ansammelte, immer mehr Früchte des Lebens genoss, Luxus, Frauen, Männer, Land und Städte an sich raffte und niemals etwas zurückgab, niemals etwas opferte, dem wurde bald alles wieder genommen. Das war die Lektion, die er gelernt hatte.

»Und es ist der Göttin recht, sollte ich die Macht in Akleion an mich reißen?«, fragte Paraxus weiter. »Und weitere Städte, soweit es mir möglich ist? Natürlich hat der Stab Vorrang.«

»Der Göttin sind solche weltlichen Gelüste einerlei. Bringt uns den Stab und labe dich an all den Städten am Goldsee.« Hemanther machte eine wegweisende Geste. Die Hand bestand mehr aus Knochen als aus Fleisch. »Ich wünschte, die Erleuchtung kommt bald über dich und du erkennst solche Bestrebungen als das törichte Treiben des Fleisches, das nach neuen Gelüsten giert. Doch ich habe dem zugestimmt. Verfahre so, wie es dir beliebt, solange ihr den Stab in Besitz bekommt.«

»Meister Hemanther«, begann einer von Paraxus' Gefährten. »Wir sind nur wenige. Wie sollen wir eine ganze Stadt einnehmen?«

Hemanther erhob sich. »Bitte, wenn Ihr mich nach draußen begleiten würdet ...« Der Nekromant verließ die Hütte und wartete an der Tür auf sie. Er streckte den Arm aus und deutete in die vom Mond beschienene Nacht.

Nacheinander traten sie hinaus. Mit der Zeit erkannten sie die Schatten in der Dunkelheit. Ihre Zahl wuchs beständig an, bis die Hütte vollständig umzingelt war.

»Paraxus, du bist es gewohnt, mit mächtigen Armeen Städte einzunehmen. Doch nun ist Heimlichkeit gefragt. Ihr werdet in den Schatten lauern, euren Opfern nachstellen, die Klingen im Dunkeln

zücken. Bereitet die Stadt vor, damit ich reiche Ernte habe.« Er lachte und es klang, als würde Kies durch eine Röhre rasseln. »Dringt nach und nach in die Stadt ein. Eine zu große Menge auf einmal erregt nur Aufmerksamkeit. Haltet die Füße still, bis Eure Zahl gewachsen ist. Subtilität ist hier gefragt, Paraxus. Seid Ihr dazu in der Lage?«

Die Schatten traten näher und offenbarten sich als in Mäntel und Umhänge gehüllte Männer und Frauen unterschiedlichen Alters. Auf den ersten Blick sahen sie gesund aus, nicht wie Hemanther vermodernd. Dennoch spürte er, dass etwas mit diesen Gestalten nicht stimme. Paraxus hatte, was selten in seinem Leben vorkam, Angst vor ihnen.

Kapitel 21, Gunlaug

Im Frühling erwachte das Lager zum neuen Leben. Die Shakya erfreuten sich an der Schneeschmelze und den warmen Sonnenstrahlen, indem sie ausritten. Ihre Ausflüge hatten keine speziellen Ziele, sie genossen es lediglich, wieder Gras zu sehen und die Wärme zu spüren. Bewegung kam ins Lager, welche ebenfalls ihre merowschen Gäste erfasste. Auch Gunlaug, Thormann und ihre Begleiter zog es nach draußen, doch bewegte sie noch etwas anderes. Da nun der Winter dem Frühling wich, war es ihnen wieder möglich, ohne größere Hindernisse zu reisen. Und sie mussten sich die Frage stellen, ob sie wieder nach Merowa zurückkehren oder ihre Mission hier fortführen sollten.

»Wir haben etwas erreicht«, meinte Thormann. »Nicht viel, doch sind uns die Shakya als Verbündete sicher. Sollten wir nicht vorhaben, weitere Verbündete zu suchen, gibt es keinen Grund, noch länger hierzubleiben. Wir sollten die Gastfreundschaft der Shakya nicht unnötig strapazieren.«

»Außerdem wissen wir nicht, was in Merowa gerade vor sich geht«, sagte Gunlaug. Eigentlich stimmte er Thormann zu. Es gab tatsächlich keinen Grund, noch länger östlich des Drachenwirbels zu verbleiben, solange sie nicht nach weiteren Verbündeten suchen.

»Möglicherweise sendet uns Hartried demnächst einen Boten. Ich würde gerne wegen der Orks noch eine Weile hier bleiben. Die Shakya können uns besser als jeder andere sagen, wie sich ihre Armee verhält.«

»Eines sollten wir bedenken«, ergänzte Thormann. »Sollten die Orks die nördliche Route nach Merowa nehmen, würden sie uns den Weg abschneiden. Ungesehen kommen wir an ihnen nicht vorbei.«

»Richtig«, stimmte ihm Gunlaug zu. »Auch in dieser Hinsicht sind wir auf die Shakya angewiesen.«

Gunlaug ging im Zelt umher, die Arme verschränkt und auf seine Füße schauend. Es war keine leichte Entscheidung. In seinem Geiste suchte er nach jeder Ausrede, noch mehr Zeit bei den Shakya verbringen zu dürfen. Für Gunlaug gab es noch viel zu sehen, mehr Geschichten zu hören, unbekannte Kreaturen zu erblicken und mehr

über die Saumya zu lernen.

»Wie wäre es damit?«, begann Gunlaug. »Wir senden einen von uns als Boten nach Merowa. Der Bote berichtet über den zugegebenermaßen verhaltenen Erfolg unserer Mission östlich des Drachenwirbels, über die wenigen Verbündeten, die wir gewinnen konnten und darüber, dass zumindest die Shakya uns als Späher behilflich sein werden. Der Bote teilt Hartried ebenfalls mit, dass wir auf eine Antwort warten. Hartried kann dann entsprechend der Lage in Merow entscheiden. Sollte keine Antwort kommen, dann machen wir uns vor dem nächsten Wintereinbruch auf.«

Dieser Plan traf auf allgemeine Zustimmung. Nach kurzer Zeit begann einer der ihnen die Abreise.

Die Shakya befassten sich nicht nur mit leichtsinnigen Ausflügen. Ihre Späher behielten die Ork-Armee zu Pferde und von oben aus den von Greifen gezogenen Wagen im Auge. Der Winter hatte die Orks hart erwischt: Als der Schnee taute, entdeckten sie Unzählige, die in den eisigen Temperaturen eingefroren waren und nun nach dem Ende des Winters auf den offenen Eben vor sich hin moderten. Wirklich gestoppt hatte es die Armee allerdings nicht. Eine Vorhut hatte sich vor dem Drachenwirbel gesammelt, während die Hauptarmee westwärts zog.

Die Überraschung kam allerdings aus Merow. Hartried war vor ihnen auf die Idee gekommen, einen Boten auszusenden. Er erreichte das Lager einige Tage, nachdem sie einen von ihnen ausgesandt hatten. Der Bote kam in Begleitung der Shakya-Späher.

»Herr Gunlaug!« Mit eiligen Schritten bahnte er sich seinen Weg durch das Lager. Gunlaug war gerade erst aus seinem Zelt getreten, nachdem Aziles ihm von der Ankunft eines Menschen berichtet hatte.

»Orwald mein Name, der Fürst von Eulenwacht schickt mich im Auftrag von Hartried. Sie sind doch ...«

Gunlaug reichte ihm die Hand. »Ihr habt den Richtigen erwischt. Was bringt Euch hierher?«

Orwald blickte sich um, als bemerke er erst jetzt, dass er sich in einem Lager der Saumya befand. Er rückte näher an Gunlaug heran. »Das würde ich gerne unter uns erzählen.«

Gunlaug deutete auf sein Zelt. »Dann dort drinnen.«

Sie wollten gerade eintreten, da warf ihnen einer der Späher den Kopf eines Orks vor die Füße. Er sah frisch aus, das Blut tropfte ihm aus dem Hals. »Davon haben wir noch ein paar mehr: Ork-Späher. Sie haben sich die Grenze zwischen Merow und unserem Land angeschaut.«

»An der Grenze zu Merow?«, fragte Gunlaug. »Heißt das, die Armee zieht um das Gebirge herum? Orwald, das müsst Ihr dem Fürsten von Eulenwacht berichten.«

»Nicht so schnell«, sagte der Kundschafter. »Es handelte sich nur um einige wenige Späher. Soweit wir wissen, lagert die Armee noch immer südlich am Drachenwirbel. Doch diese Späher könnten zu einem Problem werden. Euer Mann, den Ihr vor ein paar Tagen losgeschickt hattet ...«

»Was ist mit ihm?«

Gunlaug gefiel das Lächeln nicht, welches der Späher auf seinen Lippen trug. Es verkündete Unheil. Der Späher zog eine Spange hervor, geformt wie der Kopf einer Eule, die zweifelsohne aus Merow stammte. »Wir fanden nur die Überreste. Seine Knochen waren bereits abgenagt, auch die seines Pferdes. Wir können nicht sagen, ob sie ihn verhört hatten und somit von Eurer Anwesenheit und Eurem Plan wissen. Zumindest wissen sie, dass ein Mensch aus unserer Richtung nach Merow reiten wollte.«

Gleich darauf hatten sie sich, unter Ausschluss aller Saumya, in Gunlaugs Zelt versammelt. Orwald setzte sich auf eines der Kissen und nahm dankend etwas Milch an. Er rümpfte die Nase, trank den Krug jedoch aus.

»Es tut mir leid um Euren Gefährten«, sprach Orwald, nachdem er den Krug abgestellt hatte. »Wäre ich früher gekommen, hätten wir diesen Tod verhindern können.«

»Ihr tragt keine Schuld daran«, sagte Gunlaug. »Ihr seid bestimmt so schnell wie möglich hierher gereist. Oder war es die Flucht vor den Orks, die Euch angespornt hat?«

»Das auch, ja. Schon bevor ich die Späher der Shakya traf, waren mir ein paar Orks auf den Fersen. Es war außerdem Hartrieds Nachricht, die mich zur Eile zwang. Sie ist an Euch gerichtet, Gunlaug, Sohn des Cherus. Hartried und die Merowa ziehen in den

Krieg. Und zwar gegen die Städte am Goldsee.«

»Was?!«, rief Thormann und die anderen Merowa.

Gunlaug vergrub die Hände im Gesicht. Dunkle Vorahnungen stiegen in ihm auf. Es gab wieder Krieg und das zur denkbar ungünstigsten Zeit. Ausgerechnet gegen die Städte am Goldsee.

»Und ich soll zurückkehren?«

»Richtig«, sagte Orwald. »Soweit es Euch möglich ist und soweit Euch nicht etwas viel Wichtigeres aufhalten sollte. Der König überlässt es Eurem Ermessen.«

»Und der Grund des Krieges? Lasst mich raten: die Cherus-Kinder. Die Mykerios wollen die Cherus-Kinder nicht herausgeben.«

Orwald blinzelte. »Ja, das ist der Kriegsgrund. Woher wisst Ihr das?«

Gunlaug zuckte mit den Schultern. »Ich bin Hartrieds Bruder. Ich kenne ihn besser als jeder andere, vielleicht mit Ausnahme seiner Frau und Cherus selbst. Doch was nun? Wir hatten uns bereits über eine baldige Abreise besprochen, jetzt scheint es unausweichlich. Hartried ruft nach mir.« Gunlaug seufzte und stahlte anschließend sein Herz. Zu gerne wäre er bei den Saumya geblieben. Doch nun war es Zeit für Bluttaten und diese vollbrachte er am besten an der Seite seines Bruders, so ungern er auch an dieser Familienfehde teilnahm. »Ich werde Aziles Bescheid sagen.«

»Aziles?«, fragte Thormann. »Was hat Aziles hiermit zu tun?«

»Wir wurden so gastfreundlich empfangen«, sprach Gunlaug und entschuldigte sich mit einem Lächeln. »Wir sollten Ihnen auch etwas zurückgeben.«

»Rajuvala?«, fragte Gunlaug am Zelt des Stammesführers. Gunlaug hatte sich zunächst zu Aziles' Zelt begeben, fand es jedoch verlassen vor. Er nahm an, Aziles würde sich im Zelt seines Vaters befinden. Und so war es auch.

»Tretet ein«, sprach Rajuvala, »wir erwarten Euch bereits.«

Im Zelt befanden sich nicht nur der Stammesführer und Aziles, sondern auch seine anderen Söhne. Sie hatten sich auf die Kissen um die Feuerstelle gesetzt und Gunlaug einen Platz freigehalten, den er sogleich einnahm.

»Wie Ihr Euch bestimmt denken könnt«, sagte Gunlaug, »kam der

Bote mit einer dringenden Nachricht. Wie es aussieht, werde ich so bald wie möglich abreisen müssen.«

Aziles tauschte einen flüchtigen Blick mit seinem Vater aus.

»Es herrscht Krieg in Merow, Hartried ruft mich an seine Seite.«
Gunlaug hob die Hände beschwörend. »Wir danken Euch vielmals für das, was Ihr für uns getan habt. Für Eure Gastfreundschaft und Eure Unterstützung. Ich habe zwar nicht so viel erreicht, wie ich mir vorgenommen habe, doch gänzlich erfolglos war es nicht.«

»Und, Vater?«, fragte Aziles mit einem Lächeln. »Wäre das nicht die perfekte Gelegenheit für ein Ritual, das wir ...«

Rajuvala unterbrach seinen jüngsten Sohn, indem er die Hand hob. »Ihr habt das sicherlich schon abgesprochen«, sagte er an Gunlaug gewandt. »Es wäre uns eine Ehre, wenn Ihr Aziles mit Euch nehmen würdet. Ich fürchte, ein Krieg wäre vielleicht zu viel für einen gewöhnlichen Großen Ausritt, doch er scheint sehr erpicht darauf zu sein.«

Aziles erhob sich von seinem Kissen. »Ich mache mir keine Illusionen über das, was vor mir liegt. Mein Weg führt mich in ein fremdes Land und auf fremde Schlachtfelder, wo ich gegen fremde Feinde streiten werde. An der Seite eines Fremden, wohlgermerkt.«

Gunlaug runzelte die Stirn, als er hörte, dass er noch immer ein Fremder war. Vielleicht sollte er es dem Saumya nicht übelnehmen, da ein so langlebiges Volk wie seines ein anderes Verständnis von fremd und vertraut hatte.

»Doch das Feuer in mir sehnt sich nach diesen Herausforderungen und den vielen Unwägbarkeiten, die dort auf mich lauern werden. Ich schwöre hiermit, mich auf der anderen Seite des Drachenwirbels tapfer zu schlagen und treu an Gunlaugs Seite zu streiten, egal, um welche Feinde es sich handeln sollte. Bei den Merowa werde ich mir den Ruhm verschaffen, der als Grundlage für große Lieder dienen soll. Ich sehe es als ein Privileg an, diese Chance zu bekommen.«

»Die Jugend lässt dich große Reden schwingen«, erwiderte Rajuvala, »doch du wirst lernen, dass nur Taten zählen. Gunlaug, Ihr werdet wohl so schnell wie möglich abreisen wollen. Wenn Ihr Aziles mit Euch nehmen wollt, dann bitte ich Euch, bis zum nächsten Morgen zu warten. Wir werden Vorbereitungen treffen müssen.«

Kapitel 22, Gunlaug

Mit ›Vorbereitungen‹ meinte Rajuvala ein Fest für Aziles' Verabschiedung. Zunächst begannen die Lieder. Es überraschte Gunlaug gar nicht mehr, dass sie die ganze Nacht hindurch sangen. Dabei wechselten sich weltliche Gesänge, die er verstehen konnten, mit heiligen Liedern ab, welche die Shakya in der alten, ihm unbekanntem Sprache sangen. Und sie tranken ergiebig. Nicht nur den brennenden Schnaps, den sie aus Ziegenmilch gewannen. Auch ein merkwürdig duftendes Getränk reichten sie herum.

Thormann erklärte ihm: »Soma. Sie pressen es aus Pilzen zusammen. Es hat eine berausende Wirkung.« Er verzog das Gesicht. »Ich würde davon abraten, es zu trinken. Dieses Zeug macht etwas mit dem Verstand und bevor du dich versiehst, wanderst du nackt über die Steppen und sprichst fremde Zungen.«

Gunlaug befolgte seinen Ratschlag.

Nachdem sie bereits ausgiebig getrunken hatten, folgten die Geschenke. Aziles bekam vielerlei: ein neues Schwert samt vergoldeter Schwertscheide, einen Gorytos und einige neue Pfeile. Dazu einen reich bestickten Mantel und ein ebenso wertvoll verziertes Zaumzeug für sein Pferd. Dann Kleinigkeiten für sein Zelt oder Schmuck. Viele der Geschenke stammten von seinem Vater und seinen Brüdern, manche von anderen Shakya, die Gunlaug für seine Freunde hielt. Es kam ihm so vor, als wären an diesem Abend alle etwas freundlicher zu ihm als sonst.

Dann demonstrierten die Shakya, was Rajuvala mit ›Abschied‹ gemeint hatte. Mit einem Male wurden die Lieder trauriger. Aziles setzte sich vor das große Feuer in der Mitte des Lagers und starrte hinein. Seine Miene verfinsterte sich, die Schatten der Flammen gaben seinem Antlitz Ernst und Würde. Die Shakya setzten sich zu Boden, während sie weiterhin ihre Lieder sangen.

Aus Feuer geboren, ins Feuer kehrt zurück
Im Wasser geboren, ins Wasser kehrt zurück
Aus dem Wind entstanden, im Wind vergeht das Sein

Von uns geht der ehrwürdige Sohn des Stammes
Vergeht und kehrt niemals zurück
Von uns geht sein Antlitz, Stimme, Kraft und sein Geist
Vergeht und bleibt Erinnerung

Und bei diesen Worten verstand Gunlaug. Sie verabschiedeten sich von diesem Aziles, von dem nicht erwachsenen Sohn des Stammes, der sich noch nicht im Stand eines Mannes befand. Er begab sich auf eine Reise und am Ende blieben zwei Möglichkeiten: Entweder kehrt er nie vom Ausritt zurück oder er kam wieder als jemand anders, der zwar den Namen ›Aziles‹ trug, sich jedoch von einem Jungen zu einem Mann entwickelt hatte. Es klang so, als würden die Shakya von seinem Tod singen, und der zurückgekehrte Aziles wäre ein Wiedergeborener.

Aziles ging nahe ans Feuer, es tanzte um ihn herum, doch die Flammen bissen sich nicht an ihm fest. Ein Ritual, es stand symbolisch für seinen Tod. Die Trauer um den totgedachten Aziles währte jedoch nur einen Moment. Anschließend sangen sie wieder fröhlichere Lieder, Aziles sprang aus dem Feuer hinaus, nahm sich einen Becher mit dem Soma-Trunk und stimmte mit ein.

Gunlaug, Thormann, Orwald und die anderen standen etwas abseits von dem Fest. Sie wurden eingeladen teilzunehmen, doch gleichzeitig wussten sie, dass sie nicht wirklich Teil dieser Zeremonie waren. Anstand gebot, von außen zuzusehen und die Gastfreundschaft zu genießen, bevor sie am nächsten Tag weiterreisen würden. Gunlaug indessen fragte sich, wie munter Aziles am nächsten Morgen sein würde; er bekam gerade einen zweiten Becher überreicht.

Aziles war am nächsten Morgen guter Laune, doch sah man ihm die lange Nacht der Lieder und Trünke deutlich an. Einige tiefe Ringe hatten sich unter seinen sonst so jugendlichen Augen gebildet und er gähnte, während er sein Pferd zäumte.

Gunlaug schwang sich auf den Sattel seines Hirsches. Die letzten Monate hatte er nur für kurze Ausflüge auf dessen Rücken gesessen. Er tätschelte das dicke Fell. So ungern er auch abreiste, freute er sich tatsächlich, wieder eine längere Zeit im Sattel statt in einem Zelt zu

verbringen. Da war der doch ganz Merowa.

Als sich die Reisegruppe zum Aufbruch aufmachte, sammelte sich der Stamm der Shakya vor dem Lager. Allen voran Rajuvala.

»Entsendet Eurem Bruder und König meine Grüße«, sprach der Stammesfürst. »Und ich wünsche Euch viel Erfolg bei Euren Streifzügen. Möge der Wind des Sieges Euch folgen.«

»Danke«, sagte Gunlaug. »Und Ihr seid vorsichtig mit den Orks.«

»Wir werden sie weiterhin im Auge behalten und einen Boten schicken, sobald sich ihre Absicht klar zeigt. Außerdem wird einer unserer Greifen-Wagen Euch von der Luft aus begleiten. Nur, um sicherzugehen, dass die Orks Euch nicht überfallen.«

»Vielen Dank. Ich weiß Eure Vorsicht zu schätzen.«

Rajuvala ging auf seinen Sohn zu, der sich bereits im Sattel befand. »Aziles, verlebe glorreiche Tage oder stirb bei dem Versuch. Beides bringt dir Ruhm, doch nur wenn du überlebst, wirst du mit einem Lied zurückkehren können, das von diesem Ruhm kündigt. Sei so weise wie das Wasser, so begierig wie das Feuer und so gewandt wie der Wind. Wenn du zurückkehrst, wirst du ein vollwertiges Mitglied unseres Stammes sein.«

Aziles nickte ernst und wandte sich dann mit erhobener Hand an den versammelten Stamm. Die Geste reichte offenbar, er sprach kein Wort. Der Stamm blickte ihm stumm hinterher, während sie sich auf den Weg machten.

Es war ein angenehm kühler Morgen. Ein frischer Wind trieb Gunlaug die Müdigkeit aus den Gliedern. Nur Aziles gähnte erneut und kratzte sich den Turmschädel.

»War eine lange Nacht«, sagte Gunlaug.

»Wird eine lange Reise«, antwortete Aziles und lächelte. Er blickte in den Himmel und deutete auf etwas, das Gunlaug nur als einen großen Vogel erkennen konnte. Dann bemerkte er den Wagen, den der Greif zog. »Sie fliegen voraus. Ich sollte auch wach werden, der Weg vor uns ist gefährlich. Hmmm, was könnte ich da nur machen, um wach zu werden ...? Ah, ich weiß! Ich reite voraus und ihr versucht mir zu folgen!«

Thormann blickte ihn abschätzig an. »Jetzt geht der Übermut mit Euch durch. Verausgabt das Pferd nicht, wir sind gerade erst aufgebrochen.«

»Natürlich!« Aziles klatschte sich auf die Stirn. »Wie konnte ich das vergessen! Wie unüberlegt von mir! Ich sollte mein Pferd lieber schonen. Schließlich bin ich es, der sich verausgaben möchte. Also ...«

Und dann sprang er vom Rücken seines Reittieres. Er hielt die Zügel fest und lief einfach nebenher. Sie ritten nicht schnell, sodass Aziles durchaus schritthalten konnte. Doch für wie lang?

Mit der Zeit geriet Aziles doch ins Schwitzen. Er zog seine Oberkleidung aus und krepelte die Hemdärmel zurück. Gunlaug hatte die Saumya bisher immer nur hochgeschlossen gesehen, doch nun sah er die Tätowierungen auf Aziles' Oberarmen. Die Tätowierungen reichten bis zur Schulter und setzten sich bis zum Oberkörper fort. Gunlaug erkannte Hirsche, Widder und Greifen, umringt von verschlungenen Pflanzen- und Blütenmotiven.

»Aziles«, er zeigte auf die Abbildungen, »ist dein gesamter Körper so verziert?«

Aziles stieg im vollen Lauf auf den Rücken seines Pferdes. Er schnaufte gespielt. »Bis zum Hals und zum Bauch. Noch nicht gesehen?«

Erst jetzt erinnerte sich Gunlaug, dass Thormann ihm auch davon erzählt hatte. »Auch über den gesamten Rücken?«, fragte er.

»Auch dort. Wir kriegen die erste Tätowierung nach zehn Jahren, dann kommen stetig neue dazu. Im Sommer hättest du mehr davon gesehen. Wir hätten dir auch eines verpassen können, wenn du danach gefragt hättest.«

Gunlaug lachte kurz, schüttelte aber mit dem Kopf. »Danke, das ist nichts für mich, glaube ich. Haben die Abbildungen eine besondere Bedeutung?«

»Nein.« Aziles zuckte mit den Schultern. »Und ja. Sie haben keine Aussage, wenn du das meinst. Wir mögen die Körperzeichnungen lediglich. Aber Hirsche, Greifen, Adler, Leoparden, das alles bedeutet uns die Welt.«

Aziles drehte sich zum Hinterteil seines Pferdes, wo er seine Oberbekleidung abgelegt hatte, und zog sich wieder an.

Für eine Weile ritten sie still nebeneinander her, bis Orwald unruhiger wurde. »Bis hierhin hatten mich die Orks verfolgt, auf ihren von Stieren gezogenen Wagen, bis mich die Späher gefunden

hatten. Wir sollten auf der Hut sein.«

Aziles deutete nach oben. Dort zog der Greif weiter seine Kreise. »Sollten die Orks uns in die Quere kommen, werden wir es wissen.«

»Sie haben ihn gefressen«, sagte Gunlaug und fasste die Zügel fester. »Was für Untiere. Sie können sprechen und sind zweifelsohne intelligent, doch sie verhalten sich wie hungrige Bestien. Ich werde jeden Tag dafür beten, dass dieser Konflikt zwischen den Goldsee-Städten und den Merowa schnell beendet wird, damit wir nicht an zwei Fronten kämpfen müssen, wenn die Orks einfallen.«

»Die Orks sind eine Plage«, bestätigte Aziles. »Doch Gunlaug, bitte erläutere mir genau, worum es bei diesem Krieg gegen die Goldsee-Städte geht? Ich habe dir zwar versichert, treu an deiner Seite zu streiten. Dennoch würde ich gerne wissen, auf wen ich die Spitze meiner Pfeile richten soll.«

Gunlaug verzog das Gesicht. »Das ist sehr kompliziert.«

»Wir haben Zeit.«

Gunlaug erzählte ihm die Geschichte von Cherus, seinen Kindern, den Kampf um die Nachfolge von Doderried und das unglückliche Schicksal der beiden Cherus-Kinder, deren Mutter die einzige Frau von Cherus war: Simund und Melinde. Aziles hörte sich die gesamte Geschichte still an, ohne Wertung, ohne Kommentar. Währenddessen zog die Mittagssonne an ihnen vorbei. Es war eine lange Geschichte und Gunlaug war sich nicht sicher, ob seine Erzählung ihr gerecht wurde.

Nachdem Gunlaug geendigt hatte, schwieg Aziles noch eine Weile. Bis er schließlich nickte und sagte: »Diese Geschichte ist es wert, weitererzählt zu werden.«

Gunlaug fühlte sich, als hätte er gerade einen Fehler gemacht.

Kapitel 23, Gunlaug

Sie kehrten in ihre Heimat zurück, dennoch bemerkte Gunlaug deutlich die dunklen Wolken über ihren Gemütern. Krieg war der Grund für ihre Heimkehr. Und dann waren da noch die Orks. Die Gefahr war ganz in der Nähe.

Nur einer war bester Laune: Aziles. Er sang unentwegt. Das sollte nichts bedeuten, hatte Gunlaug gelernt. Schließlich sangen die Shakya dauernd. Doch glaubte Gunlaug herauszuhören, dass es sich um wesentlich fröhlichere Lieder handelte als sonst.

Nahm Aziles diese Reise überhaupt ernst oder freute er sich nur? Gunlaug zweifelte daran, ob der Steppen-Elf tatsächlich verstand, was ein Krieg zwischen den Merowa und den Goldsee-Städten bedeutete. Vielleicht dachte er bei einem Krieg nur an zwei Stämme, die sich zu einem Scharmützel auf dem offenen Feld trafen. Doch unter den Reichen der Menschen trafen sich Tausende zum blutigen Schlachten, Dörfer niedergerissen, Landschaften verwüstet, Heere vernichtet. Vielleicht sollte das Aziles' wichtige Lektion sein: Welche Ausmaße Gewalt annehmen konnte. Jedoch zweifelte Gunlaug nicht an seiner Bereitschaft, zu kämpfen, und an seinem Mut.

Mittlerweile hatten sie einen Tag und eine Nacht hinter sich gebracht. Der Drachenwirbel war viel nähergekommen, doch auf der merowschen Seite befanden sie sich noch lange nicht. Hin und wieder sahen sie den Greifen über ihren Köpfen schweben, allerdings nur noch selten. Je näher sie Merow kamen, desto weiter mussten die Orks entfernt sein. So jedenfalls mussten die Shakya denken und so hätte es Gunlaug auch eingeschätzt. Bald würde der Greif nur noch ein ferner Punkt am Himmel sein.

Aziles deutete auf etwas anderes im Himmel. »Was ist das?«, fragte er und schirmte seine Augen gegen die Sonne ab. »Diese Form ist mir nicht bekannt.«

Sie folgten seinem Blick. »Du musst es wissen«, sprach Gunlaug. »Du kennst dich mit den Tieren diesseits des Drachenwirbels am besten aus und hast die schärferen Augen.« Gunlaug erkannte lediglich einen Schemen. Die Kreatur wirkte langgezogen und wesentlich schlanker als der Greif. Ein Wagen oder etwas Ähnliches

schien sie nicht zu ziehen. Nein, der Wagen zog gerade seine Kreise im Himmel, sie konnten ihn in einiger Entfernung erkennen.

Thormann kniff die Augen zusammen. »Bewegt sich das Ding auf den Wagen zu?«

»Das ist ein Azhdaha!«, rief Aziles aus. »Eine fliegende Schlange! Die Feinde der Greifen! Wenn meine Brüder ihn nicht bald sehen, werden sie zusammenstoßen!«

Aziles spornte sein Pferd an und ritt in ihre Richtung, die Merowa ihm hinterher.

»Azhdaha?«, fragte Gunlaug.

»Als wir Saumya vor Urzeiten in diesen Teil der Welt kamen, fochten die Greifen und die Azhdaha einen Krieg um die Herrschaft über den Himmel aus«, erzählte Aziles. »Die Azhdaha wollten den Himmel für sich, was auch Macht über die Winde bedeuten sollte. Wir Elfen verbündeten uns mit den Greifen und schlugen sie zurück. Doch einige der Azhdaha konnten bis heute überleben. Da, er wendet! Doch es ist zu spät, der Azhdaha ist zu schnell.«

Die beiden Tiere waren viel zu weit entfernt, um Details ihres Kampfes ausmachen zu können. Doch es sah so aus, als würde die Luftschlange sich um den Greifenkörper schlingen. Es schien nicht gut um den Greifen und den Wagen zu stehen, sie verloren an Höhe. Als die im Kampf miteinander verschlungenen Körper dem Boden immer näherkamen, konnte Gunlaug mehr erkennen. Der Azhdaha sah tatsächlich wie eine riesige, geflügelte Schlange aus. Und sie hatte sich fest um den Greifen gewickelt. Der Greif kratzte mit seinen Klauen um sich, der Schnabel schnappe wiederholt nach dem langen Schuppenleib. Das schlangenhafte Würgen des Azhdaha behinderte den Greif daran, mit den Flügeln zu schlagen. Währenddessen blieben die beiden Brüder von Aziles nicht untätig: Einer stach mit einem Speer nach der Schlange, der andere ließ Pfeile von der Bogensehne schnellen.

Doch es war vergeblich. Der Azhdaha rammte sein spitzes Maul in den Greifenhals. Das Mischwesen stieß einen lauten, hohen Schmerzensschrei aus, noch bevor der Wagen und der Greif auf den Boden aufschlugen. Der Aufprall war heftig, die Räder brachen und das Holz splitterte.

»Wir müssen ihnen helfen!«, rief Aziles, beschleunigte seinen Ritt

und zückte seinen Bogen. Die ersten Pfeile schossen in schneller Abfolge von der Sehne. Sie drangen in das Schuppenkleid des Azdhaha, doch nicht tief genug, um eine ernste Verletzung zu verursachen. Das Monstrum reckte lediglich sein hässliches Haupt in Aziles' Richtung. Zumindest ließ es von dem Greifen ab. Der schrie noch immer gequält, seine Klauen gruben sich in den Boden, als versuche es sich abzustützen und aufzurichten.

Der Wagen hatte die unsanfte Landung nicht überstanden: Der Holzrahmen hatte sich vom Geschirr des Greifens gelöst und die Räder waren von den Achsen gebrochen. Einer der Elfen humpelte vom Wrack zu seinem Bruder, der regungslos im Gras lag.

Der Azhdaha entwand sich vom Greifen und konzentrierte sich nun auf Aziles. Er schlängelte über den Boden und breitete die Flügel aus, wie um dem Elfen Angst einzujagen. Aziles hatte nur noch einen Pfeil in der Hand. Unbeirrt hielt er auf die geflügelte Schlange zu. Das Biest riss sein Maul mit den dolchartigen Zähnen auf und die Sehne schnellte.

Ein schmerzerfülltes Zischen entfuhr dem Azhdaha. Der Pfeil war ihm direkt ins Maul gedrungen. Die Verletzung veranlasste das Monstrum zur Flucht — es drehte sich herum und schlug mit den Flügeln. Aziles indessen war um es herum geritten. Die Pfeile waren ihm ausgegangen, stattdessen griff er nach seinem Schwert.

Diese ruhmreiche Tat gebührte Aziles, doch die Merowa hatten aufgeholt. Gunlaugs Hirsch zielte mit seinem Geweih gerade auf den Schlangenleib. So geschah es, dass er die Bestie in den zahlreichen Verästelungen des Geweihs auffing. Die Schlange zischte vor Wut und Schmerz, während der Hirsch sie über das Gras schliff, wie der Bauer den Acker pflügte.

Der Azhdaha hatte seinen Kampfgeist nicht verloren. Das Tier wandte sich zu Gunlaug und schnappte mit seinem spitzen Maul zu. Gunlaug wehrte mit der Schwertklinge ab und traf den Unterkiefer. Tropfte da Gift von den Fängen?

Dann warf es den Kopf zurück und richtete seinen Zorn auf Thormann, der seine Klinge in die Seite des Schlangenkörpers versenkte. Orwald schlug beim Vorbeireiten zu. Gunlaug nutzte die Ablenkung, beugte sich nach vorne und stieß sein Schwert direkt in den Rücken. Das Schwert glitt ihm aus der Hand, als sein Hirsch die

Schlange von sich warf und das Biest über den Boden rollte. Sie setzten sogleich nach. Auch Aziles war zu ihnen aufgeschlossen, doch während sie auf ihren Reittieren blieben, war der Steppen-Elf bereits von seinem Pferd gesprungen. In der einen Hand hielt er sein Schwert, in der anderen einen Dolch. Mit wildem Blick warf er sich auf die geflügelte Schlange und verbiss sich mit den Klingen in das Schuppenkleid wie ein Wolf, der seine Zähne in den Nacken seiner Beute grub.

Die Merowa taten es ihm gleich, stürzten die Klingen in die Schlange und in die Flügel. Der Azhdaha wehrte sich gar nicht mehr, es versuchte nur unentwegt, sich aus ihren Klauen zu winden, bis der Körper des geflügelten Monstrums von einem Ende zum anderen mit Wunden übersät war, Pfützen aus Blut sich ins Gras ergossen und er sich schließlich nicht mehr regte. Einige der Merowa stachen weiter auf die Bestie ein, als sie längst tot war, noch immer vom Kampfrausch besessen. Sie ließen erst vom Stechen und Hauen ab, als Gunlaug sie mit Namen ansprach.

Sie alle waren außer Atem und mit Blut besudelt. Ihre Reittiere warteten brav in der Nähe darauf, dass sich ihre Reiter besannen.

»Narzares!«, rief Aziles und rannte zum Wagen und zum Greifen herüber. Einer der Elfen kniete neben dem regungslos im Gras liegenden Wagenfahrer.

Narzares war der Elf, der den Sturz überstanden hatte. Das war der Bruder von Aziles, der im vergangenen Jahr auf der Jagd den Bären erlegt hatte.

»Ich habe es überstanden«, sagte Narzares. Er klang gefasst, doch Trauer mischte sich in den Klang seiner Stimme. »Aber Harumar nicht. Ich schätze, er hat sich das Genick beim Sturz gebrochen.«

Aziles kniete sich neben ihm. Die beiden hielten je eine Hand ihres verstorbenen Bruders. Gunlaug und die anderen Merowa standen abseits. Zwar war er bestürzt über den Verlust, doch schickte es sich für ihn nicht, sie bei ihrer Trauer zu begleiten. Sein Blick wanderte zu dem Greifen. Das Mischwesen war am Leben, doch nicht mehr für lange. Es lag seitlich im Gras und atmete schwer.

»Gift«, schloss Gunlaug. »Die Fänge des Azhdahas sind giftig.«

»Richtig«, sprach Narzares, ohne ihn anzuschauen. Er erhob sich und hatte plötzlich die gekrümmte Klinge der Saumya in der Hand.

»Im Gegensatz zu Harumar hat der Greif nicht das Glück, einen sofortigen Tod gestorben zu sein.«

Der Greif protestierte nicht, noch versuchte er zu fliehen, als Narzares sich über den gefiederten Kopf erhob und das Schwert beidhändig packte. Die Klinge sank nieder und drang in den Hals. Er starb nicht plötzlich, doch stetig drang das Leben aus seinen sonst so wilden und furchteinflößenden Augen.

»Wie konnte das passieren?«, fragte Aziles. Es klang wie eine Anschuldigung. »Ihr hätten den Azhdaha sehen müssen!«

Narzares trat von dem Greifen weg und steckte die Klinge in die Scheide. Erst jetzt bemerkte Gunlaug, wie er humpelte. Während er am Wagen seinen Bogen und die Pfeile zusammensuchte, sagte er: »Ja, das hätten wir. Doch wir hatten etwas in der Ferne bemerkt und unsere Augen darauf gerichtet. Plötzlich erschien er zwischen den Wolken. Ach, das sind nur schwache Entschuldigungen. Es hätte gereicht, wenn nur einer von uns die Wagen beobachtet hätte. Ich werde persönlich Harumars Gemahlin von seinem Tod berichten und jede Schuld auf mich nehmen. Mag sie mich bestrafen, ihren Mann dem Tod übergeben zu haben, wie sie es für angebracht hält. Doch wir müssen fort.«

Aziles wischte eine Träne weg, als er sich zu Narzares wandte. »Wieso? Was habt ihr gesehen?«

Narzares drehte sich zu Gunlaug und den anderen Merowa. »Streitwagen der Orks. Sie fahren in Eure Richtung.«

»Sagt nicht, die Orks wussten, dass wir uns auf dem Weg nach Merow befanden«, sagte Gunlaug. »Und dieser Angriff der Luftschlange ... das war doch kein Zufall, oder?«

Narzares nickte und seine Züge verhärteten sich. »Haltet die geflügelten Schlangen nicht für wilde Biester, sie sind intelligent. Sie könnten sich mit den Orks verbündet haben. Wir müssen hier weg. Zurück zum Lager.«

Kapitel 24, Gunlaug

»Wie viel Zeit haben wir?«, fragte Aziles.

»Sie sind noch weit entfernt«, antwortete Narzares. »Wir sahen sie gerade mal am Horizont. Was hast du vor?«

Aziles blickte zu dem toten Greifen hinüber. Kleinlaut begann er: »Die Orks ... ich würde gerne den Greifen verbrennen, damit sie ihn nicht fressen. Harumars Leichnam können wir mitnehmen und ihn anschließend im Lager bestatten. Doch den Greifen können wir nicht mitnehmen. Wir müssten nur ... das Gefieder und das Fell entfernen.«

»Aziles, dafür haben wir keine Zeit. Wir haben nichts, um den Körper des Greifen in Brand zu stecken.«

»Aber ...«

Narzares packte ihn am Arm. »Dein Herz spricht aufrichtig, doch können wir mit unseren Mitteln, die uns gerade zur Verfügung stehen, den Greifen nicht gänzlich verbrennen. Die Orks werden sein Fleisch fressen, sollten sie ihn finden.«

Gunlaug verschränkte die Arme und dachte nach. Auch wenn er nicht zur Gänze verstand, warum es Aziles so wichtig war, den Greifen zu verbrennen, wollte er ihm dennoch helfen. Vielleicht empfanden die Saumya bei der Vorstellung, ein Ork würde einen Greifen auffressen, dieselbe Abscheu, die ein Mensch verspürte, wenn sie Menschen aßen. »Und wenn wir die Überreste des Streitwagens wie einen Scheiterhaufen aufbauen? Wir könnten den Wagen noch weiter auseinandernehmen und über den Greifen schichten.«

Narzares schüttelte den Kopf. »Das reicht noch immer nicht für einen Körper dieser Größe aus. Man bräuchte richtiges Feuerholz, nicht die Überreste eines Wagens.«

»Außerdem«, sprach Thormann, »dient der Greif uns als Ablenkung. So sehr es Euch auch Schmerzen mag, Aziles. Sollten die Orks so gierig sein, wie wir alle denken, dann werden sie ihre Fahrt unterbrechen, um über ihn herzufallen. Das verschafft uns Zeit.«

Aziles ließ die Schultern hängen. »Dann verschwinden wir eben. Narzares, ich schätze, du reitest bei mir mit?«

»Und wir wollen wirklich zurück zum Lager?«, fragte Orwald,

dem dieser Gedanke sichtlich nicht gefiel. »Wir könnten versuchen, um sie herumzureiten. Das dürfte nicht so schwer sein.«

»Das waren nicht nur ein paar Späher«, versetzte Narzares, »sondern eine ganze Vorhut. Möglicherweise fünfzig Wagen, die in breiter Formation auf uns zukommen. Hinter ihnen könnten noch mehr Wagen auf Euch warten. Schlimmer noch, es könnte sich um die Vorhut der eigentlichen Armee handeln.«

»Ich dachte, sie sammelt sich noch im Süden?«, fragte Gunlaug.

»Ja, das dachten wir auch. Vielleicht ist das nur ein Ablenkungsmanöver.«

»Ich will nicht wieder zurück ins Lager«, sagte Orwald. »Vor allem dann nicht, wenn die Orks Merow angreifen wollen. Der König und die Fürsten müssen gewarnt werden.«

»Das wollten die Shakya übernehmen«, erwiderte Gunlaug. »Wir haben ihr Wort. Da jetzt aber die Azhdaha aufgetaucht sind, wird es wohl schwer werden, mit den Greifen über das Gebirge zu fliegen.«

»Wir werden unser Versprechen halten«, bestätigte Narzares. »Allerdings können wir uns mit den Azhdaha in den Lüften nicht so frei bewegen wie sonst.«

Gunlaug blickte in die Augen seiner Gefährten. Thormann würde bei ihm bleiben, da war er sich sicher. Doch nicht nur Orwald wollte zurück in die Heimat, einige der anderen Merowa machten ebenfalls den Eindruck, es auf einen Versuch ankommen zu lassen.

Aziles half währenddessen Narzares auf sein Pferd. »Ich werde meinen Bruder zurück zum Stamm bringen. Auch den Leichnam von Harumar. Dazu bin ich verpflichtet. Gunlaug, du hast mir ebenfalls etwas versprochen.«

Da hatte er recht. Gunlaug wandte sich an seine Gefährten: »Wir werden getrennte Wege gehen. Ich überlasse euch die Entscheidung. Wer mit mir zurück zum Lager der Shakya reiten will, der folgt mir und Aziles. Unser Aufenthalt wird aber nur so kurz wie möglich sein. Ich kann niemanden dazu zwingen, mit uns zu kommen. Wer also Orwald folgen will, dem wünsche ich viel Glück und den Segen von Cherus. Vergesst nicht, die Fürsten zu warnen und wahrheitsgemäß zu berichten, was hier vorgefallen ist.«

Gunlaug hätte es wohl als eine Ehre ansehen sollen, dass ihm

Harumars Leichnam in Obhut gegeben wurde. So richtig wohl fühlte er sich aber nicht, einen Toten umherzutragen. Sie banden ihn auf dem Rücken seines Hirsches.

Es waren lediglich drei Merowa mit Orwald geritten, der Rest folgte Gunlaug, Thormann und Aziles zurück zu den Shakya und ihrem Lager. Sie waren nur eine Tagesreise entfernt gewesen, als der Azhdaha die Brüder im Greifen-Wagen angriff. So würden sie auch auf den Rückweg unter freiem Himmel übernachten und erst am nächsten Tag ins Lager einkehren.

Immer wieder drehte sich Gunlaug um. Er hielt nach den Wagen der Orks Ausschau, die von mächtigen Stiere gezogen wurden. Er erinnerte sich an seine erste Auseinandersetzung mit den Orks, voriges Jahr auf der anderen Seite des Drachenwirbels. Wirklich schnell schienen weder die Stiere noch ihre Wagen gewesen sein. Es gab also keinen Grund, das Tempo anzuziehen und ihre Reittiere zu verausgaben. Gunlaugs Blick wanderte ebenfalls zum Himmel und suchte nach Anzeichen der geflügelten Schlangen.

Aziles und Narzares unterhielten sich kurz nach ihrem Aufbruch miteinander. Leise, sodass Gunlaug nicht mithören konnte. Vielleicht ging es dabei um das Versprechen, welches Aziles vorhin erwähnt hatte. Schließlich kehrte Gunlaug nicht nur zum Lager zurück, um sich dort in Sicherheit zu bringen. Der Große Ausritt und die Reise ins Land der Merowa mussten damit warten. Was das wohl für Aziles bedeutete?

Sie ritten den Tag hindurch ohne besondere Vorkommnisse. Die Stimmung während des Ritts war bedrückt, die wenigen gewechselten Worte karg. Es fehlte der Enthusiasmus des Aufbruchs, die Heiterkeit bei den Merowa, ihre Heimat und ihre Familien wiedersehen zu dürfen. Als die Dämmerung hereinbrach, entschlossen sie sich, ein Lager aufzuschlagen, wie es die Orks ebenfalls tun würden. Im Gegensatz zu ihnen diskutierten die Orks wahrscheinlich nicht, ob sie ein Lagerfeuer entfachen sollten oder nicht. Aziles war dafür, Narzares dagegen.

»Wir haben keine Streitwagen gesehen und hier auf der freien Ebene werden sie uns kaum auflauern können«, warf Thormann ein.

»Ich mache mir um die Azhdaha Gedanken«, erwiderte Narzares. Dabei humpelte der Steppen-Elf durch das Gras. Trotz der

offensichtlichen Verletzung vermied er es nicht sich zu bewegen. »Nachts werden die geflügelten Schlangen uns nicht vom Himmel aus sehen können. Doch ein Feuer, das erkennen sie allemal. Gunlaug, was sagt Ihr dazu?«

»Ein Feuer hält Tiere fern und wärmt. Ich schätze, auf eine warme Mahlzeit können wir für einen Tag verzichten und die Kälte werden wir auch überstehen. Ich teile Eure Sorge, in der Nacht entdeckt zu werden. Sind die Azhdaha überhaupt nachtaktiv?«

Narzares und Aziles schauten sich gegenseitig an. »Vielleicht«, antwortete Narzares nicht wirklich überzeugt. »Sie sind selten geworden, wir und die Greifen hatten sie fast ausgerottet. Daher können wir nicht genau sagen, wie sie sich verhalten.«

»Ist gut, ist gut«, resignierte Aziles. »Kein Feuer.«

Es war unschwer zu erkennen, wie frustriert Aziles war. Der Angriff der geflügelten Schlange hatte nicht nur einen seiner Brüder und einen Greifen getötet, er hatte zu einem jähen Ende seiner Reise geführt, auf der er zu einem Mann hätte werden sollen. Was wurde nun aus diesem besonderen Ritual? War es nur unterbrochen und konnte es wiederaufgenommen werden, sobald sie die Reise erneut begonnen hatten? Oder war es fehlgeschlagen? Gunlaug wusste viel zu wenig darüber.

Er musste ihn fragen: »Was wird nun aus dem Großen Ausritt?«

Aziles zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Mir ist kein Vorfall bekannt, bei dem so etwas schon mal passiert war.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen«, sprach Narzares. Er lächelte, ein seltener Anblick bei diesem Steppen-Elfen. »Die Umstände zwingen dich dazu, es ist nicht deine Schuld. Rajuvala wird es verstehen und entsprechend entscheiden.«

Die Nacht verbrachten sie abwechselnd Wache haltend. Der Mond schien durch eine spärliche Wolkendecke hindurch. Trotz der Dunkelheit konnte Gunlaug weit über das Grasland hinwegsehen. Er wähnte sich in Sicherheit, die großen, von Stieren gezogenen Wagen wären ihm sofort aufgefallen. Gunlaug behielt auch den Himmel im Auge. Sein Sehvermögen reichte nicht so weit wie das der Elfen, doch war er sich sicher, keine geflügelten Schlangen durch den Nachthimmel fliegen zu sehen. Seine Gedanken zogen hierhin und

dorthin, unstete, wirre Überlegungen, die dank der vielen Ungewissheiten und Gefahren zu keinem klaren Schluss kamen und ihm schließlich nur mehr Sorgen bereiteten. Als Thormann die Wache übernahm, schlief er erschöpft ein.

Gunlaug fühlte sich müde, als sie aufbrachen. Von den Orks war keine Spur, weswegen sie davon ausgingen, dass ihre kleine Gruppe die Verfolger abgehängt hatte. Wie es um die Heimkehrer bestellt war, das wusste keiner. Gunlaug betete für sie zu Cherus.

Während des Rückwegs zum Lager machte die kleine Gruppe etwas im Himmel aus.

»Wieder eine geflügelte Schlange?«, fragte Gunlaug.

»Ich erkenne einen Wagen«, antwortete Narzares. »Sofern die Orks nicht gelernt haben, einen Wagen an die Azhdahas zu spannen, sollte es einer von uns sein. Es sieht so aus, als wollten sie landen.«

Dem war auch so. Nach einer Weile erkannte auch Gunlaug, dass es sich um einen Greifen mitsamt den bekannten, von Steppen-Elfen gezogenen Wagen handelte. Der Greif zog seine Kreise in der Luft und verringerte währenddessen beständig seine Höhe. Einige Momente später landete das mächtige Tier in ihrer Nähe und zwei besorgt dreinblickende Elfen sprangen sogleich vom Wagen.

»Narzares, wir haben den Himmel abgesucht. Was ist vorgefallen?«, fragte einer der beiden. Gunlaug erkannte sie schnell als zwei von Aziles' Brüdern. Ihr Blick wanderte zu ihm, dann zu dem Toten auf dem Rücken seines Hirsches. »Sage mir nicht ...«

Sie erklärten ihnen bündig, was vorgefallen war. Die Gesichter der beiden Brüder verhärteten sich, als sie von dem Azhdaha und den Orks hörten.

»Narzares, du kommst mit mir«, sagte einer der beiden Brüder und deutete dann auf den Wagen. »Hashkanes bleibt bei euch. Nur zwei können im Wagen mit dem Greifen fliegen, sonst wird er zu schwer. Hashkanes ist nicht verletzt und kann für den Fall kämpfen.«

»Für welchen Fall?«, fragte Gunlaug. »Habt Ihr Verfolger gesehen?«

Er nickte. »Wir wissen nicht, ob es dieselben sind und es spielt auch keine Rolle. Doch wir haben südlich vom Lager Orks ausgemacht. Mehr Späher als sonst. Es ist gefährlich hier draußen.«

Narzares grollte und ballte die Fäuste. »Und ich nehme an,

Rajuvala hat bereits nach Verbündeten geschickt?»

Die beiden Brüder bejahten das.

»Die Saumya werden angegriffen«, schloss Gunlaug. »Das ist es, was ihr vermutet.«

Dann sprach Hashkanes: »Sie haben uns nicht offen den Krieg erklärt, doch die Bewegungen ihrer Truppen bereiten uns Sorgen. Das Lager ist bereits aufgebrochen. Wir ziehen weiter nördlich und suchen Gelände, das sich für die Verteidigung eignet. Bei der Überzahl der Orks können wir nicht hoffen, sie im Felde zu besiegen. Jedoch sind unsere Krieger bereits zu Pferde ausgezogen, um ihnen zuzusetzen, wo auch immer wir können. Wenn wir schon untergehen, dann machen wir es ihnen nicht leicht.«

Kapitel 25, Simund

Das Heer von Akleion marschierte in nordwestliche Richtung. Zuerst schlossen die Truppen aus dem nahen Tyon zu ihnen auf. Von der Anzahl der Bewaffneten her war Tyon gleichauf mit Akleion, doch machten die Soldaten einen wesentlich grimmigeren Eindruck. Simund befand sich an Daedlus' Seite, als der in seiner Funktion als oberster Heerführer des Bundes die Truppen begutachtete. Auch wenn Simund den Eindruck gehabt hatte, Tyon wäre froh gewesen, seinen Tyrannen losgeworden zu sein, so wirkten die tyonischen Soldaten nicht gerade erfreut darüber, nun von ihrem ehemaligen Feind befehligt zu werden. Daedlus jedoch behandelte sie mit Respekt. Der Heerführer Tyons war derselbe Adelsmann, der Simund nach dem Duell gegen Paraxus gebeten hatte, die Stadt zu verschonen. Sie tauschten kurze, freundliche Grußworte miteinander aus.

Die Soldaten Tyons waren nicht anders bewaffnet und gerüstet als die Soldaten Akleions. Doch ihr ganzes Auftreten war angriffslustiger, ihr Marsch war disziplinierter und in ihrem Gebaren steckte die Drohung von Gewalttaten, ohne dass die Soldaten feindlich auftraten. Ihr Banner war ein Eber, der auf eine Schlange trat. Beim Anblick des Ebers musste Simund an Paraxus denken.

Anschließend stieß das Heer von Hauthykon zu ihnen. 2500 Mann, davon eine schwer einzuschätzende Zahl an Plänklern. Was die Mykerios unter ›Leichtbewaffneten‹ verstanden, waren Speerwerfer und Schleuderer, seltener Bogenschützen. Simund vernahm eine allgemeine Geringschätzung gegenüber jenen Männern, welche diese Rolle auf dem Schlachtfeld ausüben sollten. Sie waren nie wirklich entscheidend für den Sieg und stammten aus den untersten Schichten der Städte, erzählten ihm jedenfalls die Generäle.

Nach einigen Tagen trafen sie sich mit den Truppen von Diodon. Zu jedermanns Enttäuschung brachte diese Stadt nur 700 Truppen auf. Im Zelt von Daedlus gab es darüber hitzige Diskussionen. Diodon würde seiner Verpflichtung nicht nachkommen, klagte der Erste von Akleion an. Diodon litt letztes Jahr unter einer Seuche und verlor

daher viele Wehrfähige, entschuldigte sich ihr Heerführer.

Letztlich stießen die Truppen von Pythagor zu ihnen. Dazu gehörte ein Kontingent von knapp 500 Reitern. Nichts im Vergleich zu den Reiterheeren der Merowa, doch eigneten sie sich als Späher. Simund fragte, ob er sich ihnen anschließen dürfte. Er wusste selber nicht, wo überhaupt sein Platz im Heer der Mykerios sein sollte.

Simund sollte den Spähtrupp anführen, schlug Daedlus vor. Als Grenzreiter von Spatzensturz sollte er sich schließlich am besten mit den Wäldern von Merow auskennen.

Simund war von diesem Vorschlag überrascht. »Ich soll eine ganze Truppe anführen?«

»Als Spähtrupp. Mal sehen, wie du dich anstellst«, antwortete Daedlus.

Und so geschah es, dass Simund nach langer Zeit auf einem Pferd saß. Nach ihrem Auszug hatte er sich vollständig zu einem Merowa zurückverwandelt. Er trug wieder seine merowsche Kleidung statt der Aufmachung der Mykerios, vor allem den grünen Umhang mit dem Abbild der Eule zog er sich mit Stolz an. An seiner Seite baumelte eine Schwertscheide samt Schwert und an seinen Arm trug er das breite Schild, welches ihm die Zwerge geschmiedet hatten. Und dann war da noch die Keule von Cherus; Simund hatte sie sich ebenfalls umgegürtet, beschloss allerdings sie nur im äußersten Notfall einzusetzen. Eigentlich wollte er die Keule gar nicht gegen andere Menschen schwingen, doch missen wollte er sie nicht.

Am nächsten Morgen, nachdem die Entscheidung gefallen war, traf Simund die Reiter aus Pythagor persönlich. Ihre Reaktionen waren so unterschiedlich, wie Menschen nur sein konnten. Manche betrachteten ihn argwöhnisch, andere freundlich oder spöttisch.

Simund räusperte sich. »Ich bin Simund, Sohn des Cherus«, sprach er zu ihnen vom Pferd aus. Es gab keinen Grund mehr, seine Herkunft zu verbergen, es würde ihm vielmehr helfen. »Der Stammvater des merowschen Reiches. Aber behandelt mich ruhig weiter wie jeden anderen Späher-Hauptmann. Ihr seid wahrscheinlich nicht erfreut darüber, einem Jüngling wie mir zu folgen. Sagt mir, wer von Euch hatte zuvor das Kommando innegehabt?«

Ein Mann trat hervor. Er musste knapp dreißig Jahre gezählt

haben. Er war von kräftiger Statur und dunklem Teint, doch seine feinen Züge wiesen auf eine edle Abstammung hin. »Barysus ist mein Name.«

Simund stieg von seinem Pferd ab und gab Barysus die Hand. »Mir fehlt es an militärischer Erfahrung. Das sage ich, damit Ihr mein Urteil bei diesen Angelegenheiten nicht überschätzt. Was jedoch das Land, die Wälder, Tiere und Leute anbelangt, da könnt Ihr Euch auf mich verlassen.«

»Bescheidenheit hätte man von dem Sohn eines Gottes nicht erwartet.« Barysus lächelte. Da zog er ihn näher zu sich heran und sagte leiser: »Daedlus hat mir aufgetragen, besonders auf Euch Acht zu geben. Schließlich wollen wir nicht, dass dem zukünftigen König von Merowa etwas Schlimmes während des Ausritts zustößt, richtig?«

Noch bevor Simund etwas erwidern konnte, klatschte Barysus ihm auf die Schulter. Er sollte wegen Daedlus' Vorsicht keinen verletzten Stolz fühlen, doch ganz so hatte er sich das nicht vorgestellt.

Die Merowa glaubten, ihre Vorfahren wären von der anderen Seite des Drachenwirbels in ihre Heimat gelangt. Vom Süden her zogen sie in einem Stammesverbund aus Richtung Norden, das Gebirge zu ihrer linken Seite. Sie trafen dabei auf die Steppen-Elfen und lernten von ihnen die Viehhaltung und die Reitkunst. Dann zogen sie am nördlichsten Kamm des Drachenwirbels vorbei, zerteilten sich in unterschiedliche Stämme und breiteten sich in westliche, südwestliche und südliche Richtung aus. Das Land hier war waldiger, hügeliger und mooriger als auf der anderen Seite des Gebirges. Doch es war ihr Land. Auch wenn das Gelände hier nicht überall für Pferde geeignet war, bewahrten sich die Merowa ihre Reitkunst. Das bewies Simund, während er die durch den Wald voran preschte, sein Pferd über Wurzel und Gesträuch führte und über Bäche und Baumstämme sprang. Die Mykerios hingegen waren kein Pferdevolk. Ihre Reiter waren adlig oder wohlhabende Bürger, denn Pferde waren teuer, vor allem, da es bei ihnen ein selteneres Gut war als bei den Merowa. Sie kamen selber für ihre Reittiere, deren Pflege und Versorgung auf. Bislang waren sie mit ihnen nur auf den gepflasterten Straßen von Stadt zu Stadt gezogen. Der Ritt durch einen dicht bewachsenen

Wald war ihnen völlig fremd. Und so musste Simund sich immer wieder umdrehen oder sich zügeln, um seinen Spährtrupp nicht aus den Augen zu verlieren. Das lag allerdings auch an der Freude, die er an der Bewegung zu Pferde und im Wald verspürte. Während seines Aufenthaltes in Akleion hatte er nicht gemerkt, wie sehr er das Blätterdach über seinem Haupt vermisste, wie gut ihm die frische und kräftigende Luft des Laubes, der Nadeln und des Holzes tat, wie sich die wärmende Sonne anfühlte, die vereinzelt durch die Baumkronen drang und welche Abkühlung der Schatten einer stämmigen Eiche bat. Wenn er vom Pferd abstieg, strich er mit Hand über das Moos und über die Gräser und befeuchtete seine Haut mit dem klaren Wasser der Bäche. Simund war zuhause.

Das Heer marschierte auf das Fürstentum von Bärenschlucht zu. Es war eines der nächsten Fürstentümer und gleichzeitig das mächtigste in der Region. Der Fürst, Pattmar, hatte aus seiner Abneigung gegenüber Hartried nie einen Hehl gemacht. Trotzdem war es keine Gewissheit, dass Pattmar sich auf die Seite der Mykerios schlagen würde. Er galt als Wackelkandidat. Doch selbst wenn sie den Fürsten nicht davon überzeugen konnten, sich ihnen anzuschließen, so könnten die Seestädte ihn mit ihrer Anwesenheit dazu zwingen, sich aus dem Konflikt herauszuhalten. Damit war schon einiges gewonnen, denn Pattmar hatte viele Recken von gutem Ruf.

Simund beschrieb Barysus, wie ein Fürstenhof der Merowa aussehen mochte und wie sie erkannten, wann sie ihm näherkamen. Weg- und Runensteine wiesen den Weg; die Bäume zeigten Anzeichen von Forstarbeiten; schließlich Gehöfte, Gärten, Weideflächen, der Rauch, der aus den Häusern stieg, ausgetretene Wege und vieles mehr. Der Pythagorer hörte aufmerksam zu. Nach mehreren Tagen des Marsches durch den merowschen Wald, die Simund an der Spitze des Heerzuges mitsamt den anderen Spähern verbrachte, fanden sie endlich Spuren von anderen Menschen. Simund machte Fallen aus, die er selber verwendet hatte, um Vögel zu fangen.

»Wir sind noch weit vom Fürstenhof entfernt, doch sollten einige kleinere Siedlungen und vereinzelte Behausungen in der Nähe sein«, sagte er zu Barysus, der sich neben ihn vor einem Baum stellte.

Simund zeigte ihm die Schlinge, die jemand für einen Vogel aufgehängt hatte. »Vermutlich werden die Grenzreiter von Bärenschlucht das Heer bald ausfindig machen. So eine große Armee ist schließlich kaum zu übersehen.«

»Und dann sagen sie umgehend ihrem Fürsten Bescheid?«, fragte Barysus.

»Eine der primären Aufgaben der Grenzreiter ist es, die Grenzen eines Fürstentums zu überwachen und zum Fürsten zu reiten, sobald sich eine Gefahr zeigt. Sei es ein feindliches Heer, gefährliche Tiere oder anderes.«

»Anderes?«, fragte Barysus und hob eine Augenbraue.

»Der Wald wird nicht nur von Mensch und Tier bewohnt. Es gibt auch Ungeheuer wie Lindwürmer oder Geister, die einem wohlgesonnen oder feindlich gesinnt sein können. Man weiß vorher nie, was sie machen werden.«

»Und Ihr seid so einem Geist zuvor begegnet?«

Simund ließ die Schlinge los und versuchte, in Barysus' Gesicht zu lesen. Es gelang ihm nicht. Er konnte nicht einschätzen, ob der Pythagorer eine solche Geschichte glauben oder sie nur als Märchen abtun würde.

»Möglicherweise«, antwortete Simund. Er blieb einfach bei der Wahrheit und erzählte, was er gesehen hatte. »Einst sah ich, als ich durch den Wald ritt, ein großes Geweih. Ich hielt es für das Geweih eines Hirsches und dachte daran, einen guten Fang machen zu können. Daher stieg ich vom Pferd und pirschte mich heran. Doch je näher ich meiner Beute kam, desto mehr wurde mir bewusst, dass das Tier größer sein musste als jeder Hirsch, den ich zuvor gesehen hatte. Mehrere Mannesgrößen hoch sah ich das Geweih zwischen den Baumkronen streifen. Mich beschlich ein ungutes Gefühl, als ich dem Wesen nahe genug war, um einen Pfeil abzuschließen.«

Barysus hörte sich die Geschichte mit Skepsis an, doch sagte er kein Wort.

»Schließlich drehte sich das Wesen in meine Richtung. Es besaß den Körper eines Mannes von riesenhafter Gestalt. Der Kopf jedoch schien der Schädel eines Hirsches gewesen zu sein. Ich nahm die Beine in die Hand und lief so schnell ich konnte zurück zu meinem Pferd. Dann ritt ich davon.«

Barysus hatte noch immer die Brauen zusammengezogen, doch nickte er, als er sprach: »Das war es, was Ihr gesehen habt. Geschieht das öfter?«

Simund schüttelte den Kopf. »Ich hatte dem Fürstenhof darüber Bericht erstattet und niemand hatte eine ähnliche Gestalt gesehen. Jedoch erzählt man sich immer wieder solche Geschichten von anderen Wesen. Mischwesen aus Mensch und einem Tier, riesenhafte Tiere, Stimmen ohne Körper. Auch Tote, die wiederkehren oder Lichter im Sumpf. Wie wahr die Geschichten sind, lässt sich nicht immer mit Gewissheit sagen. Es verschwinden aber auch Menschen im Wald.«

»Wofür es verschiedene Erklärungen gibt. Jedoch berichten mir auch einige der Männer, der Wald sei ihnen nicht geheuer. Vor allem nachts. Andere nennen sie Feiglinge.«

»Oh, sie tun gut daran, sich zu fürchten. Die Vorsicht könnte ihnen so manch schlimmes Schicksal ersparen.«

Kapitel 26, Simund

Wie jede Nacht schlugen sie ihr Lager auf. Die Mykerios liebten mit einem großen Tross zu reisen. Viele der wohlhabenderen Soldaten brachten einen Diener mit sich, der für sie die Pflege ihrer Rüstungen und Waffen übernahm, das Zelt aufbaute und den Herrn umsorgte, wie der es in seiner Heimat gewohnt war. Auch Barysus hatte sich einen solchen Diener mitgebracht und ein großes, gut ausgestattetes Zelt dazu. Dadurch bewegte sich das Heer nur äußerst langsam fort, eine merowsche Armee — selbst zu Fuße — wäre in derselben Zeit schon wesentlich weiter gekommen. Sogar Simund empfand das als ärgerlich, doch die Mykerios wollten nicht auf einen Mindeststandard an Komfort verzichten.

Simund verbrachte diesen Abend bei dem Pythagorer, bevor er zu seiner Schwester stieß. Hedda und Piasus waren ebenfalls anwesend und gemeinsam genossen sie ein paar Krüge Wein. Barysus und Piasus verstanden sich auf Anhieb. Schnell war Piasus dazu eingeladen worden, Barysus in Pythagor zu besuchen. Piasus nahm die Einladung dankend an.

Hedda war zurückhaltender. Sie trank wenig und hüllte sich in Schweigen. Barysus schien sie zu ignorieren. Währenddessen erzählte Piasus die Geschichte, wie er den Nekromanten täuschte und in eine philosophische Debatte verwickelte, bis Simund auftauchte. Das gab Simund die Gelegenheit, selber etwas beizusteuern, was Piasus gerne aufgriff.

Am Ende stellte Barysus fest: »Das nächste Mal müsst Ihr mir von Eurer Reise durch die Unterwelt erzählen. Doch weiß ich nicht, was unglaublicher ist: Dass Ihr, Simund, von den Toten auferstanden seid, oder dass Ihr, Herr Piasus, einen dieser Nekromanten so zum Narren gehalten habt.« Er schüttelte den Kopf und lachte. »Vielleicht solltet Ihr mal einen philosophischen Vortrag zum Besten geben, um die Geschichte zu beweisen. Aber seid gewarnt: Ich kenne mich mit deren Texten aus.«

»Aber es ist wahr!«, beteuerte Piasus. »Doch kann ich die Lehren der Philosophen nur nachplappern und fülle meine Wissenslücken mit spontanen Improvisationen aus. Letztlich ist es nur

Dilettantismus, maskiert mit Schauspielerei.«

Barysus beugte sich nach vorne und hob einen Finger. »Es gibt keinen Unterschied zwischen einem Philosophen und einem Mann, der nur so tut, als wäre er einer. Solange beide dasselbe sagen. Schließlich sind nur ihre Reden und ihr Wissen ausschlaggebend. Ihr könnt ein Publikum an Euch binden, indem Ihr einen lehrreichen Vortrag von Euch gebt? Dann seid Ihr so gut wie jeder andere Philosoph.«

»Das ist eine große Ehrung, aber die Philosophie war nie richtig meine Sache und einen ehrlichen Vortrag zu geben, würde sich deshalb falsch anfühlen. Ich muss leider ablehnen.«

Anschließend verließen sie das Zelt. Piasus war zwar nicht betrunken, aber seine Wangen waren vom Wein deutlich gerötet.

Hedda beschwerte sich: »Wir sind hier im Feindesland. Du solltest nicht so viel trinken. Wer weiß, wann der nächste Angriff kommt.«

»Wer weiß?«, fragte Piasus. »Selbst wenn dieser Pattmar uns nicht wohlgesonnen ist, wird er wohl kaum eine zahlenmäßig größere Armee wie unsere angreifen. Und Hartried dürfte auch nicht so schnell sein. Außerdem, meine Liebe, werde ich sogleich in mein Lager steigen und einschlummern und am nächsten Morgen geht es mir wieder gut. Sollte mir der Kopf noch schwer sein, marschiere ich einfach die Schwere weg.«

Hedda rollte mit den Augen. »Simund, unterstütze mich bitte.«

An einem Lagerfeuer hörten sie eine Gruppe von Männern lachen. Es klang ebenfalls so, als befeuerte der Wein ihre Freude.

»Er ist ein freier Mann«, sprach Simund und zuckte entschuldigend die Schultern. »Solange es seine Tüchtigkeit als Soldat nicht einschränkt. Jedoch stimme ich dir zu und wir sollten alle vorsichtiger sein. Diese Wälder sind gefährlich, auch für eine ganze Armee.«

Abgesehen von vereinzelt Gruppen und den Wachen war das Lager wie verlassen, die meisten Soldaten hatten sich in ihre Zelte zurückgezogen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, sie hatten einen langen Marsch hinter sich und einen ebenso langen vor sich.

Auf dem Weg zu ihren Zelten stießen sie auf die beiden Zwerge, Barutz und Tiuz. Melinde saß bei ihnen, ein Tuch um den Körper

geschlungen und wärmte sich am Lagerfeuer.

»Da sind sie«, sprach Barutz und Tiuz nickte.

»Die beiden haben etwas zu besprechen«, sagte Melinde und bedeutete ihnen, sich zu setzen.

Piasus gähnte. »Aber macht bitte schnell. Mir fallen die Augen zu.«

Hedda stieß ihn mit dem Ellenbogen an. Sie setzten sich schließlich an das Feuer und warteten auf Tiuz. Simund bemerkte die Tafel bei dem Zwerg, auf dem er seinen Racheschwur verewigt hatte, und konnte sich bereits denken, worum es ging.

»Ich werde Euch für eine Weile verlassen«, sagte Tiuz. »Hier in der Nähe befindet sich der Eingang zu einem Zwergenhort. Bekannte von mir, die mir weiterhelfen werden. Mein Ziel ist es, den Hort meiner Eltern aufzusuchen. Gemeinsam werden wir uns rüsten und dann wieder zu Euch stoßen. Wir sind nicht viele, doch selbst eine kleine Schar schwer gerüsteter und grimmiger Zwerge kann einen Unterschied auf dem Schlachtfeld machen, das versichere ich Euch.«

»Das Problem ist«, fuhr Barutz fort, »dass wir nicht wissen können, wo sich das Heer im Laufe dieses Feldzuges befinden wird. Wir beiden haben einen Treffpunkt in der Unterwelt ausgemacht. Tiuz wird diese Reise allein antreten. Die Unterwelt ist hier sicher, denken wir jedenfalls. Nach einer gewissen Zeit werde ich mich zum Treffpunkt aufmachen und die Zwerge dann dorthin führen, wo wir gebraucht werden. Das sollte machbar sein.«

»Es wäre ganz hilfreich«, fuhr Tiuz fort, »wenn wir ein paar Reiter bekommen, die uns zum Zugang zur Unterwelt begleiten. Dann sind wir schneller und haben auch etwas Schutz.«

»Wann wollt Ihr aufbrechen?«, fragte Simund. »Ein paar Reiter sollten sich einrichten lassen. Am besten komme ich mit.«

»Gleich morgen«, sagte Tiuz. »Es gibt keinen Grund, in dieser Sache irgendetwas aufzuschieben. Es sei denn, meine Fähigkeiten werden dringend benötigt.«

»Ich kann noch einmal herumfragen«, sagte Simund, »doch ich denke nicht. Sollte es zu einem Kampf kommen, werden bestimmt ein paar Klingen geschärft und ein paar Rüstungen ausgebeult werden müssen. Bis jetzt verlief der Marsch aber friedlich. Ich werde gleich morgen früh einen Trupp Reiter für Euch bereitstellen.«

»Gut«, Tiuz nickte. »Und danke. Vor allem Euch muss ich danken, Piasus. Ohne Euch wäre ich nicht hier.«

Piasus, noch immer leicht beschwipst, grinste genießerisch. Dann verschwand das Lächeln und er zog die Augenbrauen zusammen. »Moment mal, wir wurden nie richtig bezahlt. Uns wurde eine Belohnung versprochen!«

Tiuz begann zu lachen, laut und dreckig. »Ja, dafür muss ich erst zurückkommen! Wenn Ihr bezahlt werden wollt, dann wünscht mir Glück und eine sichere Reise. Sollte auf dem Weg zum Hort mich die Dunkelheit verschlingen, seht Ihr nichts von den Reichtümern!«

Lachend ging er zu seinem Zelt zurück. Barutz folgte ihm. Die beiden Zwerge teilten sich ein Zelt.

Hedda streckte sich. »Ich begeben mich auch in mein Lager.«

Piasus gähnte. »Ich ebenfalls. Bis morgen.«

»Lass uns gehen«, sagte Simund zu Melinde.

Ihr Wagen stand dicht bei Simunds Zelt. Seitdem die beiden die Hütte im Wald bezogen hatten, war das Geschwisterpaar es gewohnt, innerhalb eines Raumes zu schlafen. Doch in Daedlus' Anwesen hatten die beiden getrennte Gästezimmer bezogen und auf dem Heerzug reiste Melinde allein. Simund musste feststellen, wie drastisch sich ihre Lebensumstände verändert hatten. Er konnte es sich kaum vorstellen, zurück in ihre Hütte zu kehren und wieder die Schlafplätze beieinander zu beziehen.

Er hatte sie dabei angesehen, was ihr nicht entgangen war. »Was ist?«, fragte sie. »Du siehst nachdenklich aus.«

»Ich frage mich nur, wohin wir gehen. Ich meine, in unserem Leben. Vor einem Jahr versteckten wir uns noch in der Hütte, jetzt befinden wir uns auf einem Feldzug. Und nächstes Jahr? Was wird dann aus uns? Werden wir uns dann überhaupt noch jeden Tag sehen?«

»Wäre das so schlimm?« Sie verzog das Gesicht. »Bitte verstehe das nicht falsch. Aber wir müssen unsere eigenen Wege gehen. Ich werde trotzdem immer für dich da sein.«

»Nein, ich verstehe, was du meinst. Wir sind unserer Waldbehausung entwachsen und sind nun freier, als wir jemals zuvor waren.«

Während Simund zu seiner Schwester hinüber blickte, glaubte er

in der Entfernung etwas durch den Schatten huschen zu sehen. Zwischen den Zelten am Rande des Lagers bewegten sich die Sträucher. Er blieb stehen und kniff die Augen zusammen.

Auch Melinde stoppte. »Was ist ...« Sie wandte sich in dieselbe Richtung und starrte ins Nichts.

»Vielleicht habe ich mich nur getäuscht ...«, murmelte Simund und spähte weiterhin in die Dunkelheit hinaus.

Wieder bewegte sich etwas durch die Schatten und Sträucher. Es schien ein großer Körper zu sein, mindestens so groß wie der eines Menschen. Kam die Gestalt näher? Die Umrise wurden deutlicher und nahmen menschliche Formen an. Abgesehen vom Kopf, auf dem ein Geweih prangte.

Simund erschauerte. Die Gestalt erinnerte ihn an das Wesen, von dem er Barysus erzählt hatte.

»Simund, was ist da?«, hauchte Melinde.

»Siehst du es auch?«, fragte er, ohne den Blick von der Gestalt zu nehmen.

»Simund, bitte. Aber ich sehe, wie sich dir die Nackenhaare aufrichten. Werden wir beobachtet?«

Und dann zog sich die Gestalt langsam in den Wald zurück. Sie drehte sich nicht um, sondern ging rückwärts, das Gesicht zu ihnen gewandt. Umrise, das Geweih und der Schädel wurden eins mit der Dunkelheit, bis es verschwand.

Dank dieser Begegnung schlief Simund nicht gut. Fürs Erste erzählte er niemanden davon, um nicht für Verunsicherung im Heer zu sorgen. Oder für verrückt gehalten zu werden. Er würde Hedda, Piasus oder Daedlus von der Gestalt berichten. Doch vorerst galt es, etwas anderes zu erledigen.

Simund stellte einen kleinen Trupp an Reitern zusammen und überließ Barysus die Aufgabe, die Späher anzuführen, bis er zurückkehrte. Der Zwerg wies ihm den Weg zum Eingang in die Unterwelt, während er bei ihm hinten auf dem Pferderücken mitritt.

Früh am Morgen brachen sie auf und gegen Mittag waren sie angekommen. Tiuz schien sich in dieser Gegend auszukennen.

Der Zwerg spuckte auf den Boden. »Hier war es, als sie mich fingen. Hier in der Nähe. Ich hatte damals, als ich vor Hartried und

seinen Schergen geflohen war, genau diesen Eingang gesucht.«

»Warum seid Ihr nicht durch die Unterwelt gereist?«, fragte Simund.

»Ich hatte keine andere Wahl. Der Weg zu dem befreundeten Zwergenhort war nur mit einem Boot gut zu erreichen. Barutz hat mir davon erzählt, wie ihr Tage auf den unterirdischen Seen verbracht habt. In diesem Teil besteht die Unterwelt fast nur aus Wasser. Ohne ein Boot war ich aufgeschmissen und selbst wenn es einen Tunnel gegeben hätte, kannte ich ihn nicht.«

»Befindet sich Euer eigener Hort auch in der Nähe? Werdet Ihr jemals zu ihm zurückkehren?«

»Auf jeden Fall, auch wenn mich der Anblick sehr schmerzen wird. Hartried hat bestimmt den ganzen Hort leerräumen lassen. Es war ein bescheidener und junger Hort, viele Schätze gab es darin nicht. Nun ist er nichts weiter als das Grab für meinen Bruder.«

Der Eingang zur Unterwelt befand sich an der Wand eines Hügels, nicht unähnlich dem Eingang zu Svorgirs eigenem Hort. Die Mykerios wirkten skeptisch, manche enttäuscht. Sie hatten möglicherweise etwas anderes erwartet als eine einfache Felswand.

Tiuz stand davor, sein Gepäck auf dem Rücken, welches fast dieselben Ausmaße hatte wie sein Zwergenkörper. Er drehte sich zu ihnen um und schaute sie einen Moment an.

»Ich werde die Tür nicht vor Euren Augen öffnen.«

Simund hätte das fast vergessen. Er reichte Tiuz die Hand, sie verabschiedeten sich gebührend. Anschließend stieg Simund auf sein Pferd und sie ritten zurück zum Heer.

Kapitel 27, Gunlaug

Das Lager der Shakya war in Bewegung geraten. Sie gaben die Wagenburg auf, bespannten die Wagen, luden Zelte und andere Habseligkeiten auf ihnen und den Rest auf die Rücken ihrer Pferde. Männer wie Frauen und die Kinder, für die noch ein Pferd übrig war, zogen Richtung Norden. Der Rest saß auf den Wagen. Dazu kamen die gesamten Herden des Stammes: die unberittenen Pferde, die Rinder und Schafe.

Ihre kleine Gruppe näherte sich dem Treck von der Seite. Sogleich ritten ihnen einige der Shakya entgegen, offensichtlich für einen Kampf gerüstet; ihre Hände ruhten auf den gespannten Kurzbögen, auf ihren Häuptern trugen sie hohe Helme und um den Leib die langen, dicken Gewänder, die ihnen als Rüstung dienten.

»Wo reiten wir hin?«, fragte Aziles augenblicklich.

Einer der Späher hob die Hand zum Gruß. »Wir werden uns auf einem nahen Hügel verschanzen, wie Rajuvala befiehlt.«

»Und Verbündete? Können wir auf Unterstützung hoffen?«

»Der Wind treibt uns bereits die Rakhya entgegen«, antwortete der Späher. »Die Orks zeigen sich auch im Osten aggressiv und haben den Rakhya-Stamm aus ihren Weidegründen vertrieben. Wir werden Seite an Seite kämpfen, sollte sich die Gelegenheit dazu bieten, doch vorerst müssen wir uns um uns selbst kümmern.«

Aziles antwortete nicht darauf, sondern spornte sein Pferd an und raste auf die Spitze des Trecks zu.

Der Steppen-Elf, der gerade noch die Lage erklärt hatte, sprach zu Gunlaug: »Es ist ernst. Selbst mit den Rakhya zusammen ist das Ork-Heer uns zahlenmäßig weit überlegen.«

Gunlaug befürchtete das Schlimmste. »Ist es wirklich ausweglos?«

Der Steppen-Elf lächelte, so wie sie gerne lächelten, wenn sie von Unheil und Untergang sprachen. »Heute werden sie wahrscheinlich nicht angreifen. Wir haben noch einen Tag uns zu fürchten. Dann werden wir weiser sein.«

»Wir hätten mit ihnen reiten sollen«, sagte Thormann. Er wartete darauf, dass sich auch dieser Späher entfernte, stieg dann von seinem Pferd ab und bedeutete Gunlaug, dasselbe zu tun. Thormann flüsterte

ihm zu: »Du wirst das mit Sicherheit nicht hören wollen. Doch wir können noch immer fliehen. Weiter in den Norden, wo das Gelände waldiger und unebener wird. Die Orks werden Schwierigkeiten haben, uns im Wald zu verfolgen.«

»Niemals!«, versetzte Gunlaug. »Ich werde die Shakya nicht im Stich lassen. Die Orks kommen nur unseretwegen!«

»Das wissen wir nicht. Sei doch vernünftig. Hier zu sterben, wird nichts bringen und wenn die Shakya doch fliehen, sind wir uns selbst überlassen.«

Thormann packte ihn am Arm, doch Gunlaug riss sich augenblicklich los. Die Worte blieben ihm im Halse stecken, so sehr erzürnte ihm der Vorschlag. Er bestieg wieder seinen Hirsch. Ohne einen Blick auf Thormann zu wenden, folgte er Aziles.

Rajuvala führte seinen Stamm an der Spitze an. Er stand aufrecht in seinem von einem Greifen gezogenen Wagen. Einer seiner Söhne hielt die Zügel, während sein Vater mit Aziles sprach.

Gunlaug spürte die Blicke der Elfen auf sich, als er an ihrem Treck vorbeiritt. Auch Rajuvala und Aziles drehten sich zu ihm herum.

»Rajuvala!«, rief Gunlaug augenblicklich. Im selben Moment biss er sich auf die Zunge, das Gespräch so brüsk unterbrochen zu haben. Doch dafür war es nun zu spät. »Weiht mich in Eurem Plan ein! Ich werde Euch und Eurem Stamm helfen, soweit es in meiner Macht steht!«

Rajuvala lächelte, ein seltener Anblick. »Ich sehe, in Euch steckt doch das Feuer Eures Vaters.« Das Lächeln erstarb augenblicklich. »Seid Ihr wirklich bereit, auf diesen freien Feldern Euren letzten Atem dem Wind anzuvertrauen?«

»Ich bin bereit, vorher einigen Orks den Wanst aufzuschneiden. Ich mag in diplomatischer Mission hergekommen sein und Hartried und Cherus mögen die berühmteren Krieger sein. Unterschätzt mich aber nicht: Mein Schwert wird Blut trinken, bevor der Schwertführer seines lassen wird.«

»Dann seid Ihr herzlich eingeladen, mit uns zu töten und zu sterben. Was ist mit den anderen Merowa? Was ist mit Thormann?«

»Sie sind freie Männer.« Gunlaug drehte sich um. Die anderen

Merowa waren ihm gefolgt, befanden sich aber zu weit entfernt, um von dem Gespräch etwas mitzubekommen. »Die bei mir bleiben werden, werden tapfer kämpfen. Was ist also Euer Plan?«

Diesmal sprach Aziles. »Unser Problem ist, dass wir nicht wissen, was die Orks wollen. Einige unserer Späher haben sie getroffen und es rollten ein paar Köpfe. Es kam aber zu keinem diplomatischen Austausch. Wir können uns auf einen Kampf vorbereiten, ist es dennoch nicht klar, ob es tatsächlich zu einem kommen wird.«

»Wir bauen unsere Wagenburg an einem Ort auf, der sich leichter verteidigen lässt«, sprach Rajuvala weiter. »Dort werden wir sehen, wie weit ihre Entschlossenheit, uns auszulöschen, tatsächlich reicht. Vielleicht ziehen sie an uns vorbei, vielleicht wollen sie uns nur einschüchtern und damit erzwingen, dass wir uns nicht einmischen.«

»Und wieso diese Todesentschlossenheit?«, fragte Gunlaug. »Jeder hier macht so eine Miene, als wäre das Ende gewiss.«

»Hoffnung ist eine Illusion«, sagte Rajuvala.

Am Abend hatten sie den Hügel erreicht. Es handelte sich um einen runden Erdhügel, der schon von weitem sichtbar war. Ein Merowa-Fürst hätte auf einer solchen Erhebung eine Burg errichtet, so gut ließ er sich verteidigen. Die Wagenburg war schnell aufgebaut, die Shakya gingen dabei einstudiert und routiniert vor.

Von Panik war bei ihnen keine Spur festzustellen. Mit Fassung bereiteten sie sich auf den möglichen Kampf vor und gingen ihrem gewohnten Alltag nach. Auch das Zelt der Merowa hatten sie nach kurzer Zeit wieder aufgebaut, wobei Gunlaug und die anderen halfen. Das war das Mindeste, was sie tun konnten.

Gunlaug fühlte sich schlecht. Zwar sprach es keiner der Shakya aus, doch möglicherweise waren die Orks ihretwegen gekommen. Er besprach das mit seinen Männern im Zelt, als die Nacht nahte.

»Was wäre«, sagte er, »wenn sie Orwald ausgefragt haben und daher von meiner Anwesenheit wissen?«

»Sind die Orks dazu überhaupt imstande?«, fragte einer seiner Gefährten. »Sind sie nicht einfach über ihn hergefallen und haben ihn aufgeessen?«

»Sie sind nicht so dumm, wie du denkst«, erwiderte Gunlaug. »Ihr

alle solltet sie nicht unterschätzen. Es reicht schon, dass sie eine Verbindung zwischen den Merowa und den Saumya-Stämmen vermuten, ohne dass Orwald dazu etwas gesagt hat.«

»Und worauf willst du überhaupt hinaus?«, fragte Thormann.

Er hatte eine mögliche Flucht kein weiteres Mal angesprochen, auch wenn Gunlaugs Wut darüber verflogen war.

»Willst du dich den Orks ausliefern?«, fragte Thormann.

»Vielleicht«, antwortete Gunlaug. »Wenn ich dadurch ein Blutbad verhindern kann.«

»Das ehrt dich, Gunlaug.« Thormann schüttelte den Kopf. »Doch halte ich es für äußerst dumm. Niemand kann wissen, was die Orks mit dir machen werden. Und ob sie überhaupt an dir als eine Geisel interessiert sind.«

»Ich versuche nur verschiedene Möglichkeiten durchzugehen.« Gunlaug hielt inne und lauschte. »Findet ihr es nicht auch still im Lager? Vielleicht ist es ja die Stimmung, aber bis eben waren die Shakya noch sehr beschäftigt.«

Er trat aus dem Zelt hinaus, um nachzusehen. Das Lager war tatsächlich wie verlassen. Nur einige wenige Elfen fanden sich in der Wagenburg. Gunlaug erkannte Narzares, wie er an einem Feuer saß, und setzte sich zu ihm. Einige seiner Gefährten folgten ihm, ebenfalls verwundert, wie still es im Lager geworden ist.

Narzares bedachte Gunlaug mit einem schwer zu deutenden Blick, sagte jedoch nichts. Gunlaug fiel sofort eine Schnittwunde im Gesicht auf, die sich von einem Auge zum Ohr zog. Sie war frisch genäht.

»Was ist passiert?«, fragte Gunlaug.

Narzares fuhr sich mit dem Finger über die Wunde. »Das war Harumars Frau, Sikhala. Ich habe ihr berichtet, was vorgefallen war und so hat sie es mir vergolten.«

»Hätte sie dich töten können?«

Narzares zuckte mit den Schultern. »Wäre das geschehen, hätte sie niemand beschuldigt. Meine Brüder, mein Vater und meine Frauen wären nicht glücklich gewesen und hätten vielleicht nach Rache gesinnt.«

»Wo ist Sikhala jetzt?«

Narzares stand auf und deutete vor das Lager. In der Entfernung

sah Gunlaug ein großes Feuer. »Sein Leichnam wird gerade verbrannt. Sie ist dort. Harumar hatte nur eine Frau. Er und Sikhala liebten sich wie der Tag das Licht. Es ist an ihr zu entscheiden, ob sie das Leben ohne ihn oder den Tod mit ihm wählt.«

»Sie wird sich selbst umbringen?«

Gunlaug kannte Geschichten von Frauen und Männer, die sich nach dem Tod des Geliebten das Leben nahmen. Diese Geschichten wurden weitererzählt, weil sie besonders sind. Narzares erklärte es so, als wäre es gang und gäbe bei ihnen.

Der Steppen-Elf setzte sich wieder hin. »Wenn die erste Frau eines Saumya stirbt, hat sie mehrere Optionen: Sie wird entweder an einen anderen Mann weiter verheiratet, wahrscheinlich an einen Bruder des verstorbenen Gatten; sie zieht in die Wildnis und wählt das Leben in der Einsamkeit; sie zieht sich seine Rüstung an, nimmt seinen Bogen, sein Schwert, steigt auf sein Pferd oder in seinen Wagen und rächt sich an jenen, die ihm das angetan haben; oder sie steigt mit in den Scheiterhaufen und folgt ihm nach, wo immer er sich gerade befindet.« Narzares lächelte grimmig. »Ich habe eine Theorie, was Sikhala machen wird. Und meine Narbe ist der beste Beweis.«

»Sie wird sich rächen«, schloss Gunlaug.

»Richtig. Ihr Zorn ist größer als ihre Trauer und sie war schon immer eine kämpferische Frau. Dafür liebte Harumar sie.«

Am nächsten Morgen sah Gunlaug Harumars Gattin zum ersten Mal. Narzares' Theorie hatte sich bestätigt: Sikhala war voll gerüstet, um ihre Hüfte trug sie den Köcher mit vielen Pfeilen und das kurze Schwert und den kurzen Bogen der Saumya. Ihre Blicke allein hätten ausgereicht, zu töten. Sie hatte grüne Augen von solcher Intensität, dass sie wie Edelsteine funkelten. Ihr Kinn war hochober und ihre Miene eisern. Gunlaug konnte deutlich erkennen, dass unter ihrer stolzen Haltung Zornesfeuer loderte und sich im Kampfe zu einem alles verschlingenden Brand wandeln würde. Als ihr Blick seinen streifte, musste er wegschauen.

Kapitel 28, Gunlaug

Gunlaug hatte schon gedacht, die Saumya hätten jede Hoffnung auf ein Danach aufgegeben. Ein Großteil der Bevölkerung des Stammes griff zu den Waffen, auch viele der Frauen. Gleichzeitig zogen einige Alte — Elfen, wie wirklich alt aussahen —, andere Frauen, Mädchen und Buben zusammen mit den Herden in den Wald.

Bogenschützen bemannten die Wagenburg, während die Greifen-Wagen aus dem Himmel heraus das Heer ausspähten. Sie flogen nur in Gruppen aus, um gemeinsam besser gegen die Flugschlangen gewappnet zu sein.

Aziles verbrachte viel Zeit mit der Meditation, was Gunlaug zunächst merkwürdig vorkam. Sollte er sich nicht an den Waffen üben oder vielleicht beten? Diese Praxis des Meditierens, dieses hinsetzen und sich nur konzentrieren, war ihm völlig fremd. Aziles saß ständig vor einem Feuer, entweder in seinem eigenen Zelt oder vor dem großen Lagerfeuer in der Mitte des Lagers.

»Ich bin damit verbunden«, sagte Aziles, als er die Meditation einmal pausierte. Er wirkte schläfrig, fast wie an einem fernen Ort. »Feuer ist mein Element, Teil meiner Wesensart, meines Daseins. Ich stimme mich darauf ein, spüre seine Hitze, nehme sie in mich auf. Ich fühle mich wohl in der Nähe eines Feuers. Mehr noch als jeder andere, der sich gerade daran wärmt, um die Kälte aus seinen Gliedern zu treiben. Ich fühle mich stark in seiner Nähe, gierig und entschlossen.«

»Und so bereitest du dich auf den Kampf vor?«, fragte er, noch immer verwirrt.

»Ja, in gewisser Weise. Ich werde Feuerwandeln.«

Als er das sprach, schien es Gunlaug, als spiegelten sich die Flammen intensiver in den Augen des Steppen-Elfen.

Thormann, Gunlaug und die verbliebenen Merowa rüsteten sich. Sie halfen sich gegenseitig dabei, die Kettenhemden überzuziehen, setzten sich den Helm auf, holten die Schilde hervor, nahmen Schwert, Speer und Axt zur Hand. Die Späher waren zurückgekehrt und vermeldeten die baldige Ankunft des Ork-Heers. Seitdem hatte

Stille das Lager erfasst. Keine Lieder mehr, die Elfen sprachen kaum noch miteinander. Jeder tat das Seine. Es war gespenstig, als die Menschen aus dem Zelt traten und die Elfen die letzten Vorbereitungen trafen.

Aziles begrüßte sie fast flüsternd. »Bereit für einen Bluttag?«, fragte er. »Ihr seht gut gewappnet aus.«

»Du nicht wirklich«, sagte Gunlaug mit einem Lächeln und suchte nach seiner Bewaffnung.

Aziles trug einen Schuppenpanzer unter seinem Gewand. An seiner Hüfte baumelte das Schwert, doch der Bogen und der Köcher fehlten.

»Du kämpfst mit uns, oder?«

»Natürlich«, sagte Aziles und deutete auf einen Wagen. Er war größer als die meisten anderen Streitwagen der Saumya. Vier Pferde zogen ihn und den Feuerkessel, der darauf loderte. »Nur auf andere Weise als ihr. Darauf habe ich mich vorbereitet. Ich habe Energie und Mut gesammelt, um viele Orks mit Haut und Haaren zu verbrennen. Es wird mir eine Freude sein.«

Gunlaug verstand wieder nicht, was Aziles meinte. Bevor er fragen konnte, trat Rajuvala an seinen Sohn heran. »Deine Reise ist abgesagt, doch hier kannst du dir Ruhm verdienen. Wüte unter ihnen wie die Flammen im Hochsommer den Wald verzehren.«

Aziles nahm die Hand seines Vaters. Das war für Gunlaug das erste Mal, die beiden vertraut miteinander zu sehen. Sonst schien Rajuvala immer auf Abstand zu seinem Sohn gegangen zu sein.

»Eure Pferde und Euer Hirsch stehen bereit«, sprach Rajuvala an die Merowa gewandt, »wann immer Ihr beritten in den Kampf ziehen wollt. Oder Euch nach der Flucht ist.«

»Wir werden bis zum Ende kämpfen«, versicherte Gunlaug.

Und da hörten sie Hörner und Trommeln. Die Steppen-Elfen bemannten die Wagenburg und hielten sich mit ihren Bögen bereit. Wie, um seine Entschlossenheit auf die Probe zu stellen, war die Ork-Armee aufmarschiert.

Gunlaug und seine Gefährten nahmen ebenfalls auf dem Wall Stellung und schauten sich das Heer an. Die Orks marschierten mit ihren von Stiere gezogenen Streitwagen und mit Fußtruppen auf. Noch waren sie fern am Horizont als kleine Punkte zu sehen, doch

erkannte er die Streitwagen mit ihren breiten Zugtieren sowie die vielen Banner und Fahnen, welche im Wind flatterten. Das Trommeln und der Hörnerklang stiegen zu einem ohrenbetäubenden Lärm an. Für Gunlaug war darin keine Melodie, kein Rhythmus zu erkennen.

»Sie wollen uns Angst einjagen«, sagte Thormann.

»Sie gehen mir damit nur auf die Nerven«, antwortete Gunlaug und erntete dafür ein grimmiges Lächeln von seinen Gefährten.

Dann deutete Thormann in den Himmel. Die Orks machten tatsächlich gemeinsame Sache mit den Azhdahas, denn sie sahen einige dieser geflügelten Schlangen durch den Himmel ziehen.

Das Heer der Orks marschierte weiter auf sie zu und wuchs zu einem scheinbar endlosem Meer aus Stieren, Wagen und schweineschnauzigen Kriegeren heran. Gunlaug wandte den Kopf in eine Richtung und sah Orks, wandte den Kopf in die andere und dort waren sie ebenfalls.

»Hierbei soll es sich nur um eine Vorhut handeln, oder?«, fragte er Thormann.

»Hatten die Saumya jedenfalls gesagt.«

Er konnte sich kaum vorstellen, zu welcher Zahl die Orks tatsächlich aufmarschiert waren. War es tatsächlich ein Millionenheer gewesen, das dort vor dem Drachenwirbel darauf wartete, durch das Gebirge zu ziehen und Merow zu verwüsten?

»Wir werden diesen Tag möglicherweise nicht überleben«, sagte Gunlaug und drehte sich zu seinen Gefährten. »Lasst mich euch sagen, dass ich unsere Reise nicht bereue, egal, wie dieser Kampf ausgehen wird. Und ich hoffe, ihr bereut die Reise ebenfalls nicht.«

Sie vermeinten und Gunlaug glaubte in ihren Stimmen tatsächlich keine Reue zu spüren.

»Nun gut«, sagte er. »Dann kann es ja ans Sterben gehen.«

Während die Orks sich auf das Lager zubewegten und der Lärm nervtötende Ausmaße annahm, ritten einige der Saumya aus. Sie sollten lediglich mit den Orks plänkeln, einige Pfeile abschießen und sich anschließend zum Lager zurückziehen. Die Menschen sahen aus der Ferne zu.

Die Orks schickten ihre Bogenschützen vor, als sie die Saumya auf sie zureiten sahen. Sie schossen etwa zum selben Zeitpunkt

aufeinander, wobei die Steppen-Elfen immer in Bewegung blieben und dem Pfeilhagel auszuweichen versuchten. Jedoch war die Masse der Ork-Bogenschützen so groß, der Pfeilregen so dicht, dass selbst die beweglichen Reiter sich dem Beschuss kaum entziehen konnten.

Zumindest bremsten sie den Vormarsch der Orks für einen Moment aus. Bis deren Befehlshaber sie mit Trommeln und Trompeten zum Marsch aufriefen. Sie hatten die Masse, um die Reiter einfach zu ignorieren.

»So werden die Shakya sie nicht aufhalten können«, sagte Thormann.

»Das wäre ja auch zu leicht gewesen«, antwortete Gunlaug. »Doch hier zählt jeder tote Ork.«

Auf dem Rückzug drehten die Saumya immer wieder um und schossen Pfeile auf die marschierende Armee. Die Orks nahmen das einfach hin und wenn einer von ihnen zu Boden fiel, dann wurden die Reihen schnell wieder geschlossen.

Dann schickten sie ihre Streitwagen vor. Die Peitschen knallten, die Stiere setzten ihre massigen Körper in Bewegung. Die Steppen-Elfen waren auf ihren Pferden schneller, doch die Streitwagen der Orks schafften es, die Reiter vor sich herzutreiben. Nur wenige Pfeile vermochten es, einen der Stiere oder Streitwagenfahrer tödlich zu verletzen.

Die ganze Zeit über hatte Gunlaug nicht in den Himmel geschaut. Dort fand ein anderer Kampf statt, daran erinnerte ihn der herabstürzende Azhdaha. Sofort fiel einer der Greifen über die geflügelte Schlange her und biss und kratzte in den schlanken Körper des Monsters. Ein anderer Streitwagen, gezogen von einem Greifen, landete zwischen den Wagen der Orks und attackierte sie ebenfalls wild. Der plötzliche Angriff brachte Chaos in die orkischen Reihen und half den Reitern der Saumya dabei, sich zurückzuziehen.

Die Pforten des Lagers öffneten sich, die Reiter waren heimgekehrt. Viele von ihnen waren mit Pfeilen bespickt, doch drangen die Geschosse nicht tief genug durch die dichte Rüstung der Saumya, dass sie ernsthaft verletzt waren. Darunter befand sich auch Sikhala, die Frau des kürzlich verstorbenen Harumar. Viele Pfeile steckten zwischen den Schuppen ihres Panzers, aus manchen tropfte Blut. Sie aber ritt noch immer stolz und erhob sich zwischen ihren

Stammesbrüdern. Auf dem Schlachtfeld vor ihnen blieben nur wenige der Steppen-Elfen auf dem Boden liegen, bis die Stier-Wagen und die Fußtruppen der Orks über sie hinweg marschierten.

Die Greifen und die von ihnen gezogenen Wagen stiegen wieder in die Luft empor. Nur noch wenige geflügelte Schlangen waren übrig, doch gegen das gesamte Heer würden Rajuvala und seine Söhne auf ihren fliegenden Gefährten nur wenig ausrichten konnten.

Noch waren die Orks zu weit entfernt für ihre Bögen. Und was kam dann? Das konnte doch noch nicht alles gewesen sein. Würden sie ausreiten und den Orks von ihren Pferden aus zusetzen? Er brannte darauf, selber in den Kampf einzugreifen und sehnte sich danach, den Orks mit dem Schwert zu begegnen. Sollten sie nur kommen, leicht würden sie es ihnen nicht machen.

Gunlaug schaute ins Lager zurück. Die Elfen, die gerade noch mit den Orks geplänkelt hatten, ließen sich ihre Wunden versorgen oder zumindest die Pfeile aus dem Stoff ziehen. Aziles und die anderen ›Feuerwandeln‹ meditierten weiterhin beim Wagen mit dem Feuerkessel. Eine unnatürliche Lebendigkeit hatte das Feuer erfasst. Die Flammen zückten hervor, tanzten umher und gewannen an Intensität. Es stieg immer wieder in die Höhe, nur um anschließend schwach zu glimmen. Als Aziles die Augen öffnete und sich die Blicke der beiden trafen, glaubte Gunlaug zu sehen, dass die Augenhöhlen des Elfen kleine Sonnen waren. Aziles atmete tief ein und das Feuer im Kessel wurde schwächer. Er atmete aus und die Flammen brannten hell auf.

Das Gefecht vor ihnen verlangte wieder seine Aufmerksamkeit. Die Bogenschützen der Shakya genossen einen Vorteil von ihrer erhobenen Position aus. Sie konnten zuerst schießen, als die Orks in Reichweite kamen, und ließen die Pfeile sausen.

Die Orks schickten ihre eigenen Bogenschützen vor, welche sogleich von einem Pfeilhagel begrüßt wurden. Jedoch waren die Shakya zu wenige, um sie alle abwehren zu können. Eine Formation baute sich um das Lager herum auf und schlug zurück.

Die Menschen gingen hinter der Wagenburg in Deckung. Die Pfeile schlugen in den Wagen und den Boden hinter ihnen ein. Kaum war eine Salve abgefeuert, hörten sie bereits die nächste durch die Luft zischen.

Der Pfeilschauer dauerte eine ganze Weile an, in der den Menschen nichts weiter übrig blieb, als ihn auszusitzen. Sollten sie nur auf Schwertlänge herankommen, dachte sich Gunlaug.

Als es aufzuhören schien, hörten sie einen Ork etwas rufen. Die Menschen hoben die Köpfe und sahen einen großen Ork auf einem ebenfalls beachtlichen Streitwagen vor dem Lager. Er hob einen Speer, an dessen Ende ein Elfen-Kopf angebracht war, und stieß ihn wie eine Standarte in den Boden. Der Ork war am ganzen Leib in einen Schuppenpanzer gehüllt und hielt einen breiten Speer in der Hand.

»Heute«, begann der Ork zu rufen, »speisen wir Elf!«

Kapitel 29, Simund

Auf dem Weg zum Fürsten von Bärenschlucht kamen ihnen die ersten verbündeten Merowa entgegen: Der Fürst von Geistwimmer und die Fürstin von Trollhammer erfuhren beide von Rodried, welcher auf seiner Heimreise an den Höfen der beiden Fürsten hielt, von ihrem Vorhaben. Richtigerweise ging er davon aus, sie würden sich sogleich dem Feldzug anschließen. Sie waren für ihre ablehnende Haltung zu Hartried bekannt, so wie viele andere Fürsten im Süden von Merow. Es herrschte ein Gefälle bei der Zustimmung des Königs unter den Fürsten und freien Merowa: Im Norden waren sie ihm am ergebensten und im Süden schwankten sie zwischen verhaltener Ablehnung und Aufstand.

Simund begegnete ihnen während eines Spähritts und wünschte sich im Nachhinein, es wäre unter anderen Umständen geschehen. Denn er war der jüngste Sohn des Cherus, Thronanwärter und einer der Gründe für diesen Krieg. Und er trat ihnen als simpler Späher, auf einem leichten Pferd und nicht in voller Rüstungsmontur entgegen.

Für beide Seiten galt es zunächst zu klären: Freund oder Feind? Es waren die Reiter des Fürsten von Geistwimmer, welche die Rüstungen und Kleidungen der Mykerios erkannten.

»Ihr seid von der Seestadt-Liga?«, rief einer der Späher durch den Wald, als sich beide Gruppen aus der Entfernung musterten. »Wir sind gekommen, um uns euch anzuschließen. Nieder mit Hartried!«

Simunds Späher warnten ihn: Vielleicht war es eine Falle. Doch er schüttelte nur mit dem Kopf und ritt zu ihnen. Sie stiegen bereits von ihren Pferden ab und signalisierten damit, friedlich zu sein. Simund wurde freundlich empfangen. Sie erkannten ihn sofort als einen Merowa, jedoch verschwie er, wer er tatsächlich war.

Gleich darauf schlossen die Mykerios zu ihnen auf. Man tauschte Händeschütteln aus und gab sich siegessicher und erpicht auf die kommenden Kämpfe.

»Wo befinden sich eure Herren?«, fragte Barysus. »Wir wollen sie treffen.«

Sie schickten ein paar ihrer Späher zurück, welche dem Heer das

Treffen melden sollten, auf dass sich beide Armeen vereinigten. Simund, Barysus und ein paar andere Späher folgten den merowschen Reitern, wo die beiden Fürsten bereits ihr Zeltlager aufgebaut hatten. Dort fanden sie gleich den Fürsten von Geistwimmer vor, wie er mit ein paar seiner Männer einen erjagten Eber am Spieß briet.

Der Fürst von Geistwimmer war ein Bär von einem Mann. Als sie sich vorstellten, erhob er sich und wuchs zur vollen Größe an, doch machte er schon zuvor einen massigen Eindruck. Er trug nur ein einfaches Hemd, wodurch seine haarigen, baumstamm-dicken Arme zu sehen waren, deren Enden grobe Pranken bildeten. Sein Körper war wie ein Fass und in seinem Gesicht wuchs ein wilder dunkelbrauner Bart. Diese Erscheinung stand in Kontrast zu den kleinen, freundlichen Augen, die sogleich hell aufleuchteten, als sie sich vorstellten.

»Barysus ...«

»Barysus«, antwortete der Pythagorer geduldig.

»Barysus! Ja haha!«

»Eine Freude, Eure Bekanntschaft zu machen, Fürst von Geistwimmer.«

Der Fürst lachte nochmals auf und klopfte Barysus auf die Schultern, sodass der kurzzeitig das Gleichgewicht verlor.

»Nennt mich Forkmann, geht schneller.«

Der Fürst trat vor Simund und erkannte ihn sofort: »Kein Mykerios. Ich sehe Merowas Wurzeln in Euren Zügen.«

Simund nahm seinen Helm ab. »Forkmann, Fürst von Geistwimmer. Ich bin Simund ...«

Forkmann nickte. »Sohn des Cherus. Und ein Späher?«

»Ich kenne dieses Land besser als die Mykerios.«

Sie gaben sich die Hand und auch Simund bekam eine geklopft. Seine Kraft reichte nicht an die von Hedda heran, doch für einen Normalsterblichen war sie beachtlich.

»Setzt Euch. Wir essen gleich.«

Das Wildschwein am Spieß hatte bereits eine knusprige Bräune angenommen. Simund sog den Duft ein und bekam augenblicklich Hunger.

Forkmann deutete auf einen seiner Männer. »Schickt nach der grauen Trauerwolke. Sie soll aus ihrem Zelt kommen. Wir haben

wichtigen Besuch.«

»Trauerwolke?«, fragte Simund und setzte sich ins Gras.

Forkmann lächelte breit. »Ich gebe der Fürstin gerne Spitznamen. Ich darf das, weil sie mich eigentlich mag, auch wenn sie nie lächelt oder jemals ein freundliches Wort spricht. Ihr werdet es schon sehen. Also, Ihr seid der Grund für diesen ganzen Aufruhr?«

Die Bemerkung war an Simund gerichtet. »Mehr oder weniger. Die Gründe für den Krieg sind komplexer als das. Jedenfalls hoffe ich das. Meinetwegen allein braucht keiner zu sterben.«

»Ha! Ich wette, Cherus hätte dasselbe gesagt. Ich habe mit ihm gesprochen, müsst ihr wissen. Damals war ich nicht älter als Ihr. Vielleicht habe ich Euch deshalb erkannt. Keinen Merowa, sondern die Züge von Cherus habe ich gesehen. Aber etwas müsst Ihr noch wachsen.«

Simund blickte sich um. Die meisten Merowa gingen mittlerweile ihren eigenen Tätigkeiten nach. Ein paar von Forkmanns Gefährten waren bei ihnen, doch wahrscheinlich konnten sie ein Geheimnis für sich behalten.

Simund holte die Keule von Cherus unter seinem Mantel hervor. »Erkennt Ihr das?«

Forkmann brauchte ein Moment, doch dann weiteten sich seine Augen und sie bekamen einen neuen Glanz. »Wo habt Ihr das her? Hat er es Euch persönlich überreicht?«

»Nicht ganz. Es ist eine zu wilde und zu lange Geschichte, um sie jetzt zu erzählen. Und bitte behaltet es für Euch. Wir wollen es bis zum Zusammenstoß mit vor Hartried geheim halten.«

Dann war da noch das Geheimnis um Hartrieds Zwergenring: Der König war nur durch Holz verwundbar, solange er den Ring trug, den die Brüder Tiuz und Derthul geschmiedet hatten. Das war nicht der richtige Zeitpunkt und der richtige Ort, dieses Geheimnis zu lüften.

»Keine Sorge, wir werden darüber schweigen. Männer! Schwört auf Cherus und das Heilige Feuer!«

»Wir schwören!«

Und damit war es besiegelt.

»Ihr verschwendet Eure Schwüre viel zu leichtsinnig.«

Sie drehten die Köpfe zu der Frauenstimme um. Das musste die Fürstin von Trollhammer gewesen sein: eine alte Frau, die im

Gegensatz zu dem wuchtigen Namen ihres Fürstentums klein und schwächlich war. Ihr Gesicht schien wie versteinert, die Mundwinkel eingefroren in einer unveränderlichen Miene, die allgemeine Ablehnung verriet. Das weiße, lange Haar gab ihr etwas Würdevolles und auch ihr Blick strahlte Autorität aus. Sie trug ein langes, weißgraues Fell. Simund vermutete Hermelin.

»Schwüre sind heilig«, sagte Forkmann. »Wer sie nicht einhält, den erschlägt der Blitz.«

»Ich habe schon mehr gebrochene Schwüre in meinem langen Leben gesehen als Blitze am Himmel«, hielt die Fürsten von Trollhammer gegen.

Dann musterte sie die Besucher. Simund und Barysus erhoben sich, doch keiner wagte es, die alte Fürstin anzusprechen.

»Das ist Thula«, sagte Forkmann stattdessen. »Die Fürstin von Trollhammer. Und sicherlich fragt Ihr Euch: Was macht eine solche Greisin, die bei dem leisesten Windhauch entzweibrechen wird, auf einem Feldzug? Ihre morschen Knochen werden zwar kaum ein Schwert heben können, doch unterschätzt ihren Verstand nicht. Sie ist ein garstiges Biest, was die Planung von Feldzügen, Überfällen, Hinterhalten und anderen Manövern anbelangt. Sie hat schon mehr blutverschmierte Gesichter in ihrem Leben gesehen als jeder andere Mann hier. Also liebe Thula, willst du dich nicht setzen und mit uns dieses Wildschwein verspeisen?«

Thulas Augen verengten sich zu einem Schlitz. »Ich speise in meinem Zelt, danke.«

Forkmann seufzte. »Dann begrüße wenigstens Simund.«

»Simund? Sohn des Cherus?«

»Äh ... Ja, Fürstin.«

»Ich will Euch in meinem Zelt sehen, wenn Ihr mit dem Essen fertig seid. Wir müssen einen Krieg planen.«

»Natürlich.«

Sie drehte sich um und war mit geschwinderen Schritten verschwunden, als man der Greisin zutrauen würde. Simund stand noch eine Weile wie erstarrt da, bis Forkmann auflachte und ihn einlud, sich wieder zu setzen.

»Lasst Euch nicht einschüchtern, sie wird Euch schon nicht auffressen. Setzt Euch, wir essen nun.«

Sie folgten seiner Aufforderung.

»Das Heer wird sowieso bald auftauchen«, sagte Barysus. »Dann können unser Heerführer und die Fürstin sich beratschlagen.«

Forkmann nahm ein Messer zur Hand und schnitt Streifen vom Eber. Simund hatte schon fast den köstlichen Geruch des gebratenen Fleisches vergessen.

»Das wird lustig«, sagte Forkmann und reichte ihnen die Scheiben rüber. »Die Fürstin nimmt gerne die Zügel in die Hand, wenn Ihr versteht, was ich meine. Ist Euer Heerführer ebenfalls ein Dickkopf? Denn dann wird es richtig ungemütlich.«

»Daedlus schien mir immer sehr vernünftig«, sagte Simund und kaute auf dem Fleisch herum. Es war heiß, er verbrannte sich beinahe die Zunge. »Wenn die Fürstin gute Ratschläge erteilt, wird er gerne auf sie hören. Das war bei Rodried nicht anders. Rodried war doch an Eurem Hof, oder?«

»Der Sohn des Fürsten von Spatzensturz? Ja, sicher! Guter Junge, er wird seinen Vater in der Nachwelt stolz machen. Hat sein Pferd fast zu Tode geritten. Wir gaben ihm ein Neues. Ich habe ihn eingeladen, ein paar Tage am Hof zu verweilen, doch er wollte nicht mal eine Nacht bleiben. Nur nachdem ich ihn darauf hingewiesen hatte, dass es unhöflich wäre, die Gastfreundschaft eines Fürsten gänzlich auszuschlagen, reiste er erst am nächsten Tag ab.«

Forkmann schüttelte mit dem Kopf und nahm einen großen Bissen. Kauend sprach er weiter: »Er sollte wenigstens eine ordentliche Mahlzeit zu sich nehmen und in einem Bett schlafen. Jeder braucht mal Rast, selbst wenn es dringend ist. Doch für eines hatte er Zeit: sein Ring. Ah, diese Zwerge schmiedeten schon verrückte Ringe!«

»Dabei hatten wir gehofft, er würde nicht zu sehr mit dem Ring angeben.« Simund zuckte mit den Schultern. »Er behandelt ihn wie ein Spielzeug.«

»Ich glaube, wir haben alle Tiere aus dem Wald verschreckt.«

»Was habt Ihr getan?«

»Rodried hat mir den Ring gegeben, ich nahm mein ...« Forkmann griff hinter sich und holte ein Horn hervor. »Das hier. Dann blies ich.«

Forkmann hielt das Horn an den Mund, blähte die Backen auf,

doch anstatt hineinzublasen, machte er nur ein trötendes Geräusch und lachte lauthals über seinen Scherz.

Kapitel 30, Simund

Forkmann hatte recht gehabt: Das Aufeinandertreffen von Thula, der Fürstin von Trollhammer, und Daedlus, dem Ersten von Akleion und Anführer der Seestadt-Liga, war ein Schauspiel gewesen. Die Unhöflichkeiten gingen von beiden Parteien aus.

Das Heer der Seestädte traf ein, bevor Simund zu Ende gegessen hatte. Womit er sich bewusst Zeit gelassen hatte, damit er nicht allein mit dieser eisigen Thula sprechen musste. Stattdessen betrat er zusammen mit Melinde, Piasus, Hedda, Forkmann, Daedlus und einigen anderen Heerführern der Seestadt-Liga das Zelt der Fürstin.

Die Standarte ihres Zeltes war ein rechteckiger Hammerkopf aus Stein und befand sich links neben dem Eingang. Das Innere war dürftig eingerichtet, wenige Kissen, wenige Stühle, Pelze oder Zier. Die Ungemütlichkeit passte zu Thulas Erscheinung.

»Ihr seid der Heerführer der Mykerios?«, fragte Thula mit unbewegter Miene. Der Ton verriet, wie wenig sie von Daedlus hielt, ohne ihm jemals begegnet zu sein. »Ihr seht nicht aus, als ob Ihr jemals ein Schlachtfeld aus der Nähe gesehen habt.«

Die Fürstin saß aufrecht auf ihrem Stuhl, während alle anderen standen. Sie hatte keine Anstalten gemacht, jemanden einen Platz auch nur anzubieten. Abgesehen von einer: Melinde. Sie hatte das Mädchen gleich an der Hand genommen und sie auf einen Stuhl neben ihr gesetzt.

Die Fürstin neigte den Kopf zu Melinde, während sie noch immer Daedlus im Auge behielt. »Gut, dass du und dein Bruder aus seinem Haus raus seid. Sonst verweichlicht ihr noch.«

Melinde nahm das höflich und still hin.

Simund musste Daedlus wirklich zugutehalten, wie sehr er sich beherrschte. Einige der anderen Heerführer der Mykerios blickten abschätziger auf das alte Weib.

»Das ist nicht mein erster Krieg«, begann Daedlus. »Als ich noch jünger war, stand ich Seite an Seite, Schild an Schild mit meinen Heimatbrüdern. Ich weiß, wie es ist, auf dem Feld Blut zu vergießen und selber zu bluten. Und ich habe Bündnisse geschmiedet, da ich weiß, dass man zusammen stärker ist. Wir sind hier, um gemeinsam

gegen Hartried anzutreten und Simund die Krone zu verschaffen. Seht Ihr das nicht auch so, Fürstin von Trollhammer?»

»Natürlich werden wir kämpfen«, erwiderte die Fürstin. »Nur wie? Unter welcher Führungsriege? Ich frage: Wer von uns wird den Ton angeben? Ihr? Oder ich?«

»Wieso muss es das eine oder andere sein?«, fragte Forkmann. »Wir können einen Rat bilden und die Dinge gemeinsam entscheiden.«

»Wirklich gleichwertig können wir in dieser Angelegenheit nicht sein«, sagte Thula. »Die Mykerios werden auf ihre mykerinische Weise die Sache angehen, wir Merowa auf unsere gewohnt merowsche Art. Damit werden wir zwei Heere sein, die nebeneinander marschieren und kämpfen, nicht miteinander. Und auch wenn unsere Zahl groß ist, bleibt unsere Stärke doch geteilt. Versteht ihr alle, was ich meine?«

Daedlus grübelte, von einigen der anderen Heerführern kam missgünstiges Gemurmel. Für Simund hatte sie gar nicht so unrecht, nur fragte ihn keiner nach seiner Meinung. Er war kein Heerführer, er fühlte sich in diesem Zelt fehl am Platze.

Daedlus rieb sich die Stirn. »Ihr sprecht wahre Worte, ich gebe Euch recht. Unser Heer besteht aus zwei Teilen: dem Seestadt-Teil und dem merowschen Teil. Wir sind unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Stärken, Kampfweisen, Gemütern und Taktiken. Glaubt mir, ich habe das schon bedacht. Wir müssen lernen, miteinander umzugehen und unsere Kräfte zu vereinen. Aber es geht nicht nur darum. Fürstin, Ihr habt auch danach gefragt, wer dieses Heer führen soll.«

Die knochige Hand schlug auf den Tisch. Melinde zuckte zusammen. »Sehr richtig! Ein Heer braucht seinen Heerführer, eine Autorität, der sich alle unterordnen.« Sie nahm die Knochenhand vom Tisch und verschränkte die Arme. »Jemand, der sich in diesem Land auskennt und der unseren Feind einschätzen kann.«

»Ihr schlagt doch nicht Euch vor, oder?« Daedlus lächelte. »Fürstin, ich will nicht respektlos erscheinen, doch Ihr habt wie viele Männer?«

»1200«, verkündete die Fürstin.

Daedlus stemmte die Arme auf den Tisch und beugte sich zu ihr

herunter. »Akleion zählt 5000 Männer. Das Zehnfache, Fürstin von Trollhammer. Und das sind nur die Männer aus meiner Stadt. Dazu kommen noch all die Soldaten aus den anderen Städten vom Goldsee. Wie sollen wir diesen Tausenden stolzen Männern erklären, dass eine Fürstin der Merowa, von denen sie noch nie etwas gehört haben, sie anführen soll? Das Ergebnis wäre eine Revolte!«

»Dann haltet Eure Männer besser unter Kontrolle«, antwortete Thula trocken.

»Wir beruhigen uns jetzt wieder etwas«, sagte Forkmann. »Daedlus, wir können nicht von Euch verlangen, Eure Männer dem Befehl eines anderen zu unterstellen. Gleichzeitig seid Ihr auf unsere Führung in diesem Land angewiesen.«

»Dessen waren wir uns schon immer bewusst gewesen. Ohne Eure Unterstützung und Eure Kenntnis geht es nicht. Doch kann ich mich als Anführer der Seestadt-Liga nicht fremden Fürsten unterwerfen.«

»Dann tappt eben blind durch diese Wälder«, sagte die Fürstin.

Nun trat Hedda vor. »Wieso seid Ihr überhaupt hier? Wieso habt Ihr Euch diesem Bündnis angeschlossen, wenn Ihr Euch nur querstellt?«

»Und wer seid Ihr?«

»Hedda, eine Tochter des Cherus.«

»Ah, wir haben also drei davon. Ich habe aber nicht nach Eurer Meinung gefragt.«

»Ich habe auch gar nicht meine Meinung ...«

»Und du?« Thula wandte sich mit einem — man sollte es kaum glauben — freundlichen Gesicht an Melinde. »Was denkt unsere Seherin? Vielleicht kann uns etwas göttlicher Beistand helfen.«

Melinde war für einen Moment sprachlos. Sie tat ihm leid, nun war sie der Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Hedda verschränkte währenddessen beleidigt die Arme. Es war ihr anzusehen, wie sie mit sich selbst rang, um nicht einen Streit anzufangen.

»Ihr fragt nach einer Vision?«, begann Melinde. »Die Götter sprechen gerade nicht zu mir, da muss ich Euch enttäuschen. Aber wieso bilden wir nicht einfach einen Rat, wo jeder eine gleichwertige Stimme hat?«

Thula schüttelte den Kopf, sie wirkte aber nicht enttäuscht.

»Diese unschuldige Jugend. Und was sagt überhaupt unser Grund dafür, wieso wir überhaupt hier stehen?«

Alle Blicke richteten sich auf Simund. Der zuckte mit den Schultern. »Eigentlich stimme ich meiner Schwester zu. Ein Rat scheint mir die beste Lösung zu sein. Im Moment sind mehr Herrscher der Seestädte anwesend, wodurch sich das Gewicht zugunsten der Liga verschieben würde. Sollten wir noch weitere Fürsten auf unserem Weg durch Merowa für uns gewinnen, sollte es sich bald ausgleichen.«

Thula schaute Simund lange prüfend an. Alle warteten darauf, welche Antwort sie geben würde. Schließlich fragte sie: »Warum plädiert Ihr nicht dafür, selbst das Heer anzuführen? Ihr sollt, wenn wir Hartried besiegt haben, König der Merowa werden. Ihr seid kein Fürst, keiner der Männer da draußen ist Euch hörig. Ihr könntet beide Seiten vereinigen.«

Simund setzte zur Antwort an, die Mund öffnete sich, doch Worte kamen nicht heraus. Tatsächlich hatte dieser Vorschlag etwas für sich. Doch er fühlte sich unbehaglich bei dem Gedanken, an der Spitze einer ganzen Armee zu stehen. Lieber überließ er das Führen denjenigen, die davon etwas verstanden.

»Wenn Ihr es mir erlaubt, dann wäre ich gerne ein Mitglied in Eurem Kriegsrat. Als neutrale Stimme. Und Melinde sollte ebenfalls im Rat für die Götter sprechen. Doch die volle Verantwortung, die kann ich nicht übernehmen.«

»Wie schade«, sagte Thula. »Lieber ziehe ich für einen König in den Krieg, der mit ganzer Kraft nach der Macht greift. Der sich durchsetzen will und bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Der bereit ist, für seine Krone zu kämpfen.«

»Und deswegen ziehen wir in den Krieg«, sagte Melinde.

Alle schauten sie verwundert an.

»Hartried will mit allen Mitteln an der Macht bleiben. Er ist bereit, sie mit Gewalt zu verteidigen und dafür seine Hände in Blut zu tauchen. Ein solcher König kann nie ein wirklich gerechter Herrscher sein. Jemand wie Simund, der sich dagegen sträubt, der nicht an der Macht interessiert ist, der wird milde und gerecht handeln. Ich weiß, nicht allen hier bedeutet er etwas, vor allem nicht den Herren von den Seestädten. Doch Cherus war ein solcher Herrscher. Er hatte

seine Macht abgegeben, er reichte seine Krone den Menschen, anstatt mit aller Gewalt an ihr zu klammern. Ihr solltet Simunds Antwort wertschätzen.«

»Oh Mädchen«, sagte Thula. »Möge dein Bruder so viel Stärke in sich entdecken, wie du an Weisheit in dir trägst.«

»Also sind wir einverstanden?«, fragte Daedlus. »Wir bilden einen Rat. Jeder Heerführer hat dasselbe Stimmgewicht. Das garantiere ich. Und Simund und Melinde bilden die neutralen Parteien.«

»Dann steht uns nichts mehr im Weg!«, rief Forkmann aus. »Gemeinsam kriegen wir diesen Hartried!«

»Schwört«, sagte Simund, einer plötzlichen Eingebung folgend. Er nahm die Keule des Cherus hervor und legte sie auf den Tisch. »Schwört es bei diesem Zeichen des Cherus. Auch jene, die nicht zu ihm beten. Schwört auf unser Bündnis und darauf, das Wort der anderen zu achten. Damit wir unser gemeinsames Ziel erreichen.«

Am nächsten Tag hatten sich beide Heere miteinander vereinigt. Eigentlich marschierten sie nebeneinander her. Obwohl die Heerführer am Ende in Übereinstimmung auseinander gegangen waren, wussten sie doch nicht, wie sie das Heer zu einer Einheit schmieden sollten. Es blieb dabei. Die Mykerios bildeten den Großteil der Armee und marschierten in der Mitte. Auf einer Flanke befanden sich die Männer von Thula, auf der anderen die von Forkmann.

Und vorneweg ritten wieder Simund, Barysus und die anderen Späher durch den Wald.

»Du hättest die Chance ergreifen sollen«, wandte sich Barysus an ihn, während sie durch den Wald ritten. »Schwer zu sagen, ob diese Armee dir tatsächlich gefolgt wäre. Doch nun gebietet ein Rat über sie und nicht der zukünftige König von Merowa.«

»Wärest du mir gefolgt, Barysus?«, fragte Simund und schaute den Pythagorer unverwandt an. »Wärest du für mich gestorben?«

»Ich sterbe für meine Stadt, für meine Familie und meinen Ruhm«, antwortete Barysus. »Doch wofür kämpfe ich jetzt? Ein Zweckbündnis, mehr ist das nicht.«

Simund wandte sich ab, die Augen auf das tiefe Grün des Waldes gerichtet. »Ich hätte das nicht fragen dürfen. Ich kann nicht von dir verlangen, für einen fremden König zu sterben. Vor allem nicht,

wenn der noch nicht einmal König ist.«

»Kopf hoch. Es wird Gelegenheiten geben, dich zu beweisen. Deinen Mut hast du in Tyon bereits unter Beweis gestellt.«

Irgendetwas widerstrebte Simund an dem, was Barysus gesagt hatte. Das Lob gehörte ihm nicht. Und die Worte lenkten nicht von der ungeheuren Last der Verantwortung ab, mit seinem bloßen Dasein diesen Krieg vom Zaun gebrochen zu haben. Und sie wog schwer, erdrückend schwer.

Kapitel 31, Gunlaug

Nachdem der Anführer seine Absicht, die Elfen zu verspeisen, verkündet hatte, hoben die Orks zu einem mächtigen Gebrüll an. Die ganze Ebene vor ihnen war gefüllt mit ihren dickwanstigen Leibern, mit ihren Wagen und Stieren, welche sich zum tosenden Hörner- und Trommelklang in Bewegung setzten.

»Gunlaug!«, rief Aziles und lächelte ihn an.

Der Elf stand auf dem Wagen neben dem großen Feuertopf. Das Feuer darin zuckte mit jedem seiner Worte.

»Vielleicht werden wir heute sterben. Wir können mit aller Kraft kämpfen und uns dagegen wehren. Wenn das Schicksal aber unseren Tod will, dann können wir nur darüber entscheiden, wie wir ihm entgegentreten. Ich tue das, indem ich mit diesem heiligen Feuer hinausfahre und eine brennende Schneise durch ihre Reihen ziehen werde. Und ihr Menschen, wie gedenkt ihr heute zu sterben? In der Wagenburg kauern oder mit Speer und Schwert in der Hand dort draußen?«

»Der Elf macht sich über uns lustig«, sagte Thormann und lachte. »Die fahren direkt in des Todes Schlund und wir sollen hier auf das Ende warten? Das ist eine Herausforderung.«

Gunlaug sah Aziles direkt in die Augen. Obwohl er vom Kessel abgewandt stand, loderte in ihnen dieselbe Flamme. Im Lächeln des Elfen war keine Angst zu sehen. Er hatte sich seinem Schicksal gefügt. Und während Gunlaug ihm so gegenüberstand, war es, als sprang das Feuer auf ihn über.

»Wir reiten mit ihnen«, sagte er abwesend. Dann, als er seine eigenen Worte realisierte: »Wir reiten mit ihnen! Wenn wir schon draufgehen, dann auf einem Pferd oder Hirsch, die Leiber von Orks unter ihnen zertrampelt.«

In den Gesichtern seiner Gefährten las er grimmige Zustimmung. Somit war es beschlossen. In diesem fernen Land, unter fremden Gestalten, sollte sie ihre Waffen strecken und in die feindlichen Reihen stoßen.

Die Pferde der Merowa und sein eigener Schlachthirsch befanden sich im Inneren des Lagers, an Pfähle gebunden, doch für den Kampf

gesattelt und gezäumt. Währenddessen lieferten sich die Bogenschützen auf beiden Seiten ein erbittertes Gefecht. Die Orks waren in der Überzahl und verdeckten mit ihren Pfeilen den Himmel. Ihre Geschosse stießen mit der Spitze in den Boden, als die Menschen sich zu ihren Reittieren aufmachten. Die Shakya hingegen fanden hinter ihren Wagen Schutz, erhoben sich zwischen den Salven und setzten ihnen mit ihren eigenen Pfeilen zu.

Gunlaug und seine Gefährten erreichten die Mitte des Lagers, als Hörner und Trommeln vor dem Hügel einen schrecklichen Lärm verbreiteten.

»Sie werden den Hügel erstürmen«, mutmaßte Gunlaug. »Es ist ein Angriffssignal.«

Er drehte sich um und es schien, als hätte der Pfeilhagel von Seiten der Orks aufgehört. So grausam waren sie doch nicht, dass sie ihre Kämpfer dem Eigenbeschuss aussetzten.

»Jetzt ist ein guter Zeitpunkt, zuzuschlagen«, schloss Thormann. Er band sein Pferd los und kletterte auf den Pferderücken. »Reiten wir sie nieder, während diese Schweineschnauzen den Hügel hoch kraxeln.«

»Klingt nach einem Plan«, sagte Gunlaug. Er löste das Band vom Pflock und schaute in die dunklen Augen des Hirsches. Erst letztes Jahr wurde sein voriges Reittier im Kampf gegen diese Orks beinahe tödlich verletzt. Der Hirsch mochte gleichgültig den Blick erwidern, doch Gunlaug grämte sich, ein weiteres dieser stolzen, mächtigen Tiere gegen sie in den Kampf zu reiten. Vermutlich würden die Orks den Hirsch am Ende auffressen. Das Schicksal würden sie sich möglicherweise teilen.

Lieber verschlängen mich Aziles' Flammen, dachte er sich.

Gunlaug tätschelte die Nüstern des Hirsches, trat in den Steigbügel und landete im Sattel. Vom Rücken des Tieres aus konnte er bis zum Horizont blicken: Hinter den Orks verband sich das Blau des Himmels mit dem Grün der Grasebene und in weiter Ferne erstreckten sich die Berge des Drachenwirbels. Dahinter lagen die Wälder und Wiesen von Merow, seiner Wahlheimat, und noch ferner die Küsten, an denen er aufgewachsen war, und die Meere, die seine Schwester mit ihrem Schiff durchkreuzte. Von allem verabschiedete er sich. Von Hedda, Hartried, Hedwinna, dem kleinen

Gartmund und vielen anderen, die ihm lieb und teuer waren.

»Cherus«, sagte er an seine Gefährten gewandt, »das heilige Feuer, all die anderen Götter, der Wald, die See, betet, zu wem es euch beliebt. Doch nehmt euch einen Moment zum Beten.«

Die Augen schlossen sich oder blickten zum Himmel empor. Die Lippen blieben geschlossen oder sprachen leise Gebete. Gunlaug fasste sich an die Brust, er fühlte sein Herz heftig schlagen. Er dachte an die Zeit zurück, als er auf der Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen, an Hartrieds Seite, gegen die untoten Horden geritten war. Er dachte an Cherus zurück, dem Leitstern in dieser Schlacht. Selbst in der ausweglosesten Lage wären sie ihm bis in die tiefsten Abgründe gefolgt. Doch heute war kein Cherus da, der entschlossen voran ritt und mit seinem Speerwurf den Untergang des Feindes besiegelte. Heute war nur er es, Gunlaug, einer seiner Söhne, der sich an diesem Tag gar nicht so göttlich fühlte. Nur ein Mensch, konfrontiert mit seiner eigenen Sterblichkeit.

Ein Streitwagen, gezogen von einem Greifen, fuhr durch den Himmel. Der Greif verringerte kreisend seine Höhe und setzte zur Landung an. Gunlaug vermutete schon, er würde von einer dieser fliegenden Schlangen verfolgt, doch von diesen Monstren jegliche Spur.

Der Greif landete mitsamt Wagen weiter vorne im Lager, nahe dem Verteidigungsring und neben einem anderen Greifen-Wagen. Die Wagenlenker winkten die Elfen zu sich.

»Da ist etwas geschehen«, vermutete Gunlaug. »Wir sollten uns das anhören.«

Sie ritten zu dem Streitwagen. Der Greif zeigte keine Spuren eines Kampfes, auch die beiden Wagenfahrer waren unverletzt. Es schien, als hätten sich alle Elfen, die nicht gerade im Bogenkampf mit dem Feinde verzahnt waren, um die eben Angekommenen versammelt. Zuversicht machte sich zwischen ihnen breit und weckte auch in Gunlaug eine unbestimmte Hoffnung.

» ... Und sie sollten in Kürze zu uns stoßen!«, hörte er den Wagenlenker sprechen.

»Das ist mehr als genug Zeit«, sagte Rajuvala, der auf dem anderen Wagen, nur wenige Manneslängen entfernt, die Zügel in der Hand hielt. Er hatte sich die Stirn verbunden, seine linke Schläfe und

Wange zeigte Spuren von Blut. »Ob es uns retten wird? Zumindest bedeutet es mehr tote Orks.«

»Wovon spricht Ihr?«, verlangte Gunlaug zu wissen, als er und seine Gefährten heran geritten waren.

Der Wagenlenker, einer von Aziles' Brüdern und Rajuvalas Sohn, lächelte ihn an: »Der Rakhya-Stamm. Sie sind nahe. Wir sahen sie am Horizont und flogen so schnell wie möglich zu ihnen, um ihre Unterstützung im Kampf zu ersuchen. Jeder Mann und jede Frau, die reiten und kämpfen können, sind auf dem Weg hierher, so schnell es geht. Da!«

Er deutete in den Himmel. Weitere Greifen-Streitwagen zogen über das wolkenlose Blau dahin. »Die Reiter folgen ihnen und werden den Orks in die Flanke fallen. Das ist unsere Gelegenheit!«

»Wir sind noch immer viel zu wenige«, sagte Rajuvala. Dann schlug er seine Faust in die flache Hand. »Aber das Schicksal hat es so eingerichtet. Der Wind, er fühlt sich wie Zorn an. Alle, die noch ein Pferd reiten, deren Arme noch den Bogen spannen und mit den Klingen zuschlagen können, reiten aus! In den Schlund des Todes!«

Was folgte, war Stille. Wo die Merowa durch laute Rufe ihren Kampfeswillen verkündet hätten, begaben sich die Saumya stumm zu ihren Pferden. Doch nicht, weil sie sich fürchteten oder weil sie verzagten. Angst oder Defätismus war ihnen fremd. Nur einer der Elfen sang ein paar Verse, woraufhin einige Elfen einstimmten:

Winde wehen über des Helden bleichen Leib
Die Seele zieht dahin auf der Winde Schwingen
Auf zu neuen, seligen Ufern
Zu heiligen, windreichen Wiesen
In der Ewigkeit Schoß
In der Ewigkeit Grund

Aziles trat an Gunlaug heran. In ihm glitzerte noch immer das Feuer, vielleicht stärker als zuvor. »Wirst du mir die Wälder Merows doch noch zeigen?«

»Und das Westmeer dahinter, wenn du es wünschst.«

Sie gaben sich die Hand und Aziles begab sich zu dem Wagen mit dem Feueraltar.

Die Schar aus Reitern und Streitwagen sammelte sich vor dem Ausgang. Ein besonders großes Fuhrwerk bildete das Tor. Auf Befehl von Rajuvala setzte es sich, von Pferden gezogen, in Bewegung und gab damit den Weg frei. Vor der Wagenburg stürmten die Orks den Hügel hinauf. Jedenfalls versuchten sie es: Unzählige von Pfeilen aufgespießte Leiber lagen im Dreck und Gras auf dem Hang oder am Saum der Anhöhe. Doch so groß der Blutzoll gewesen sein musste, so unerschöpflich wirkte doch das Ork-Heer zu Füßen der Befestigung.

Als erste stiegen die Greifen in die Lüfte. Rajuvala und seine Söhne flogen zunächst in die umgekehrte Richtung, dann zogen sie ihre Kreise und hielten auf das Heer der Orks zu. Aziles' Feuergefährte fuhr anschließend aus dem Lager hinaus. Das Feuer im Altar flackerte wie eine lohe Fahne im Wind, während sich die Elfen darauf wegen der holprigen Fahrt den Hügel hinunter am Gespann festhielten.

»Ihnen nach!«, rief Gunlaug und seine Gefährten aus Merow stimmten mit ihren Rufen zu. Er spornte seinen Schlachthirsch an, dem Feuerwagen hinterher. Pfeile sausten an seinem Kopf vorbei in die Reihen der Orks. Hinter ihm ließen die Hufen der Pferde den Boden erzittern. Vor ihm erstreckte sich ein Meer aus grunzenden, aufschreienden Orkmäulern, und die Orks unterbrachen ihren Sturm den Hügel hinauf, um sich auf den Angriff vorzubereiten.

Der Feuerwagen hatte die Ehre, zuerst in ihre Reihen zu brechen. Als Gespann und Pferde Orkleiber umwarfen und unter sich begruben, stieg das Feuer im Altar auf unnatürliche Größe an und griff um sich. Wie eine feurige Bestie mit tausenden Schlangenhälsen, wuchsen Flammenstrahlen aus dem Altar heraus und bissen mit brennenden Fängen nach den aufquietschenden und fliehenden borstigen Biestmenschen. Um den Altar herum standen Aziles und andere Shakya, die Arme ständig in Bewegung wie bei einem Tanz, vom Feuer umschlungen und doch unverletzt.

Gunlaug und sein Hirsch waren ihnen dicht auf den Fersen. Der Hirsch senkte seinen Kopf, das eisenstarke Geweih stieß mit seinen Ästen durch Rüstungen, Schilde und dickwanstige Leiber. Der Abschuss des Hügels beschleunigte sein Getier und verlieh dem Ansturm zusätzliche Kraft. Doch ob es ausreichen würde, um eine ganze Armee in die Flucht zu schlagen ...

Kapitel 32, Gunlaug

Flammen und Hirschgeweih, Speere und Pfeilspitzen, blutbefleckte Hufe und dürstende Schwerter; gemeinsam wüteten die Saumya-Elfen und die Merowa auf ihren Reittieren unter den Orks. Der Ansturm der Schweineschnauzen und ihr Mut waren für einen Moment gebrochen; einige Augenblicke, in denen sie sich nur vergeblich zur Wehr zu setzen vermochten. Und als der Angriff an Kraft verloren hatte, gab Gunlaug den Befehl umzudrehen. Sie ritten den Hügel hinauf, Saumya und Merowa gemeinsam, schlugen einen Halbkreis und fielen mit frischer Wucht erneut in ihre Reihen. Währenddessen stießen die Shakya-Krieger, die zuvor vom Lager aus die Orks mit Pfeilen spickten, auf ihren Pferden zu ihnen. Mit mehr Reitern und umso größerem Zorn begann die zweite Angriffswelle.

Nur der Feuerwagen, auf dem sich Aziles befand und die Flammen wirkte, blieb zwischen ihnen stehen. Er machte es den Fußtruppen unmöglich, eine geordnete Formation einzunehmen. Unaufhörlich schleckten die Feuerzungen nach ihnen und ließen elendig verbrennende, schreiende Orks zurück. Die Grausamkeit der Flammen verschonte zwar die Elfen auf dem Wagen, doch nicht dessen Zugpferde: Die waren schon längst dahingerafft und vermochten nicht mehr, das Gespann zu bewegen. Um den Wagen herum war nur noch verbrannte Erde.

Einzelne Äste brachen vom Geweih seines Hirsches, Speerspitzen und Pfeile hatten sich in das Fell des Tieres gebohrt und blutende Wunden hinterlassen. Auch Gunlaug traf eine dieser Waffen in die Seite; er spürte keinen Schmerz, doch sehr wohl, wie ihm das Blut zwischen Haut und Kleidung klebte.

Die Zahl der Orks hatte sich unterdessen kaum gemindert, so viele von ihnen auch unter ihren Hufen, Klingen und Pfeilen ihr Ende fanden. Inmitten ihrer schieren Masse erhob sich ihr Heerführer: ein großer, dickbäuchiger Krieger, vom Kopf bis zu den Knien in einen Schuppenpanzer gehüllt. Er fuhr in einem von Stieren gezogenen Wagen, begleitet von weiteren Gespannen dieser Art, und hielt einen langen Speer in der einen und eine Standarte in der anderen Hand. Die Standarte zeigte einen weißen Bären und eine

schwarze Tatze.

Der Heerführer bahnte sich mit den seinen den Weg durch die Armee, ungeachtet dessen, ob seine Soldaten rechtzeitig zur Seite wichen oder nicht. Währenddessen lärmten die Hörner und Trommeln und die Orks stimmten kehlige Rufe an.

Gunlaug realisierte, was das Ziel des Angriffs war: der Feuerwagen, auf dem sich Aziles und die anderen Shakya befanden. »Aziles!«, rief er über den Lärm. Sofort zog er an den Zügeln seines Hirsches und lenkte ihn in die Richtung des Heerführers.

Es war zu spät, um einzugreifen: Der Stier-Wagen hielt direkt auf die Feuerwirker zu. Doch bevor es zum tödlichen Zusammenstoß kam, breitete sich eine gewaltige Feuersäule aus. Sie verschlang Tiere und Wagen, dann schepperte es. Die Stiere stöhnten auf, das Holz beider Gespanne flog in alle Richtungen.

Gunlaug hielt inne und suchte die Stelle ab. Wer hatte den Aufprall überstanden? Aziles und die anderen Saumya oder der Heerführer und seine Orks? Feuer und Rauch machten es ihm unmöglich, irgendetwas zu erkennen.

Die Reiter der Merowa und Shakya wollten zu ihnen stoßen, doch da kamen die Stier-Wagen: Die von den Rindern gezogenen Gespanne waren wesentlich behäbiger, doch dafür ihre Schlagkraft umso größer. Bogenschützen beider Seiten lieferten sich nun ein Gefecht, bei dem sich beide Parteien ständig umkreisten. Die Orks versuchten dabei, die Hörner ihrer Stiere in die Pferdeseiten zu rammen, doch die Elfen wichen ihnen geschickt aus.

Gunlaug hob seinen Arm. »Merowa zu mir!«

Die versprengten Reiter kamen zu ihm. Einer fehlte, Gunlaug sah ihn und sein Pferd im Gras regungslos liegen. Der Rest hatte den Kampf mehr oder weniger überstanden: Wie Gunlaug hatten sie und ihre Reittiere einige Wunden davongetragen, waren aber kampffähig.

»Soweit, so gut«, bemerkte Thormann. »Wir tun das, weswegen wir aufs Pferd gestiegen sind: Orks töten.«

»Und ich versuche, diesen Tag zu überleben. Es gibt eine Chance: der Rakhya-Stamm. Sie müssten bald hier eintreffen. Doch bis dahin ...«

Er drehte sich dorthin um, wo der Heerführer mit dem Feuerwagen zusammengestoßen war. Die Fußtruppen hatten sich

darum formiert und hielten ihre Spieße abwehrend in ihre Richtung. Die Reiter der Shakya und die Stier-Wagen umkreisten und beschossen sich weiterhin, ohne dass ein Sieger auszumachen war.

»Ihr Anführer befindet sich dort. Vielleicht tot, vielleicht verwundet oder wohlauf. Wir könnten ihn uns schnappen und dem Feind einen empfindlichen Treffer verpassen.«

»Du willst auch Aziles retten.« Thormann spuckte Blut. »Mir soll es recht sein.«

»Ja, das will ich«, antwortete Gunlaug. »Doch zunächst müssen wir ...«

Die Elfen am Boden bekamen Verstärkung: Mehrere Greifen-Wagen stießen zu ihnen herab. Es waren nicht nur die Greifen des Shakya-Stammes, dafür waren es zu viele.

»Die Rakhya sind hier!«, rief er aus.

Die Greifen fuhren mit ihren Klauen und Schnäbeln auf die Stiere herab. Wo sie der Zugtiere habhaft werden konnten, rissen sie gleich den ganzen Wagen um. Andere Greifen stürzten sich unerschrocken in die Masse der Fußtruppen, bissen und schlugen mit ihren Klauen um sich. Sie breiteten die Flügel aus und offenbarten ihre ganze Größe. Eingeschüchtert wichen die Orks zurück oder ergriffen gleich die Flucht. Bald schon färbten sich die Greifen-Schnäbel rot.

»Es ist Zeit, zuzuschlagen«, sagte Gunlaug und wandte sich mit seinem Hirsch dem brennenden Wrack zu, wo er den Heerführer vermutete. »Die Reiter der Rakhya dürften nicht mehr weit sein. Jetzt sind sie am empfindlichsten, ihre Moral ist angeschlagen. Wer noch Mut und Kraft hat, wessen Pferd noch Orkschädel zertrampeln kann, der folgt mir! Ich und mein Hirsch, wir schlagen uns eine Bresche!«

Dann ritten sie los. Gunlaug fokussierte sich allein auf sein Ziel, auf die Massen der Ork-Speere, auf das Feuer und die Überbleibsel der zusammengestoßenen Wagen. Die Kämpfe um sie herum drangen wie von fern zu ihnen: das Geräusch der Räder und das Trampeln der Stiere; die hohen Schreie der Greifen; das Grunzen der Orks und die Lieder der Elfen.

Ihr Angriff blieb nicht unbemerkt, einer der Stier-Wagen raste auf sie zu. Gunlaug hätte es wegen seines Tunnelblicks fast nicht mitbekommen. Die Häupter der Stiere waren gesengt, bereit, die Hörner in die Seiten ihrer Pferde zu stoßen.

Noch bevor Gunlaug seinen Hirsch herumreißen konnte, stieß ein Greif mit seinen langen Krallen in einen der Stiere und verbiss sich im Nacken seines aufstöhnenden Kontrahenten. Wagen stieß gegen Wagen. Rajuvala schoss einen Pfeil durch den Hals des Orks, der seinen Bogen gerade erst spannte, und stand dabei so sicher im vom Kampf geschüttelten Wagen wie ein Fels im Sturm.

Gunlaug konnte einen kurzen, überraschten Blick auf den Stammesführer erhaschen. Der Elf blieb so unergründlich wie eh, nur brannte in ihm dasselbe Feuer, das Gunlaug bereits bei Aziles gesehen hatte.

Die Orks, welche den Platz um das Feuer herum bewachten, hatten ihren Ansturm bemerkt und formierten sich. Ein Wald aus Speießen richtete sich vor ihnen auf.

Kein Zurück mehr. Gunlaug spornte seinen Hirsch zum finalen Zusammenstoß an. Die gewaltige Masse des Tieres zerbrach ihre Speerspitzen und stieß sein Geweih in ihre Leiber wie ein Messer in ungeschütztes Fleisch. Doch genauso bohrten sich die Speere in seinen Körper.

Hinter Gunlaug warfen sich seine Gefährten in die Formation. Pferde wieherten gequält, Orks schrien umher, alles war Schmerz und Tod.

Reihe um Reihe drang Gunlaugs Hirsch vor, mit jeder wurde er langsamer und schwächer. Doch so kam auch Gunlaug seinem Ziel näher. Er sah den Heerführer auf der anderen Seite, sein Gesicht von Feuer versenkt und eine Fratze aus Schmerz, Überraschung und Wut.

Sein Hirsch hob den Kopf und rührte zum letzten Mal. Sein Lauf brach vollkommen zusammen. Blitzendes Metall drohte in seine Richtung und beharrte Arme griffen nach Gunlaug. Der stieß sich aus dem Sattel und landete unsanft und für einen Moment ohne Orientierung hinter ihnen.

»Tötet ihn!«, hörte er eine kehlige Stimme.

Gunlaug sah plötzlich eine Speerspitze auf ihn zukommen. Gerade noch rechtzeitig: Das Metall stach in den Boden neben seinem Kopf. Gunlaug sprang auf die Beine und hieb nach dem Ork. Das zwergengeschmiedete Schwert zerteilte den Schaft und die Arme, die ihn hielten. Mit blutenden Stümpfen fiel er zu Boden.

Mehr instinktiv als bewusst hob Gunlaug sein Schild. Eine

weitere Speerspitze stieß in das Holz und blieb stecken. Er nutzte diesen Umstand aus, indem er den Schildarm austreckte. Der Ork hielt weiterhin am Speer fest und verlor seinen festen Stand, woraufhin Gunlaug ihm die Waffe durch den Leib bohrte.

Mit dem Knauf zerschlug er den Schafft, der noch immer in seinem Schild steckte. Das Gewicht störte nur. Weitere seiner Gefährten drangen zu ihm. Sie stellten sich nebeneinander, Schild an Schild, dem Heerführer zugewandt.

Der stierte sie mit seinen kleinen, wutentbrannten Augen an und grunzte einen unverständlichen Befehl. Schwer gerüstete Orks, besser ausgerüstete Leibwachen, traten ihnen entgegen. Sie waren mit langen, gekrümmten Schwertern und Schilden bewaffnet, so groß wie die Menschen und breiter. Außerdem waren sie in der Überzahl. Der Heerführer selbst hielt sich zurück. Er fasste sich die verbrannte Stelle im Gesicht, das Fell dort war dunkler.

»Beendet das!«, rief er.

Seine Leibgarde machte einen Schritt nach vorne, da ertönten Trommeln und Hörner. Das Geräusch kam von der östlichen Flanke, dort, wo die Rakhya-Reiter ihren Angriff starten müssten.

Sie waren da, dachte sich Gunlaug.

»Heerführer!«, rief er. »Die Verstärkung ist gekommen. Gebt auf!«

Seine Schweineaugen verengten sich, doch als die lärmenden Instrumente erneut erklangen, war der Zweifel ihm deutlich anzusehen.

Gleichzeitig trafen mehr Orks ein, um ihren Heerführer zu unterstützen. Schon waren die Menschen in der Unterzahl, was sie nicht dazu brachte, zu weichen. Fest standen sie Seite an Seite.

»Ha!«, stieß der Heerführer aus. »Ihr seid hoffnungslos unterlegen. Auf sie!«

Und so fielen sie über die Merowa her. Ein letztes Kämpfen, ein letztes Blutvergießen, Hauen und Sterben für diesen Tag. Die Orks grunzten oder quietschten laut auf, als die Schwerter, Beile und Speere der Merowa durch die Schuppenkleider in ihr fettes Fleisch stießen. Ihre Speere und Säbel hagelten auf ihre Schilde nieder, doch die Merowa hielten zusammen. Schilde brachen, Wunden zerrten an ihrer Kraft.

Einer von Gunlaugs Gefährten wurde ein Säbel über den Helm

geschlagen, auf dass er entzweibrach und im Kopf stecken blieb. Der tapfere Gefallene sank lautlos zu Boden.

Thormann bekam einen Speer in den Rücken gestoßen, als er sich gerade umringt sah. Der treue Freund stieß einen wütenden Schrei aus, drehte sich um und rammte seine Klinge in den Übeltäter.

Gunlaug hatte den Heerführer fest im Blick, selbst während er mit anderen Orks focht. Immer wieder erschollen Signale von der östlichen Flanke und ein Anflug von Sorge huschte über sein Antlitz. Dann versuchte er sich wieder entschlossen zu geben.

Er hatte einen Plan gefasst. Nur waren ihm zu viele Orks im Weg. Er schlug um sich mit einer Kraft und Wildheit, die er seit seiner Jugend nicht mehr kannte. Mit jedem Schritt, mit jedem gefällten Ork kam er ihm näher. Gleichzeitig hörte er hinter sich, wie mehr seiner Gefährten unter ihren Angriffen litten. Es blieb nicht mehr viel Zeit, bald würden sie auch ihn überwältigen.

Dann wandten die Orks vor ihm erschrocken ihren Blick in eine andere Richtung und quiekten laut auf. Eine Person aus Feuer war unter sie geraten, eine menschliche Gestalt, ganz in Flammen gehüllt, mit einem Schwert in der Hand, das ebenfalls aus Feuer zu bestehen schien. Die Flammen verflogen und Aziles kam darunter zum Vorschein, der verbissen und ungestüm um sich schlug. Ein Flimmern blieb und sein Schwert zogen einen leuchtenden Schweif hinter sich her.

Das war Gunlaugs Gelegenheit. Er rempelte die Orks um, schlug nach ihnen mit Schild und Schwert, an ihnen vorbei und auf den Heerführer zu.

Der hatte seine Überraschung überwunden und erhob sich mit einem Speer in der Hand, um Gunlaug entgegenzutreten.

Der Heerführer trat einen Schritt nach vorne, mehrere Leibwächter stellten sich neben ihn. Er war nun nahe genug, dass Gunlaug sich vor ihm auf die Knie warf.

»Beendet die Kämpfe! Ich liefere mich Euch aus!«

Der Heerführer grunzte verächtlich. »Ist das Euer Ernst? Was soll das Ganze! Wer seid Ihr?!«

»Ihr alle«, rief Gunlaug, damit ihn auch Thormann, Aziles und die anderen hören konnten. »Hört mit den Kämpfen auf! Heerführer, hört mich an! Ich bin Gunlaug, Sohn des Cherus und Halbbruder des

Königs der Merowa, Hartried. Ich liefere mich Euch als Geisel aus, wenn Ihr die Kämpfe beendet!«

Der Heerführer wollte etwas erwidern, da unterbrachen ihn die Trommeln und Hörner an der östlichen Flanke. Ein Greif zog über ihre Köpfe hinweg und ein Anflug von Angst war ihm deutlich anzusehen.

»Gunlaug!«, rief Aziles. Der Elf hatte mit dem Kämpfen aufgehört, zwei Orks hatten ihn gepackt. »Was soll das?«

Gunlaug nickte ihm nur zu. Er konnte nicht zulassen, dass seine Freunde sich umsonst geopfert hätten.

»Ihr seid eh besiegt«, sagte der Heerführer. »Ich kann Euch einfach so als Geisel nehmen.«

Er atmete einmal tief ein und platzierte dann sein Schwert mit dem Knauf auf dem Boden, dass die Spitze auf seinen Hals zielte. »Wenn Ihr mir nicht verspricht, den Kampf einzustellen, dann werde ich mich auf mein Schwert stürzen. Wenn Hartried erfährt, dass ich hier gestorben bin, oder nichts mehr von mir hört, dann werdet Ihr den ungezügelten Zorn eines Halbgottes zu spüren bekommen. Doch wenn Ihr mich in Eurer Gewalt habt, bekommt Ihr ein Druckmittel. Ich bin Euch als Geisel nützlicher als tot. Und in diesem Kampf ist noch lange nicht alles entschieden. Wir haben Verstärkung. Das ist es, was die Flanke Euch mitzuteilen versucht.«

In dem Ork arbeitete es. Gunlaug sah ihn durchdringend an, die Klinge noch immer auf seinen Hals gerichtet. Alles wurde still um ihn, auch wenn die Schlacht noch weiter wütete.

Als der Heerführer nicht antwortete, sagte Gunlaug: »Wenn Ihr den Kampf beendet, dann werde ich die Shakya und die Rakhya dazu bringen, sich von allen zukünftigen Kämpfen in diesem Krieg fernzuhalten. Ihr müsst nicht mehr Männer an sie verlieren und der Rücken Eurer Armee bleibt sicher, während sie über den Drachenwirbel zieht. Ihr werdet einsehen, wie wertvoll das ist.«

Der Heerführer brüllte laut auf und schlug einen seiner Leibgarden um. »Wie Ihr wollt! Das Horn! Wir ziehen uns zurück!«

Ein Ork holte ein großes, gewundenes Horn hervor und stieß einen tiefen, das ganze Schlachtfeld übertönenden Laut aus.

»Und nun haltet Euren Teil ein!«, verlangte der Heerführer.

Gunlaug drehte sich zu Aziles um. Der schaute ihn nur entsetzt

an, nickte dann aber. Bevor er verschwand, riss er sich von den Orks los und deutete auf ihn.

»Wir haben uns etwas versprochen«, rief der Steppen-Elf.

Kapitel 33, Simund

Seitdem sie den Rat gebildet hatten, herrschte Spannung in der Führung ihres Bündnisses. Forkmann, der Fürst von Geistwimmer, verhielt sich kooperativ, doch die Fürstin von Trollhammer, Thula, hatte an jedem Vorschlag und jeden Beschluss etwas auszusetzen. Sie unterwarf sich dem Abstimmungsergebnis, doch nicht ohne warnende Worte oder um ihrem Unmut Ausdruck zu verleihen. Daedlus bemühte sich sichtlich, ihr zuzuhören und ihre Gegenvorschläge in Betracht zu ziehen, doch die beiden waren sich selten einig. Simund war nicht gerne beim Kriegsrat, auch wenn der Verlauf ihrer Kampagne und die strategischen Überlegungen ihn interessierten. Am Ende war er nur froh, aus dem Zelt raus zu sein, der gespannten Stimmung fliehen zu dürfen und die frische Frühlingsluft von Merow genießen zu können.

Er war noch immer Teil der Späher. Das hatte Simund sich ausdrücklich gewünscht. Hier, auf dem Rücken eines Pferdes, von Hain zu Hain und über Wurzel und Gebüsche springend, fühlte er sich wohl.

»... Und dann sagte man mir, ich würde es nicht mehr auf das Schiff schaffen«, erzählte Barysus weiter. Er nahm ihre Arbeit nicht sonderlich ernst, sondern war damit beschäftigt, eine Geschichte zu erzählen. »Ich stand also am Stadttor, bis zum Hafen war es ein weiter Weg. Hyphoriun war keine kleine Stadt, musst du wissen.«

»Aha«, machte Simund geistesabwesend.

»Außerdem war gerade Mittag, es herrschte reger Betrieb auf den Straßen und auf dem Markt. Doch davon ließ ich mich nicht abbringen. Ich stieg also auf mein Pferd.«

Und in diesem Moment stieg Simund von seines.

»Und ...« Barysus stockte. »Was ist?«

Simund führte sein Pferd an den Zügeln zu einer Stelle, die sich seiner Aufmerksamkeit bemächtigt hatte. Barysus tat es ihm gleich und gab den übrigen Spähern ein Handzeichen, die Umgebung im Auge zu behalten.

»Was hast du gefunden?«

Simund kniete sich hin und wischte ein paar Blätter vom Boden.

»Sieht du das?«

»Fußspuren«, antwortete Barysus. »Die sind ja gewaltig!«

»Ja, das sind sie.« Und wäre er nicht so sehr in seine eigene Geschichte vertieft gewesen, hätte er sie leicht bemerkt. Aber das behielt Simund für sich. »Das sind nicht die einzigen, dort hinten sind ebenfalls welche. Wahrscheinlich handelt es sich um dieselbe Person oder Kreatur.«

»Wie groß der wohl ist? Und das sind Fußabdrücke, wenn ich das richtig sehe. Keine Stiefel oder Sandalen. Er geht also mit nackten Füßen durch den Wald. Ein Riese? In den Wäldern der Merowa sollen sich Riesen herumtreiben.«

»Vielleicht«, antwortete Simund. »Ich habe noch nie einen Riesen gesehen, noch weiß ich, wie ihre Spuren aussehen. Aber so tief wie der Fuß eingesunken ist, kann es sich nur um eine äußerst schwere und große Kreatur handeln.«

Er befühlte die Stelle, sie war noch feucht. Am Morgen hatte es geregnet. Wäre die Spur vom Vortag oder der Nacht, dann hätte der Regen sie weggespült.

»Sie ist frisch, er kann nicht weit sein.«

Barysus lächelte. »Wir gehen auf Riesen-Jagd?«

»Ich weiß nicht, ob wir ihn jagen müssen. Er ist keine Gefahr für unsere Streitmacht. Möglicherweise weicht er dem Heer nur aus.«

»Aber dich interessiert er auch, habe ich nicht recht.«

Simund wiegte mit dem Kopf hin und her. »Riesen sind gefährlich«, sagte er.

»Und dennoch ...«

»Vielleicht hat er Angst und wird uns angreifen.«

Barysus lächelte verschmitzt. »... Möchtest du herausfinden, wo er sich befindet.«

»Wir müssen ja nichts unternehmen, wenn wir ihn finden. Wir sind eh nur zu zweit. Oder nehmen wir ein paar der Späher mit?«

Barysus winkte ab. »Die haben schließlich eine Aufgabe zu erledigen.«

»Wir stellen aber keine Dummheiten an«, sagte Simund.

»Natürlich, Herr Späher-Anführer«, sagte Barysus auf eine spöttische, aber nicht verletzende Weise.

Sie stiegen beide auf ihre Pferde. Simund folgte der Spur, hielt

dabei den Boden im Auge, suchte nach abgebrochenen Zweigen im Geäst, eingestampften Büschen und ähnlichen Zeichen eines großen Körpers, der sich seinen Weg durch das Unterholz bahnte.

»Was erzählt man sich denn so von den Riesen?«, fragte Barysus.
»Abgesehen von ihrer Größe.«

»Habt ihr keine Riesen in eurer Heimat? Sie sind uralte Wesen. Sie hatten diese Wälder schon lange vor unseren Vorfahren bewohnt. Sie haben sich in die entlegenen Winkel der Wälder und Gebirge zurückgezogen und sprechen eine alte, unbekannte Sprache. Manche verstehen uns dennoch. Sie verfügen über ein altes Wissen, das bis zur Schöpfung der Welt zurückreichen soll. Sie sollen Stürme und Hagel heraufbeschwören können und sie huldigen keinen Göttern. Das ist jedenfalls, was ich gehört habe.«

»Sehr interessant«, meinte Barysus. »Und sind sie gefährlich?«

»Sie sind launisch. Jedenfalls den Geschichten nach. Sie können freundlich sein und uns an ihrem Wissen teilhaben lassen und im nächsten Moment beschließen sie, uns zu fressen. Wieso noch mal suchen wir nach diesem Riesen?«

»Sag mir nicht, du bekommst es mit der Angst zu tun? So schnell verschlägt es mich nicht wieder in die Tiefen des merowschen Waldes. Von mir aus machen wir uns davon, sobald wir ihn gefunden haben.«

»Gut, uns mit einem Riesen anzulegen, ist nicht unser Auftrag.«

Die Spur war für Simund vom Pferd aus deutlich zu sehen. Sie drangen tiefer in den Wald hinein und ließen das Heer hinter sich. Auch die anderen Späher waren mittlerweile weit entfernt. Sie waren tatsächlich auf sich allein gestellt, sollte etwas schiefgehen.

Der Boden wurde hier weicher, die Pferdehufe versanken im Morast. Der Wald lichtete sich, doch dafür führte ihre Suche sie ins Moor.

Barysus hielt sich seinen Umhang vor die Nase. »Wir sollten umdrehen. Das bringt doch nichts. Simund, komm.«

Er hatte bereits sein Pferd gewendet, doch Simund hielt weiterhin im Moor nach Spuren Ausschau. Ihn hatte ein eigentümliches Jagdfieber gepackt, dabei suchte er gar keinen Streit mit dem Riesen und versprach sich auch nichts davon, mit ihm ein paar Worte zu wechseln. Vielleicht dachte er, wenn er schon so weit

geritten war, sollte er wenigstens ans Ziel seiner Suche gelangen.

Der schlammige Boden und die vielen Pfützen macht es ihm schwierig, weitere Fußabdrücke zu finden. Er sprang vom Pferd und kniete sich in den Morast.

»Simund, wir sollten zurück. Es ist genug.«

»Ich habe eine Spur«, sagte Simund. »Schätze ich jedenfalls. Wenn du nicht mitkommen willst, dann halte die Zügel meines Pferdes.«

»Willst du wirklich alleine weiter?«, fragte Barysus. »Mir soll es recht sein. Ich betrete keine Sümpfe. Sie sind voll von Krankheiten und Ungeziefer. Und sie stinken. Es ist mir egal, ob du mich für einen Feigling hältst ...«

»Solange du nicht nach weiteren Ausflüchten suchst.«

Simund zog seine Keule. Sie schien ihm die richtige Waffe für diesen Ort gewesen zu sein. Schließlich hatte Schildbrecher ihm bereits einen guten Dienst gegen eine übergroße Gestalt geleistet, die mindestens so mysteriös war wie ein Riese.

Hin und wieder musste er sich hinknien, um den sumpfigen Boden genauer zu untersuchen. Ein kurzer Blick nach hinten und er sah Barysus, wie er am Rande des Moores auf ihn wartete. Simund versprach sich, nicht zu lange herumzuirren und die Geduld des Mykerio nicht weiter auf die Probe zu stellen.

Seine Stiefel drangen tiefer in den Unterboden, jedes Mal gaben sie ein schmatzendes Geräusch von sich. Der Geruch des Moores, dieser Dunst von Feuchtigkeit und Torf, drangen deutlicher in seine Nase. Simund verlor die Spur des Riesen, dichte Sträucher stellten sich ihm den Weg. Er überlegte, ob es nicht spätestens jetzt Zeit war umzukehren.

Die Neugierde siegte, jedenfalls für den Moment. Er wollte nur hinter dieses eine Gestrüpp schauen und dann zurück zu den Spähern. Mit einer Hand verscheuchte er die Mücken, mit der anderen bahnte er sich einen Weg durch die mannshohen Sträucher. Nach einigen Schritten kam er auf der anderen Seite heraus. Seine Augen fielen zunächst auf einen blanken Hirschschädel, der etwas entfernt im Morast lag. Es erinnerte ihn an etwas, nur an was? Der Anblick nahm ihn gefangen, bis sich Simund wieder an sein eigentliches Vorhaben besann. Er suchte nach Spuren dieses Riesen.

Vor ihm ging der schlammige Boden in einen dunklen Tümpel über.

Die Suche war damit vorbei und es war wohl besser so. Eine Enttäuschung war es trotzdem. Gleichzeitig fragte er sich, was er überhaupt erwartet hatte. Ein gemütlicher Plausch mit einem Riesen? Oder doch einen heldenhaften Kampf, mit dem er vor seinen Freunden angeben konnte?

Da bewegte sich etwas im Wasser. Um den Hirschschädel herum erhob sich ein Körper, gewann an Masse und Höhe und wuchs zu einer gewaltigen Gestalt heran. Nur statt eines menschlichen Antlitzes war der Kopf dieses Wesens der blanke Hirschschädel, der noch gerade wie tot im Morast lag.

Simund kam sich wie ein Dummkopf vor. Er hatte diese Kreatur bereits gesehen, am Rande des Heerlagers beobachtete es ihn aus den Büschen heraus.

Und nun beugte es seinen Oberkörper, bereit zum Angriff.

Kapitel 34, Simund

Das schlammige Wasser spritzte in braunen Fontänen hoch. Schneller, als er der riesenhaften Gestalt zugetraut hatte, schoss das Wesen auf ihn zu. Das Geweih traf ihn mit der Wucht eines Pferdes im vollen Galopp und er spürte, wie sich einer der Dornen in sein Fleisch bohrte. Der Aufprall warf ihn in die Luft, rücklings fiel er in den Morast.

Simund sah sich mit seiner eigenen Sterblichkeit konfrontiert. Ein Donnerschlag an Schmerzen erschütterte seinen Körper und beraubte ihn seiner Sinne. Er krümmte sich, stieß einen Schrei aus und betete, dass Barysus ihn gehört hatte.

»Ein Cherus-Kind«, sprach das Wesen mit dunkler Stimme. »Ich habe bereits meine Sprossen in ein anderes Cherus gerammt, doch das hatte keinen Schaden davongetragen. Als bestand sein Körper aus Eisen.«

Simund überwand den schlimmsten Schmerz. Seine Hand umfasste die Wunde an seiner Seite und warmes Blut rann zwischen den Fingern. Das war im Moment nicht seine größte Sorge. Er suchte nach der Keule, sie war ihm beim Angriff aus der Hand geglitten. Nun versank sie irgendwo im trüben Wasser.

»Doch du, du bist aus Fleisch. Es wird mir eine Freude sein, dich mit meinen eigenen Händen zu zerreißen.«

Simund war sich nun sicher, dieses Wesen war ein bösertiger Geist. Die Worte drangen nicht aus einem Mund, der blanke Totenschädel des Hirsches blieb unbewegt. Stattdessen hörte Simund die Stimme in seinem Geist.

Simund ächzte und zwang sich ein paar gequälte Sätze ab. »Wer oder was bist du?« Dabei suchte er das Moor nach seiner Keule ab. »Und was willst du überhaupt?«

Der Geist war nun ganz nahe, seine riesenhafte Gestalt verdeckte die Sonne. Er beugte seinen Oberkörper nach vorne und schaute mit seinen leeren Hirschschädel-Augen Simund an. »Er hat mir aufgetragen, dir nichts zu verraten.«

»Wer?«, fragte Simund.

»Auch das soll ich dir nicht verraten.«

»Wieso hörst du auf ihn?«

Wenn Simund eines von Piasus gelernt hatte, dann, dass den Gegner in ein Gespräch zu verwickeln, einem die nötige Zeit verschaffen konnte. Eine andere Wahl hatte er gerade nicht.

»Weil er mich beschworen hat, dieser ...«

»Wieso hat er dich beschworen?«

Simund erhob sich, langsam. Der Geist sollte nicht denken, er versuchte zu fliehen oder anzugreifen. Das Blut quoll ihm weiterhin aus der Seite, doch er konnte sich bewegen.

»Damit ich dich umbringe!«

»Durftest du mir das verraten?«

Stille. Der Geist war nicht besonders helle, das hatte er schnell begriffen. Simund erlaubte sich verstohlene Blicke und fand die Keule, einige Schritte entfernt. Wenn er schnell genug wäre, könnte er zur ihr eilen und ...

»Simund!«, rief Barysus.

Der Geist drehte seinen Kopf in die Richtung. Simund sprang zur Keule, das Moorwasser spritzte bei jedem Schritt auf. Seine Hand, durchnässt und dreckig, bekam den Stiel zu fassen und Simund drehte sich um.

Der Geist hatte die Überraschung überwunden und setzte zu einem Angriff an. Wieder neigte er den Körper, wieder raste das Geweih auf Simund zu.

Doch diesmal war Simund vorbereitet.

Er erwartete nicht, den Angriff mit einem Schlag aufzuhalten. Dafür bewegte sich eine zu große Masse auf ihn zu. Doch er konnte dem Geist einen ordentlichen Schlag auf den Schädel verpassen. Innerhalb dieser Bruchteile eines Momentes blitzten in ihm Zweifel auf, ob dieses Wesen sich überhaupt durch Waffengewalt bezwingen ließ und ob ihn der Aufprall nicht doch töten würde.

Weglaufen war sowieso keine Option mehr und dieser blanke Schädel bot sich ihm so ungeschützt da. Siegesicher raste das Geweih auf ihn zu. Simund machte einen Ausfallschritt zur Seite, um den tödlichsten Sprossen zu umgehen.

Die Keule traf wie der Hammerschlag auf den Amboss. Es hielt den Geist in seinem Lauf nicht auf, Simund wurde umgeworfen und erneut durch das Moor geschleudert.

Er raffte sich auf und wischte sich den Dreck aus dem Gesicht. Seine Knochen fühlten sich an, als würde sie unter seinem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Noch so einen Treffer würde er nicht überstehen.

Der Geist jedoch war in keiner besseren Verfassung. Er lag bäuchlings im Moor, sein Körper hatte beim Sturz eine schlammige Furche durch den Unterboden gegraben. In seinem Schädel klaffte ein tiefes, dunkles Loch.

»Simund!«, rief Barysus. Er kam gerade durch das Schilf angeritten und führte sein Pferd am Zügel. »Simund, du hast geschrien ... Bei den Göttern!«

Der Geist stützte sich mit den Armen auf. »Diese Waffe ...«, brummte es. »Das ist keine von Menschen- oder Zwergenhand geschaffene Waffe.«

»Erkennst du ... sie wieder?«, keuchte Simund.

Der Geist wollte sich erheben. Die Arme zitterten bei dem Versuch, den Oberkörper zu stemmen.

»Ich bin ihr nie im Kampf begegnet. Doch ein göttlicher Funken fuhr durch meinen Körper, als der Schlag mich traf.«

»Sag mir, wer dich geschickt hat, und ich verschone dich.« Simund war sich nicht sicher, ob das überhaupt funktionieren konnte. Und ob er einen gewalttätigen Geist dieser Art überhaupt verschonen sollte. Seine Neugierde aber war geweckt. »Wer hat dich heraufbeschworen? Wer will meinen Tod?«

»Ha! So funktioniert das nicht, Gottkind.« Der Geist gewann wieder an Kraft und nahm eine kniende Haltung ein. Während er sprach, befasste er das Loch in seinem Schädel. »Wir halten uns an unsere Abmachungen. Keine Überredungskunst und keine Schmerzen werden mich je dazu bringen, irgendetwas zu verraten. Und du tätest gut daran, meine weltliche Hülle zu zerstören, anstatt mit mir zu plaudern.«

»Lass uns abhauen!«, sagte Barysus.

Diesmal war es Simund, der für einen Augenblick abgelenkt war.

Der Geist machte einen Satz nach vorne, die gewaltige Faust fuhr hernieder. Simund wich im letzten Moment aus, das Wasser schoss wie eine Fontäne in die Höhe. Der Geist war nun keine Armeslänge entfernt, er könnte sich den Menschen packen und zerquetschen, wie

er angekündigt hatte.

So kam es. Die baumstammartigen, beharrten Arme schlossen sich um Simund und drückte mit aller Gewalt zu. Er stöhnte auf, jede Luft und bald jeder Lebensfunken wurden ihm aus dem Leib gepresst.

Dann war es der Geist, der aufschrie. Er ließ ihn frei und drehte sich herum. Simund landete hustend und mit Tränen in den Augen im Moorwasser.

Barysus kam angeritten und reichte ihm die Zügel seines Pferdes.

»Schnell! Lass die Heldentaten sein.«

Ein Schwert steckte im Rücken des Geistes. Er zog es heraus — in seinen übergroßen Händen wirkte es wie ein winziges Messer — und warf es mit einem verächtlichen Schnauben fort.

Simund nahm die Zügel, biss die Zähne zusammen und schwang sich auf sein Pferd. Sein ganzer Körper protestierte dagegen.

»Reite voran«, sagte Simund mit zusammengepressten Zähnen. In einer Hand hielt er die Zügel, in der anderen wartete die Keule des Cherus darauf zuzuschlagen. »Ich bin hier gleich fertig.«

»Simund, nicht!«

Er trat dem Pferd in die Seiten, es wieherte und bäumte sich auf. Simund ritt jedoch nicht auf den Geist zu. Er wollte der Gejagte sein, der seinem Gegner eine Falle stellte.

Der Geist setzte sofort nach und war so schnell, wie er befürchtet hatte. Zum Glück ignorierte er Barysus, der kurz fluchte und ihnen dann folgte. Im vollen Lauf auf allen Vieren jagte das Wesen hinter ihm her. Simund kam dagegen langsamer voran. Die Pferdehufe waren für den schlammigen, weichen Boden ungeeignet. Vom Pferderücken aus hatte er einen wesentlich besseren Überblick. Das Moor war nicht besonders groß, letztlich nur ein Tümpel. Simund erkannte einen Hain, wo weder schlammiges Wasser noch dichte Bewaldung seinem Ritt im Wege standen. Und darauf hielt er zu.

Hinter sich hörte er das Stampfen im matschigen Boden und das wütende Schnauben des Geistes. Es kam immer näher. Zum Glück trat das Pferd mittlerweile auf festen Boden, sie hatten das Moor hinter sich gelassen.

Simund spornte das Pferd weiter an. Er wollte Abstand gewinnen.

»Komm her, du Feigling von einem Gottkind!«, schimpfte der

Geist.

Der Abstand durfte ausreichen. Simund vollzog einen Halbkreis, während er die Geschwindigkeit beibehielt, und hielt auf den Geist zu. Der nahm die Herausforderung an und kam ihm auf die gewohnte Weise, den Oberkörper vorgeneigt und mit dem Geweih nach vorne, entgegen, um ihn aufzuspießen.

Darauf ließ es Simund nicht ankommen. Er lenkte sein Pferd an dem Geist knapp vorbei und lehnte sich dabei auf dem Pferderücken zur Seite. Gleichzeitig schlug er mit der Keule zu.

Die Sprossen flogen ihm um die Ohren. Er hatte eine der Stangen zerschlagen, wie er es geplant hatte. Der Geist stieß einen Seufzer aus und fiel zu Boden. Simund wendete das Pferd und ließ seinem Gegner keine Zeit zum Verschnaufen.

»Verdammter Bastard!«, rief der Geist und wollte mit der anderen Geweihstange zuschlagen. Simund stoppte diesmal den Ritt des Pferdes abrupt und ließ es sich aufbäumen. Das Pferd trat mit seinen Hufen nach dem Wesen und traf es im Gesicht.

Die Hufritte warfen den Geist erneut zu Boden. Ein kurzer, hoher Schrei zeugte von Schmerz und Frustration.

Simund plante bereits den nächsten Angriff, da wurde ihm schwarz vor Augen.

Nicht jetzt!, mahnte er sich. Noch war er nicht außer Gefahr. Er schaute auf seine Verletzung: Seine Kleidung war blutgetränkt. Wieder verschwamm ihm die Sicht, ihm wurde schwindlig.

»Verdammt Simund!«, drang es fern zu ihm, wie durch einen dichten Nebel.

Der Geist vor sich taumelte, wankend richtete er sich auf. Würde er jetzt angreifen, könnte sich Simund kaum verteidigen. Die Götter waren ihm heute aber hold, der Geist lief davon. Dabei schwankte er von einer Seite zur anderen und hielt sich mit beiden Händen den Schädel.

Mit aller Macht hielt Simund sich aufrecht. Nur keine Schwäche zeigen, sonst kehrte er vielleicht zurück. Er erlaubte sich erst dann, vom Pferd zu fallen, als der Geist ganz verschwunden war.

Kapitel 35, Sartur

Eigentlich mochte er den Geist mit dem Hirschschädel nie leiden. Nicht nur hatte er versagt, Simund umzubringen. Er kam auch wie damals, nach dem Angriff auf Hartried, zurückgerannt und plärrte nun Sartur die Ohren voll.

»Auf mich niedergeschlagen hat dieses Cherus-Kind, meinen Schädel zertrümmert!«

»Das sehe ich«, antwortete Sartur lakonisch. Da klaffte in der Tat ein tiefes Loch in dem blanken Totenschädel, direkt zwischen den leblosen, leeren Augen. Eine seiner Geweihstangen war abgebrochen. Er hätte ihm leid tun können, würde der Geist nicht zwischen Zorn und Vorwurf wechseln und mit letzterem vor allem Sartur anklagen.

»Du hast mir aufgetragen, dieses Gotteskind umzubringen, du hast mich heraufbeschworen und nun stehe ich hier, geschunden und geschlagen!«

»Ja, das habe ich«, sagte Sartur. »Da liegst du völlig richtig. Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt, du hast von mir das Opfer, das du verlangst. Dein Teil der Abmachung hingegen ist weiterhin fällig. Wieso lebt Simund noch?«

»Der Junge ist schwer verletzt, ich habe ihm meinen Dorn in den Leib gerammt. Das Blut floss in Strömen aus ihm heraus!«

»Sicherlich.« Sehr wahrscheinlich übertrieb der Geist, doch zweifelte Sartur nicht daran, dass Simund tatsächlich verwundet war. Die Geister lügen nie, nur Ausschmückungen, überzogene Darstellungen und Untertreibung, das war ihnen nicht fremd.

»Wie verfahren wir jetzt?«, fragte Sartur. »Simund lebt, doch du bist hier. Du hältst deinen Teil der Abmachung nicht ein.«

»Bezichtest du mich der Unehre, Mensch? Ich werde diesen Simund zerquetschen, ich werde ihn aufspießen und mit seinem blutenden Leib an meinem Geweih zu dir kommen, damit du dich von seinem Tod selbst überzeugen kannst!«

»Dein Wort reicht mir vollkommen aus. Also, wirst du ihn wieder angreifen? Wirst du es noch mal versuchen?«

Auch wenn der blanke Totenschädel über keinerlei Mimik verfügte, spürte Sartur deutlich, wie der Geist zögerte.

»Das Cherus-Kind«, begann der Geist nun weniger zorn erfüllt und klagend, »besitzt eine mächtige Waffe.«

»Und?«

»Die Keule eines Gottes.«

Es traf ihn wie ein Blitz. Nun verstand er. Es würde wesentlich schwerer sein, sich dieser beiden Halbbrüder zu entledigen, als Sartur gedacht hatte. Der eine, Hartried, war aus einem unbekanntem Grund unverwundbar; keine Waffe, keine Klauen, kein Horn und kein Feuer fügten ihm Schaden zu. Das andere, jüngere Cherus-Kind hatte den Segen seines göttlichen Vaters. Es besaß seine Keule, diese simple, primitiv anmutende und doch äußerst tödliche Waffe. Eine göttliche Hand mit göttlichem Sinn hatte sie geschaffen, die Keule war überaus mächtig.

»Ich verstehe. Du bist dir auch ganz sicher?«

»Als die Keule auf mich niederschlug, wand sich mein ganzes Wesen in Pein. Es war kein reiner, physischer Schmerz, verursacht von einer weltlichen Waffe. Der Zorn eines Gottes fuhr durch die Keule auf mich nieder. Doch selbst, nachdem ich von der Keule getroffen wurde, kämpfte ich weiter. Denn im Gegensatz zu dem König war dieser Simund nicht unverwundbar. Ich hatte ihn verletzt und zwar schwer! Vielleicht erliegt er seinen Wunden ...«

Der sonst so vor Kraft und Wildheit strotzende Geist war in sich zusammengesunken, die Schultern hingen herab und der Blick des blanken Schädels ging in die Leere. War sogar der Körper geschrumpft? Sartur musste den Kopf nicht mehr recken, um ihm ins Gesicht zu schauen.

»Er wird überleben«, sagte Sartur. »Doch er ist verwundet, das glaube ich dir. Jetzt ist deine Chance, ihn anzugreifen, wenn er waidwund daliegt und sich nicht wehren kann.«

Der Geist wurde kleiner, nun überragte Sartur ihn. »Ich bin geschwächt«, sagte das Wesen. »Einen weiteren Schlag und ich bin gänzlich gebannt. Dann kann ich nie mehr in diese Welt zurückkehren.«

»Du willst also deinen Teil der Abmachung nicht einhalten?«

Der Geist schwieg. Sartur wusste, er war an ihn gebunden und würde alles tun, um seinen Auftrag zu erfüllen. Wenn er sich weigerte, dann weil er wirklich davon überzeugt war, es nicht zu

schaffen. Er hatte wohl Angst vor dem Cherus-Kind.

Möglicherweise, überlegte Sartur, ist Simund eine größere Gefahr als Hartried. Was mache ich nur?

»Tatsächlich hast du mir einen großen Dienst erwiesen«, sagte Sartur. Der Hirsch-Geist wandte seinen Kopf zu ihm. »Du hättest mir aber von der Cherus-Keule berichten sollen. Nun wird mir die ganze Sache klar.«

»Du willst mich quälen«, sagte der Geist.

Sartur rollte mit den Augen.

Der Ausdruck blieb dem Geist nicht verborgen. Seine Stimme gewann wieder an Wut. »Mein erstes Ziel war unverwundbar und der König hatte meinen Kopf gespalten! Nun dieser Simund mit seiner Keule göttlichen Ursprungs, der mir den Schädel einschlägt! Verlange von mir, jeden anderen zu töten und am nächsten Tag liegen sie aufgespießt und mit verdrehten Gliedern vor deinen Füßen, doch was sind diese Menschen?«

»Halbgötter. Keine Götter, keine Unsterblichen, keine Riesen und Ungeheuer. Menschen mit göttlichem Blut. Ich habe genug von dir, alles nur Entschuldigungen.«

Sartur machte eine wegwischende Handbewegung und stand auf.

»Zweifelst du an meinen Fähigkeiten?«

»Ja, wieso denn nicht?«

Der Geist erhob sich ebenfalls. Gleichzeitig wuchs seine Gestalt. Sie nahm eine drohende Haltung an, der Oberkörper neigte sich zu Sartur herunter. Etwas blitzte in der Dunkelheit der leeren Augenhöhlen auf.

Keine Angst zeigen.

»Wir hatten eine Abmachung«, sagte Sartur. »Die du nicht eingehalten hast. Keine Drohgebärden werden dich davon entbinden. Und selbst wenn du mir Gewalt antust, stehst du noch immer in meiner Schuld.«

»Und was soll ich tun?«, grollte der Geist. »Sie angreifen, immer und immer wieder, bis meine Präsenz aus dieser Welt gebannt wurde?«

»Wenn es dir beliebt.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Dann sind wir endlich am Schluss unserer Auseinandersetzung

angekommen.«

Sartur wandte sich ab und sah, wie der Wolf mit dem Menschengesicht aus dem Wald trat.

»Nein!«, rief der Geist mit dem Hirschschädel. »Nein, ihr seid miteinander im Bunde?! Sartur, du hinterlistiger ...«

»Kein Gesetz deiner oder meiner Welt verbietet mir, mit euch beiden einen Pakt zu schließen«, antwortete Sartur. »In der Tat war er es, der dich vorgeschlagen hatte.«

Der Wolf mit dem Menschengesicht kam näher. Die Mimik des Gesichts war gewohnt gelassen, mit einem selbstgefälligen Lächeln.

»Was nicht ganz die gewünschten Ergebnisse erzielt hatte«, sagte der Wolfsgeist. »Gewiss, es war etwas hilfreich. Doch du hältst dich nicht an deinen Teil der Abmachung. Das ist nicht gut.«

»Bleib mir fern, du Scheusal!«, rief der Geist aus und trat zurück.

»Deinetwegen habe ich Blut an den Händen«, sagte Sartur und stellte sich neben den Wolf mit dem Menschengesicht. »Ich habe dir geopfert. Ich mag kein Heiliger sein, auf sinnlose Grausamkeiten kann ich aber verzichten.«

»Bleibt mir fern!«

Der Geist drehte sich um und setzte zur Flucht an. Ein Rudel Wölfe auf der anderen Seite versperrte ihm den Weg. Sie stellten ihre Ruten auf, fletschten die Zähne und stießen kurze Belllaute zwischen dem Knurren aus.

»Ich bin überall, wo der Wald ist«, sagte der Wolf mit dem Menschengesicht. »Du kannst mir nicht entkommen.«

Und doch versuchte es der Geist. Er rannte dorthin, wo er keine Wölfe vermutete, nur um von ihnen aus den Schatten der Bäume angesprungen zu werden. Das Rudel fiel über ihn her, Zähne und Krallen verbissen sich in seinem Leib und rissen ihn zu Boden.

Der Geist schlug um sich, strampelte und zappelte mit allen Gliedern. Doch die Flut an Fell und Zähnen hielt ihn am Boden. Das war ihre Aufgabe, sie sollten ihn nicht umbringen. Diese nur allzu weltlichen Zähne und Krallen konnten nur die weltliche Hülle des Geistes zerstören.

Dafür gab es den Wolfsgeist mit dem Menschengesicht.

»Bleib weg!«, rief der Geist wieder, diesmal mit echter Panik in der Stimme. »Töte mich eintausend Mal, doch nicht das!«

Einige der Wölfe machten ihm Platz. Das Menschengesicht verlor die Gelassenheit, als sich der Kiefer zu ungeahnter Größe öffnete. Der Mund vergrub sich in der fleischlichen Hülle des Geistes, der schrie, als würde ihm ein glühendes Stück Metall durch den Schädel geschoben. Der Wolfsgeist hob seinen Kopf und saugte dabei eine schwarze Flüssigkeit aus dem Leib. Er trank sie eher aus, diese eigentliche Wesenheit unter der physischen Ummantlung. Das Schreien erstarb, Arme und Beine widerstrebten nicht mehr, bis er ganz leergetrunken war.

Die Wölfe ließen von dem Geist ab, nach und nach verschwanden sie im Wald. Von dem Hirsch-Geist blieb nur der Totenschädel übrig mit seiner abgebrochenen Geweihstange.

»Ist er tot?«, fragte Sartur. Er war den Geistern von Merow näher als irgendwer sonst, doch es gab so vieles, das er nicht verstand. »Kann man das überhaupt tot nennen?«

Der Wolfsgeist kehrte zu Sartur zurück und leckte sich die Lippen, als wäre es das leckerste Mahl gewesen.

»Wenn ihr Menschen sterbt, dann nur eure Hülle. Ihr habt noch immer dieses Etwas, dieses Wesentliche in euch, das fortbesteht und weiterwandert. Wohin, das ist eine gänzlich andere Frage.«

»Du sprichst von der Seele.«

»Seele, Selbst, Über-Ich, Unter-Ich, wie auch immer. Es ist egal, wie du es nennen willst. Jedenfalls gibt es etwas Nicht-Physisches, das weiterzieht und fortbesteht. Selbst wir können es nicht töten. Wir können es allerdings uns einverleiben. Er jedoch, er hatte das nicht. Was auch immer seine Wesenheit ist, es ist nun vollkommen ausgelöscht. Ich habe es mir einverleibt und zu einem Teil von mir gemacht. In mir löste es sich auf. Er ist weg, irgendetwas anderes wird seinen Platz einnehmen.«

Der Geist mit dem Menschengesicht setzte sich neben Sartur, der Kopf ruhte auf seinen Vorderpfoten.

»Die Keule«, sagte Sartur. »Das ist in der Tat bedenklich. Simund ist wohl der Auserwählte des Cherus. Kein anderes seiner Kinder hat er bisher so sehr unterstützt. Oder könnte es sein, dass es sich nicht um Cherus' Keule handelt?«

»Der Geist sprach von der Göttlichkeit der Waffe. Es muss Cherus' Keule sein.«

Sartur ging auf und ab. Dass Simund diese Waffe hatte, machte ihn unruhig. »Noch weiß Simund nichts von unserem Vorhaben.«

»Niemand, abgesehen vom Fürsten von Krähenwut, weiß davon.«

»Simund hat es nicht auf uns abgesehen, das meine ich damit. Sein Hader ist mit Hartried, es geht um die Herrschaft über Merow. Vielleicht können wir das zu unseren Gunsten nutzen. Doch ist Simund stark genug, gegen Hartried zu bestehen?«

»Er hat den Geist zurückgeschlagen, obwohl er nicht unverwundbar ist wie Hartried«, warf der Wolf mit dem Menschengesicht ein. »Er hat Cherus' Keule. Wir sollten ihn zumindest nicht unterschätzen.«

»Nicht, dass er zu mächtig wird. Ein Cherus-Kind mit Cherus' eigener Waffe. Es wäre kaum anders, als würde der Gott selbst über dieses Reich herrschen. Doch das ergibt keinen Sinn.«

Der Wolfsgeist hob den Kopf und sah ihn fragend an.

»Cherus wollte nicht, dass eines seiner Kinder herrscht. Er übergab die Königswürde Doderried, Wardruns Vorfahren. Wenn Cherus nun einen seiner Söhne unterstützt, der nach der Krone strebt, dann widerspricht er sich selbst. Doch er ist ein Gott. Würde ein Gott so einfach seine Prinzipien aufgeben?«

»Ein Gott, der einst ein Mensch war. Oder zu einem wurde und dann wieder zu einem Gott wurde. Er ist nicht unfehlbar. Vergiss nicht, was er dir angetan hatte.«

Unweigerlich suchte Sarturs Hand seine Narbe im Gesicht auf. »Wie könnte ich. Es gibt aber noch eine zweite Möglichkeit: Simund will nicht König werden.«

Kapitel 36, Gunlaug

Gunlaug hatte sich schon in unterschiedlichsten Lebenssituationen wiedergefunden. Als Gefolgsmann am Hofe von König Hartried war er viel auf dem Rücken eines Pferdes oder eines Hirsches gereist. Er hatte sich auch als Jäger betätigt, erkundete zusammen mit seinem Halbbruder die Höhen des Drachenwirbels, versank bis in den Knien im Moor oder verlor sich in den Schatten von tiefen Wäldern. Er kämpfte in mehreren Kriegen und Fehden mit, hatte das eigene und das Blut seiner Feinde vergossen. Während seiner Kindheit war er häufig mit dem Boot hinausgefahren, wo er auf den Wellen umher geschaukelt war und den Sturm gefürchtet hatte. Doch eines war ihm bislang fremd gewesen: Er war noch nie in Ketten gewesen.

Die Orks behandelten ihn nicht grausam, wie er befürchtet hatte, doch sanft oder höflich konnte er das auch nicht bezeichnen. Mit einem Holzstock hatten sie seine Hände gefesselt und an seinem Hals hing eine schwere metallene Kette, welche an einen Wagen vor ihm gebunden war. So marschierte Gunlaug gezwungenermaßen mit der gesamten Armee mit. Selbst nachts durfte er die Kette oder den Stock nicht abnehmen. Er schlief unter freiem Himmel und bekam nur eine Brühe und einige Stücken Fleisch. Wenigstens war es nicht Brot und Wasser.

Hakulu hieß der General dieser Armee. Er besuchte Gunlaug mehrmals auf seinem Wagen, indem er neben ihm herfuhr und Erkundigungen einholte. Zumeist ging es dabei um Merow, den König und sein Verhältnis zu den Saumya.

»Ich habe Euch bereits erklärt«, sagte Gunlaug und trottete neben dem Wagen des Generals, »ich war auf diplomatischer Mission. Und ich werde Eurem Anführer, diesem Gorku, nichts anderes erzählen. Die Saumya haben bereits geschworen, sich in diesen Krieg nicht mehr einzumischen. Was wollt Ihr noch?«

Der Ork schaute ihn mit seinen Schweineaugen misstrauisch an.
»Das kann nicht alles gewesen sein!«

»Doch, das war -«

Eine Peitsche knallte vor Gunlaugs Gesicht. Erschrocken fiel er um und rasselte sich schnell auf, sonst schleifte der Wagen ihn über

den Boden. Die Orks, einschließlich diesem Hakulus, fanden das alles sehr lustig und lachten.

Gunlaug ließ sich davon nicht die Ruhe nehmen. »Ihr könnt mich auspeitschen, so sehr Ihr wollt, etwas anderes werdet Ihr nicht hören, denn es gibt da nicht mehr zu erzählen.«

»Dieser Elf«, begann Hakulu, »der vor deiner Gefangennahme mit dir gekämpft hatte, was hatte er dir gesagt? Was solltest du nicht vergessen?«

Jetzt wurde es doch ernst. Gunlaug zögerte, was Hakulu veranlasste, wieder mit der Peitsche auszuholen.

Bevor es zum nächsten Schlag kommen konnte, antwortete Gunlaug schnell: »Ich soll für ihn beten.«

»Was?« Der Ork grunzte. »Und dafür die Gefahr auf sich genommen, von meinen Männern umgebracht zu werden?«

»Er hat mir seinen Segen gegeben. Das war ihm sehr wichtig. Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Saumya.«

Hakulu kniff seine Augen zusammen, dann stieß er seinen Wagenfahrer an und das Gespann entfernte sich schnell.

Ein anderes Mal verhörte Hakulu ihn wegen der Mannstärke der Merowa: »Wie viele Krieger hat dein König?«

Als Gunlaug zu überlegen begann, hob der Ork bereits seine Peitsche.

»Ich überschlage gerade!«

Der Ork ließ von seinem Vorhaben ab. Langsam ging Gunlaug diese Knute richtig auf die Nerven. Von den Schmerzen mal ganz abgesehen, wenn er ihn tatsächlich traf.

Gunlaug überschlug nicht wirklich die Zahl der Männer, die Hartried und ihren Fürsten folgen würden. Stattdessen überlegte er, ob er die Wahrheit sagen oder ob er die Zahl der Krieger maßlos übertreiben sollte, um den General und seinen Anführer einzuschüchtern. Oder ob er lieber stark untertreiben sollte, damit sie die Merowa unterschätzten.

»Was ist nun?«, fragte Hakulu.

»So Hunderttausend, schätze ich. Es kommt darauf an, wie viele Fürsten dem Ruf zu den Waffen folgen, doch bei einem Angriff, wie Ihr ihn plant, werden das wahrscheinlich alle sein.«

Das war eine Übertreibung. So groß Merow war, war es doch

äußerst dünn besiedelt. Gunlaug war sich nicht sicher, ob überhaupt so viele Menschen in Merow lebten.

»Hunderttausend ...« Hakulu sprach das Wort betont langsam aus, als müsste er sich erst der Bedeutung dieser Zahl bewusst werden.

»Gunlaug«, sagte er plötzlich. »Wie groß schätzt du, ist dieses Heer?«

Gunlaug schaute sich um, aber von seiner Position hatte er keinen guten Überblick. Er rief sich die Bilder in den Kopf, wie er vom Hügel des Sakhya-Lagers aus das angreifende Heer überblickte. »Zehntausend, vielleicht zwanzigtausend.«

Hakulu nickte, was Gunlaug freilich nicht verriet, ob er mit seiner Einschätzung richtig lag.

»Dann werden wir nicht viel zu fressen haben.«

Gunlaug biss sich auf die Zunge. Einerseits um ihn nicht für diese abscheuliche Praxis des Menschenfressens zu verfluchen, andererseits um ihn nicht darauf aufmerksam zu machen, dass es in Merow auch Herden, Felder, Äcker und Wild gab.

»Viel Menschenfleisch wird es wohl nicht geben«, überlegte Hakulu weiter.

Also hatte der Ork auch an die andere Beute gedacht, die sie sich in Merow einverleiben konnten.

»Ihr reitet auf Pferden und Hirschen«, stellte Hakulu richtig fest. »Was noch?«

»Das ... war alles.«

Hakulu schnaubte, stieß den Wagenlenker an und sie fuhren davon.

Ein anderes Mal kam Hakulu mit Gunlaugs Schwert an. Ob das eine Art von Folter war? Der Ork befangerte mit seinen dicken Griffeln die Klinge und schnitt sich mehrmals, was er ohne ein Zucken hinnahm.

»Von den Zwergen geschmiedet?«, fragte Hakulu.

Das hatte Gunlaug überrascht. »Ja ... Habt Ihr bei Euch auch Zwerge?«

»Saumya handeln mit den Zwergen, manchmal kriegen sie Waffen. Manchmal töten wir die Elfen mit Zwergenwaffen, doch manchmal kommen sie über den Handel zu uns. Ich werde diese

Klinge behalten.«

Der Ork grinste ihn an.

Gunlaug mochte dieses Schwert, doch hing sein Herz nicht daran. Er behielt seine Fassung und ließ sich keinen Ärger anmerken. Möglicherweise war es nichts anderes als eine Provokation. Hakulu behielt das Grinsen, als er auf dem Wagen davonfuhr.

Sie zogen Richtung Süden, den Drachenwirbel zu seiner Rechten. Hakulu machte keinen Hehl daraus, wohin ihr Weg sie führte: Sie verbanden sich mit dem Hauptheer, das vor dem Gebirge das Lager aufschlug und es bald überqueren würde. Der Angriff war also beschlossene Sache, doch hatte sein Halbbruder auf der anderen Seite noch genügend Zeit zu reagieren. Der Drachenwirbel war ein gewaltiges Gebirge und ohne einen Führer würden es die Orks schwer haben, für ein so großes Heer geeignete Pässe zu finden.

Verdammt!, fiel es Gunlaug da ein. *Die glauben doch nicht etwa, dass ICH sie durch das Gebirge führen kann?*

Zwar hatte Gunlaug ein paar Wochen im Drachenwirbel zusammen mit Hartried verbracht, als sie Ungeheuer gejagt hatten, doch war er lange nicht heimisch in diesen Wipfeln und Schluchten. Zudem war es eine ganze Weile her. Doch der Gedanke war naheliegend. Die Orks mochten glauben, er könne auf diese Weise nützlich für sie sein. Wieder fragte sich Gunlaug, ob er ehrlich sein sollte oder nicht. Vorzugeben, ihnen bei der Überquerung behilflich sein zu können, verbesserte bestimmt seine Überlebenschancen.

Die Reise dauerte insgesamt zwei Wochen und drei Tage. In dieser Zeit hatte Gunlaug keine Gelegenheit gehabt, sich zu waschen oder einmal die Kleidung zu wechseln. Er stank fast so furchtbar wie diese Orks und ihre Stiere. Er war erschöpft vom ständigen Marschieren, die Kette am Hals wog schwer, seine Stiefel waren durchgelatscht. Er vermisste seinen Hirsch. Oder irgendein Reittier. Ja, sogar durch einen Sturm auf hoher See hätte er sich lieber gekämpft.

Doch dann war es zumindest mit dieser Tortur erst einmal vorbei. Sie erreichten das Lager der Orks. Sie hatten zum Fuße des Drachenwirbels eine Zeltstadt errichtet, welche die Ausmaße der Städte der Mykerios übertreffen durfte. Schon von fern sah Gunlaug

die Rauchsäulen aufsteigen. Je näher sie der Zeltstadt kamen, desto verwüsteter und karger wurde das Land. Die Wiesen waren abgegrast und der nackte Boden blieb zurück. Überall verwesten Kadaver von Tieren, vielleicht auch Orks, und Knochen knirschten unter Gunlaugs Sohlen. Er wollte sich nicht ausmalen, in welchem Ausmaß sie Merows Wälder und Felder schänden würden.

Was können wir nur gegen diese Ungeheuer unternehmen?

»Freue dich, Gunlaug!«, riss ihn Hakulu aus den Gedanken. »Du wirst dein eigenes Zelt bekommen!«

»Obwohl ich noch immer Euer Gefangener bin?«

»Natürlich! Und glaube gar nicht, dass du die Kette so schnell los ist. Versuche nicht, davonzulaufen, dann wird dir auch nichts geschehen. Und vielleicht siehst du dein geliebtes Merow noch einmal, bevor wir es ganz verschlingen!«

Dann lachte er und fuhr zur Zeltstadt rüber.

Im Lager angekommen hätte Gunlaug vergessen können, dass es sich um eine Armee handelte. Sicherlich trugen die Orks ihre gekrümmten Schwerter, Keulen, Äxte, Speere und Bögen und die meisten waren in ihren Rüstungen gehüllt. Doch viele von ihnen dösten nur neben den Zelten, verspeisten gerade große Portionen von dampfenden Brühen, tranken ein übelriechendes, bräunliches Gebräu und ließen allgemein die Disziplin und Geschäftigkeit eines lagernden Heeres vermissen. Sie wiegten sich wohl vollkommen in Sicherheit. Wer würde sie auch angreifen?

Der Wagen, der bisher Gunlaug hinter sich hergezogen hatte, hielt an. Hakulu stieg ab und wechselte ein paar Worte mit seinem Fahrer, der daraufhin quer durch das Lager fuhr. Andere Orks mussten zur Seite springen, wollten sie nicht unter seine Räder geraten oder von den Stieren zertrampelt werden. Anschließend befreite Hakulu seine Hände von der hölzernen Fessel.

Eine schwere Last war von ihm genommen. Er fühlte sich sogleich um die Hälfte leichter und streckte sich einmal ordentlich. Was blieb, war die Kette an seinem Hals.

Hakulu nahm die Kette vom Wagen und zog ihn hinter sich her. Gewiss erniedrigend, doch Gunlaug nahm sich vor, ihnen keine Genugtuung zu geben und folgte ihm mit erhobenem Haupt. So gut es nach diesem zermürendem Marsch ging.

»Wohin führt Ihr mich?«, fragte Gunlaug.

»Zu Gorku«, sagte der General. »Ich habe die Sakhya nicht vernichtet, wie er mir befohlen hat. Daher muss ich dich vorzeigen, sonst bin ich meinen Kopf los.«

Dann lachte er grunzend, als läge ihm nichts an seinem Leben.

Während sie sich durch das Lager bewegten, versuchte er die Zahl der Orks einzuschätzen. Doch nach einer Weile hörte das Zählen auf. Hätte er einen Blick von oben, etwa vom Drachenwirbel aus, dann hätte er die tatsächliche Größe dieser Armee vielleicht beurteilen können.

Gunlaug sah die Sonne die Mittagshöhe überschreiten, bevor sie endlich das Zelt dieses Gorku erreicht hatten. Er hätte es auch ohne Hakulus Führung erkannt, denn es war das größte aller Zelte, das er bisher gesehen hatte. Es war mit einer Halle der Fürstenhäuser vergleichbar und die Decke war ebenso groß.

Hakulu baute sich vor den schwer gerüsteten Wachen auf. Die Schuppenpanzer reichten ihnen von Kopf bis Fuß, nur die dicklichen Schweinegesichter schauten hervor. Sie erkannten ihn und gaben den Eingang frei.

Hakulu zog an der Leine. »Nun ist es so weit, Gunlaug ...«

Kapitel 37, Gunlaug

Gunlaug hatte die letzten beiden Wochen viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Unter anderem darüber, wie er sich diesen Gorku, diesen Heerführer über eine riesige Armee an Orks, vorzustellen hatte. Gorku musste ein Ork von gewaltiger Statur gewesen sein, eine wahrhaftige Bestie, waffenstarrend und jeden Mann weit überragend. Nach Gunlaugs Vorstellung besaß er ein wildes Wesen, verabscheute alles Schöne und Edle und sein Sinn war allein auf Gewalt aus.

Der wahre Gorku saß auf einem hohen Thron aus einem weißen Holz geschnitzt. Hinter ihm erhoben sich zwei Banner, die eine weiße Wolke mit einem gelben Blitz auf einem hellblauen Hintergrund zeigten. Gorku selbst — Gunlaug vermutete jedenfalls, dass es sich um Gorku handelte — saß mit der Hand am Kinn und einem Fuß auf einem Schemel, als wartete er schon den ganzen Tag. Er trug ein gelbes Gewand und eine hohe, rote Mütze. Auf seinem dicken Bauch ruhte ein Dolch, der mit einer goldene Schlaufe an einem Ledergürtel gebunden war.

So viel zum ersten Eindruck. Das einzige, was sehr orkhafte an diesem Gorku schien, war das Schweinegesicht und die Fleischkeule, an der er sich gerade genüsslich tat.

Hakulu zog Gunlaug vor den Thron, welcher sich auf einem hölzernen Podest befand. Drumherum stützten vier breite Säulen das Dach des Zeltes, von denen Banner mit derselben Wolke und dem Blitz hingen. Das ganze Zelt, sowohl Boden als auch die Wände, war mit Teppichen und Fellen verhangen. Mehrere schwer gerüstete Wachen befanden sich darin.

»Knie«, befahl Hakulu.

»Ich knie noch nicht einmal vor meinem eigenen König«, antwortete Gunlaug und wünschte sich sogleich, er hätte sich stattdessen auf die Zunge gebissen. Wenigstens starb er einen stolzen Tod. »Wir Brega sind ein freies Volk«, fuhr er fort, um sich zu erklären. »Ich schloss mich dem König der Merowa aus eigenem Entschluss an.«

»Brega, Merowa«, begann Gorku, nachdem er einen Bissen heruntergeschluckt hatte. Er warf die Keule hinter sich, zwei große

Hunde mit flachen Schnauzen und dichtem Fell sprangen hervor und kabbelten sich um das Fleisch. »Mykerios, Sikheler, Parthakaten. Es gibt viele von euch Menschen, viele Völker mit ihren eigenen Herrschern, Sitten, Gebräuchen, Göttern. Du bist ein Brega, ja. Die Brega leben weit westlich von hier am Meer, habe ich gehört. Du wirst mir mehr von ihnen erzählen. Doch Hakulu?«

Hakulus Haltung versteifte sich mit einem Mal. »Ja, mein Herr?«

»Ich habe gehört, die Sakhya existieren noch. Und jetzt kommst du mir mit diesem Menschen hier. Was soll das?«

»Mein Herr, das ist Gunlaug, Bruder von Hartried. Dem König der Merowa.«

Gorku nickte und erhob sich. Er war tatsächlich ein Stück größer als die anderen Orks.

»Er wollte ein Bündnis mit den Saumya schmieden«, fuhr Hakulu fort. »Als wir die Saumya angriffen, warf er sich vor mir auf die Füße und bot sich als Geisel an.«

Gorku ging vor Gunlaug auf und ab.

Noch schneller sprach Hakulu: »Zusätzlich zu seiner Gefangennahme ließ er die Elfen schwören, sich nicht mehr am Kampf zu beteiligen.«

»Wieso hast du dich darauf eingelassen?«, fragte Gorku. Er sprach es leise aus, doch es wirkte umso bedrohlicher.

Hakulu's Worte kamen nur stotternd hervor. »Wir wurden ... von der Seite angegriffen. Es bestand die Gefahr, dass ...«

»Ihr hattet die absolute Überzahl.«

»Mein Herr, damit sind alle Elfen aus diesem Krieg raus. Wir können gefahrlos das Gebirge überqueren.«

»Es war nur ein Stamm. Wieso betrifft es alle Elfen?«

Und da wusste Hakulu keine Antwort mehr.

»Und du?«, fragte Gorku an Gunlaug gewandt. »Wieso betrifft das alle Elfen?«

Gunlaug entschied sich, einfach bei der Wahrheit zu bleiben. Vermutlich wären die Shakya damit am sichersten. »Ich konnte die anderen Stämme nicht überzeugen, sich dem Krieg anzuschließen. Da sich nun die Shakya aus dem Krieg ganz heraushalten, ist es äußerst unwahrscheinlich, dass andere Stämme gegen Euch die Waffen erheben werden.«

Gorkus Blick ruhte einen Moment auf Gunlaug. Dieser Ork wirkte wesentlich intelligenter als all jene, denen er bisher begegnet war.

Mit einer Handbewegung bedeutete Gorku, dass Hakulu sich entfernen durfte. »Lass unseren Gefangenen vorerst bei mir.«

Hakulu verbeugte sich und ließ die Kette fallen. Bevor er das Zelt verließ, bedachte er Gunlaug mit einem Blick, als sollte er sich ja anständig benehmen. Vielleicht hing es von Gunlaug ab, ob Hakulu demnächst seinen Kopf behalten oder verlieren würde.

Gorku setzte sich wieder hin und winkte eine der Wachen herbei. »Einen Hocker.«

Die Wache nickte, lief hinter das Podest und kam mit einem Schemel hervor, den sie neben Gunlaug stellte.

Gorku deutete auf den Schemel und Gunlaug setzte sich hin. Wieder fühlte er sich, als wäre ihm eine zusätzliche Last von den Schultern gefallen. Sitzen ...

»Du mußt erschöpft sein«, sagte Gorku. »Je nachdem, wie kooperativ du dich verhältst, werden wir dich gut behandeln. Glaube aber nicht, dass du unser Gast bist. Also, der Bruder des Königs ...«

»Halbbruder«, berichtigte Gunlaug.

»Wenn du nicht als Eintopf für meine Männer enden willst, dann antwortest du nur, wenn ich dich frage.«

Eine Pause entstand, in der Gorku ihn erwartungsvoll anstarrte. Gunlaug verstand das Spiel. Glaubte er zumindest. Er würde den Mund halten, bis er gefragt wurde.

»Gut«, sagte Gorku. »Dann eben Halbbruder, als ob es einen Unterschied macht. Du könntest eine wertvolle Geisel sein. Vielleicht sollte ich Hakulu nicht umbringen. Oder hättest du ein Problem damit?«

»Ich hege keine Sympathien zu diesem Ork«, antwortete Gunlaug.

Gorku lachte trocken. »Sag, hegt der König, dein Halbbruder, dir gegenüber Sympathien?«

Gunlaug zögerte einen Augenblick. Sollte er ihnen in die Hände spielen und eine wertvolle Geisel sein? Oder seine Bruderschaft und Freundschaft zum König herunterspielen?

In diesem Fall dachte er an seine eigene Haut. »Nicht nur unser

Blut macht uns zu Brüdern. Wir kämpfen seit vielen Jahren Seite an Seite, haben uns einander das Leben gerettet und uns die Treue geschworen.«

»Wieso bist du dann hier und nicht bei ihm?«

»Ich gelte aus irgendeinem Grund als guter Diplomat. Darum wurde ich zu den Elfen gesandt.«

»Aha. Damit wirst du zumindest so lange leben, wie dein König und Halbbruder leben wird. Oder ist das ein Problem?«

Nun sollte Gunlaug wohl vorsichtig sein. Doch er konnte nicht anders als zu antworten: »Natürlich, er ist mein Bruder, die Merowa sind meine Brüder.«

»Gut«, sagte Gorku. »Ein lügender Kopf trennt sich bei mir schneller vom Hals als ein ehrlicher.«

Wie sich herausstellte, hatte Gunlaug diesen Gorku falsch eingeschätzt. Der Heerführer verabschiedete ihn, doch seine Kette wurde er nicht los. Eine Wache zog Gunlaug zu einem nahen Zelt, in der ein Waschzuber und sogar etwas zu essen auf ihn wartete. In dem Zelt befanden sich genügend warme Pelze für die Nacht. Wenigstens wurde er nicht allzu schlecht behandelt.

Die Wache befestigte die Kette an einem Pfosten. Gunlaug blickte verstohlen darauf. So dumm waren sie nicht, einfach würde er nicht fliehen können.

Doch wäre das so klug? Er hatte sich ausgeliefert, um die Shakya und die anderen Saumya-Elfen zu retten. Würde er fliehen, würde das die Vereinbarung brechen. Außerdem müsste er das gesamte Lager unbehelligt durchqueren und sich anschließend durch die Wildnis schlagen. Oder durch das Gebirge, auf dem direkten Weg nach Merow.

Nein, es war wohl das Klügste, sich zunächst als Gefangener zu unterwerfen. Auch wenn das seiner Sturm umpeitschten Brega-Seele zuwiderlief.

Doch was waren seine Optionen? Das Spielchen mitspielen, diesem Gorku immer die Wahrheit sagen, ein braver Gefangener sein? Gar dabei zuzusehen, wie die Orks auf der anderen Seite des Drachenwirbels über Merow und seine Menschen herfielen? Nein, das konnte Gunlaug nicht zulassen. Etwas musste es geben, das er

selbst als Gefangener bewirken konnte. Vielleicht galt es nur, durchzuhalten, und es würde sich eine Chance präsentieren. Manchmal musste man sich gedulden und zu den Göttern beten, denn auch sie warteten nur den richtigen Augenblick ab. Und dann galt es, wenn sie sich einem offenbarten, zuzuschlagen und ihre Gunst zu nutzen.

Wann hatte Gunlaug das letzte Mal zu den Göttern gebetet? Selbst während den Qualen der letzten Tage hatte er selten sein Haupt gen Himmel erhoben. Dabei hätte man meinen können, er als Sohn eines Gottes stand ihnen näher als die meisten gewöhnlichen Sterblichen.

Gunlaug blickte verstohlen zum Ausgang des Zeltes. Die Wache war nicht zu sehen, sie stand sicherlich vor dem Zelt, doch war sie außer Hörreichweite. Er kniete sich hin, für ihn eine seltene Geste.

»Cherus, Gott der Merowa ... Vater. Ich bitte dich nicht, mich zu retten. Ich bitte nicht um Erlösung oder gar darum, meine Qualen zu mindern. Ich nehme alle Qualen auf mich, die ihr Götter mir auferlegt. Doch gib mir die Stärke, die Ausdauer und den Willen, diese schwere Zeit zu überstehen, damit ich die Wälder von Merow wiedersehen kann. Und das Meer des Westens. Und Hartried und Hedwinna, Gartmund ... Aziles ... und vielleicht auch Hedda, wenn sie es denn wünscht.«

Kapitel 38, Hedda

Ein Aufschrei ging durch das Lager, als Barysus zurückkehrte. Er führte Simunds Pferd am Zügel mit sich und darauf lag Simund selbst, eine blutende Wunde an seiner Seite, verbunden und bewusstlos.

Hedda befand sich gerade mit Melinde in ihrem Zelt, als Piasus mit der Nachricht zu ihnen gelaufen kam. Sie nahm Melindes Hand und zu dritt eilten sie zu Simund.

Barysus stand vor dem Zelt im Gespräch mit Daedlus, Forkmann und Thula sowie einigen anderen Heerführern der Mykerios.

»Was ist geschehen?«, verlangte Hedda zu wissen. Ihr Herz klopfte ihr bis zum Halse. »Liegt er dort drinnen?«

Daedlus konnte kaum antworten, da hatte Melinde sie schon ins Zelt gezogen.

Ein Arzt beugte sich gerade über Simund. Er lag auf einem Bett, die Augen geschlossen. Melinde warf sich vor ihn und ergriff seine Hand, während ihr Tränen über die gerötete Wange liefen.

»Er wird es überstehen«, sagte der Arzt. »Die Wunde ist tief, die Organe sind aber nicht schwer verletzt. Er hat viel Blut verloren und muss sich ausruhen. Wir müssen nur Sorge tragen, dass die Wunde sich nicht entzündet.«

»Das können sie, ja?«, fragte Hedda.

»Das ist mein Handwerk.«

Melinde vergoss weiter heiße Tränen. Hedda wollte wissen, was geschehen war und diesen Barysus fragen. Doch zuerst musste sie sich neben das Mädchen knien und sie in den Arm nehmen.

»Er ist stark«, sagte Hedda. »Von dem Kampf gegen Paraxus hatte er sich schnell erholt. Schneller, als ein normaler Mensch es könnte.«

Melinde nickte, was dem Tränenfluss keinen Abbruch tat.

»Ich werde hinausgehen, wenn das in Ordnung ist.«

Der Arzt wischte sich das Blut von den Händen. »Ich bin erst einmal fertig. Das Mädchen kann gern für ihn beten.«

Hedda nickte, sagte: »Danke« und ging aus dem Zelt.

»... Ein Dämon, ein Geist«, sagte Barysus, als Hedda dazu trat. »Was weiß ich. Wir dachten, wir folgten der Spur eines Riesen.«

»Wie wurde er verletzt?«, fragte Hedda.

»Es war sein Geweih, das dieses Wesen ihm in den Leib stieß. Simund hatte danach weitergekämpft. Wie das möglich ist, da bin ich überfragt.«

Er ist ein Sohn des Cherus.

»Ich kam noch gerade rechtzeitig, um diesem Wesen eine Klinge in den Rücken zu bohren, doch will ich mich nicht als Helden aufspielen. Letztlich war es Simund, der ihm mit der Keule ein Loch in den Hirschschädel schlug und ihm mit den Hufen seines Pferdes den Rest gab. Verdammst, ich bete demnächst selbst zu Cherus.«

»Ein Hirschschädel ...«, sagte Thula langsam. Die alte Fürstin verzog die Miene zu einer Grimasse aus vielen Falten.

»Sagt mir nicht, du kennst dieses Wesen?«, fragte Forkmann.

»Kennen? Ich kenne jedenfalls nicht seinen Namen, ich bin schließlich keine Geisterbeschwörerin. Doch war das nicht sein erstes Opfer. Es ist ein wütender, gewalttätiger Geist, der nichts beschützt, sondern nur das Töten kennt.«

»Und was bedeutet das nun für uns?«, fragte Daedlus. »War das reiner Zufall oder müssen wir unsere Truppen darauf einstimmen, demnächst häufiger von irgendwelchen Geistern angegriffen zu werden?«

»Wenn ich meine Meinung dazugeben darf«, meldete sich Barysus. »Er hatte an mir kein Interesse gezeigt, so schien es mir jedenfalls. Simund war sein einziges Ziel. Wir sollten uns in erster Linie um ihn sorgen.«

Hedda verschränkte die Arme. *Ein Geist, der es nur auf Simund abgesehen hatte ...*

»Fürstin Thula, Ihr spracht von Geisterbeschwörern.«

Thula sah Hedda mit zusammengekniffenen Augen an. »Worauf wollt Ihr hinaus?«

»Könnte jemand diesen Geist gerufen haben, damit er Simund angreift?«

»Denkbar«, antwortete Thula. »Wer weiß, welches Opfer er dafür bringen musste. Wir sollten Acht auf den Jungen geben. Ich schlage vor, dass er die Spähreiter verlässt. Dort draußen ist es zu gefährlich für ihn.«

»Müssen wir darüber abstimmen?«, fragte Daedlus.

»Wir zwingen ihn, wenn es sein muss«, erwiderte Hedda. »Wer

weiß, was die noch auf ihn hetzen.«

»Aber eine gute Sache hat das«, sagte Thula und ihr faltiges Antlitz verzog sich zu einem unheimlichen Grinsen. »Wer auch immer diesen Geist beschworen hat, er hat Angst vor Simund. Wieso sonst sollte er zu solchen Mitteln greifen?«

Es dauerte nicht lange, bis sich die Nachricht von Simunds Verwundung und Kampf mit dem Geist im Heer herumgesprochen hatte. Zu sagen, es hatte einen schlechten Einfluss auf die Moral gehabt, wäre eine Untertreibung gewesen. Unsicherheit machte sich schnell breit, nicht nur bei den Mykerios, die sich vor dem merowschen Wald und seinen unbekanntem Wesen fürchteten, auch bei den Merowa. Das wiederum verängstigte die Mykerios nur umso mehr.

Mehr als Hedda gedacht hatte, machte ihr das zu schaffen. Nicht nur Simunds Verfassung, sondern welchen Einfluss das auf ihren Heerzug hatte. Am Ende desselben verhängnisvollen Tages saß sie zusammen mit Piasus und Forkmann am Feuer und dachte über ihre Situation nach.

»Was würde ich tun«, sprach sie mehr zu sich selbst als zu den anderen, »wäre das mein Schiff? Wie könnte ich die Moral wiederherstellen?«

Piasus nahm die Weinflasche aus dem Gesicht und wischte sich den Mund ab. Nachdem sie Simund verletzt ins Zelt getragen hatten, wollte er mit aufmunternden Worten die Moral der Männer verbessern, indem er ihnen etwa berichtete, aus welchen Kämpfen Simund zuvor siegreich hervorgegangen war und wie schnell er sich von seinen Verletzungen erholt hatte. Doch Hedda bemerkte, wie gespielt die Zuversicht war. Gut gespielt, doch sie kannte ihn schon länger. Und mittlerweile besser. Er machte sich ebenfalls Sorgen um den Jungen.

»Das ist eine gute Überlegung«, sagte er. »Nur ist eine Armee keine Schiffsbesatzung. Du hast es hier mit Tausenden von Männern zu tun, die nicht einmal alle im selben Boot sitzen, im übertragenen Sinne. Zwar haben wir alle dasselbe Ziel, doch marschieren wir aus unterschiedlichen Gründen.«

»Ich habe noch nie das Meer gesehen«, sagte Forkmann. »Doch

unsere Situation muss so sein, als wenn ein Ungeheuer unter der Wasseroberfläche einem auflauert. Wie ein Feind, der sich in den Schatten der Wälder versteckt, kann man nicht wissen, wann der nächste Angriff geschehen wird. Wart Ihr schon mal in einer solchen Situation?»

Wieso hatte sie zuvor nicht daran gedacht? »Ja, ich hatte so etwas schon einmal erlebt!«

»Und wie ist es ausgegangen?«, fragte Forkmann. »Erzählt die ganze Geschichte. An diesem traurigen Abend haben wir nichts Besseres zu tun.«

Langsam kamen die Erinnerungen zu ihr zurück. »Wir wurden von einer Seeschlange angegriffen«, sagte Hedda. Plötzlich musste sie an das Meer denken, an ihr Schiff, die raue See und an den Wind, der das Wasser aufpeitschte. Sie bekam Sehnsucht nach den grenzenlosen, blauen Weiten. »Wir befanden uns auf dem Weg zum nördlichen Kontinent. Ihr wisst, dort, wo das ganze Jahr über Schnee liegt und das Eis hohe Berge bildet. Wir wollten Handel mit den Zwergen des Nordens in ihren eisigen Höhlen treiben.«

»Habt Ihr die Hallen gesehen?«, fragte Forkmann, sichtlich interessiert.

»Ja, das habe ich.« Nun hatte sie die spiegelnden Eishallen der Nordzwerge vor Auge und musste unweigerlich frösteln. Sie, die harschen Seewind gewohnt war. »Ich sah allerdings nie die Tiefen ihrer Höhlen und Behausungen. Nur den Bereich, in dem auch Fremde zugelassen sind, für Händler wie wir. Jedenfalls, auf dem Weg dorthin stieß plötzlich etwas gegen unser Boot. Es geschah so plötzlich, dass einer meiner Männer über Bord geworfen wurde. Ich hatte schon ein Seil zur Hand, die Besatzung stand bereit, ihn schnell wieder aufs Schiff zu ziehen. Da wurde er von etwas in die Tiefe gezogen. Noch nicht einmal einen Schrei konnte er ausstoßen. Ich nahm meinen Speer und sprang ins Wasser.«

Piasus verschluckte sich am Wein. »Du bist hinterher gesprungen?!«

»Wir reden über Moral«, antwortete Hedda. »Das habe ich nicht nur gemacht, weil ich ihn retten wollte. Das wollte ich schon, in dem Moment hatte ich instinktiv gehandelt. Und ich erwartete das auch von meinen Männern. Was wäre, wenn ich ins Wasser gestürzt wäre?

Wäre ich ein verhasster Kapitän gewesen, dann hätte niemand aus meiner Mannschaft versucht, mich zu retten, und wäre es um mich geschehen.«

»Ergibt Sinn, ja.« Piasus trank weiter.

Nun machte sich Hedda auch Sorgen um ihn.

»Und was passierte dann?«, fragte Forkmann.

»Ich folgte dem Blut im Wasser und tauchte in die Finsternis hinab. Von dem Seemann keine Spur. Ich sah nur einen dunklen, langgezogenen Schatten unter mir, bis ich keine Luft mehr hatte und zurück zur Oberfläche musste. Diesen einen Mann hatte ich an das Ungeheuer verloren, doch ich schwor mir, er würde der letzte sein.«

Eine Pause entstand, in der Hedda kurz dem Toten gedachte. Die beiden Zuhörer warteten darauf, dass sie weitererzählte.

»Das war nicht der letzte Versuch der Seeschlange. Fünfmal ... nein, siebenmal danach stieß sie von unten gegen das Schiff. Das geschah über einen Zeitraum von knapp zwei Wochen. Seeschlangen müssen nicht so häufig essen und sie sind sehr geduldig. Doch uns war klar, dass sie uns verfolgte. Daher befahl ich meiner Besatzung, sich die ganze Zeit über festzubinden. Es fiel keiner mehr ins Wasser, wir waren alle viel vorsichtiger. Nur ein kleiner Ruck des Schiffes, eine Welle, die gegen den Rumpf prallte, und alle Hände hielten sich am Holz oder am Seil fest und Speerspitzen zielten ins unergründliche Wasser. Ach, wir waren alle so nervös.« Sie lächelte. Wie verängstigt sie doch gewesen waren. »Und dabei hatten wir gemeinsam schon so viele Gefahren überstanden. Doch diese Ungewissheit, nicht zu wissen, wann es als Nächstes angreifen würde, wen es treffen könnte ... Im Gegensatz zu unserer derzeitigen Situation hatte es die Seeschlange auf uns alle abgesehen, während der Geist wahrscheinlich nur Simund umbringen wollte.«

»Trotzdem haben die Männer Angst«, sagte Piasus und schaute mit leerem Blick ins Feuer. »Für die Männer betrifft die Gefahr auch sie.«

Hedda nickte. »Dennoch, am Ende erreichten wir unser Ziel, allerdings kam uns die Reise doppelt so lange vor. Nach einer Weile entspannten wir uns, da wir glaubten, die Schlange verfolgte uns nicht mehr.«

»Also habt ihr es gut überstanden?«, fragte Forkmann.

»Abgesehen von dem einen. Habt Ihr die Schlange jemals wirklich gesehen?«

Die beiden schauten Hedda verwundert an, da sie plötzlich zu lachen anfang. »Entschuldigung, aber ja, das haben wir. Auf der Rückfahrt machten wir auf einem See-Dorf Halt. Das ist, wenn wir Brega auf hoher See unsere Schiffe miteinander vertäuen und für eine Weile eine kleine Gemeinschaft bilden. Jedenfalls fanden wir dort unsere Seeschlange, am Haken.« Sie schüttelte den Kopf. »Ein anderes Schiff hatte es tatsächlich geschafft, das Vieh zu erlegen. Ich sprach mit der Besatzung und nach ihrer Beschreibung, wo sie auf das Ungeheuer trafen, war es sehr wahrscheinlich dieselbe Seeschlange. Drei Schiffe lang und ein Maul, das einen Mann mit einem Biss verschlingen konnte.«

Forkmann bekam große Augen. »So gewaltig? Und die Überreste? Was wurde aus ihnen?«

»Das Fleisch ist giftig«, antwortete Hedda. »Aber das Schuppenkleid ist wertvoll. Andere bezahlten viel für das Gift der Schlange.«

»Und was lernen wir daraus?«, fragte Piasus. »Unser Problem wird sich wahrscheinlich nicht von alleine lösen.«

»Nein«, erwiderte Hedda. »Wir müssen stark bleiben und durchhalten.«

Kapitel 39, Hedda

Die Angriffe hätten zu keinem schlechteren Zeitpunkt kommen können. Die Soldaten glaubten tatsächlich, es handele sich um übelwollende Geister, die aus den Schatten des Waldes stießen. Ihre Verluste waren unverhältnismäßig im Vergleich zur geringen Zahl der Angreifer: 252 Männer starben, gespickt mit Pfeilen und mit Äxten erschlagen. Es waren die Soldaten aus den Goldsee-Städten, die diesem ersten Feindkontakt zum Opfer fielen. Nicht viele, doch der Moral versetzte es einen weiteren, empfindlichen Schlag.

Hedda konnte deutlich die Angst der Soldaten spüren, während sie weiter durch den Wald marschierten. Die Stimmen waren gesenkt, als zögen zu laute Worte nur mehr Feinde an. Die Blicke waren beständig auf den Wald gerichtet, sowohl furcht- als auch wachsam. Sie marschierte an den Flanken bei einer Gruppe von Merowa mit, die zu Forkmanns Männern gehörten. Als Tochter des Cherus und als mutige Brega zeigte sie dabei keine Angst. Moral war schließlich alles.

Nun war sie hier und beteiligte sich an einem Kriegszug. Niemals wollte sie in die Angelegenheiten von Fürsten und deren Machtkämpfen hineingezogen werden. Sie bevorzugte das Leben auf der See und auf dem Schiff, frei und ungebunden. Dieses Leben musste sie sich gar nicht aussuchen, sie war als Brega geboren, sie gehörte zum Schiffsvolk. Anders als ihr Bruder Gunlaug, der das Leben an Hartrieds Seite gewählt, ja gesucht hatte. Ihr Bruder hatte ihr damals versichert, nicht an den Streitereien der Fürsten und dergleichen interessiert gewesen zu sein. Es zog ihn nur in die Welt, während sie aufs Meer hinaus wollte.

Einige Jahre später und Gunlaug kämpfte an Hartrieds Seite gegen Simunds Verwandte. Ob er das gewollt hatte? Oder wurde er auch nur in den Konflikt gezogen, gezwungen aus Treue zu Hartried? Hedda konnte ihn mittlerweile etwas besser verstehen. Vielleicht sollte sie nicht mehr so böse auf ihn sein dafür, seinen Anteil an dieser blutigen Geschichte gehabt zu haben. Letztlich war es mit ihr nicht so anders, oder? Zwar nicht aus Treue, doch aus Liebe zu ihrer Familie hatte sie sich bereit erklärt, Simund und Melinde zu

beschützen und in diesen Krieg zu folgen.

Nein, es war anders. Genau aus diesem Grunde war es nicht dasselbe. Hedda hatte sich aus Sorge um ihre Geschwister diesem Abenteuer angeschlossen, aus dem ein Krieg erwuchs, an dessen Ursachen sie keinen Anteil hatte. Gunlaug hingegen hatte sich schuldig gemacht, ein Blutbad zu unterstützen, das beinahe in dem Tod der beiden Geschwister geendet hätte.

Ein Reiter trabte heran und hielt neben ihr. »Hedda, Simund ist aufgewacht.«

»Er befindet sich in Melindes Wagen, richtig? Ich finde selber hin.«

Simund war nicht nur erwacht, er war auch wohlauf. Mit der Decke über den Beinen saß er auf der niedrigen Liegestatt. Sein Bauchbereich war komplett verbunden. Sie hatten frische Verbände aufgetragen, kein Blut war mehr zu sehen.

Hedda hatte sich geschworen, ihm nicht sogleich um den Hals zu fallen und den Verletzten mit all ihrer Kraft zu drücken. Das Vorhaben war so schnell gescheitert, wie sie unter die Plane getreten war.

»Hedda, bitte«, sagte Piasus. »Er ist noch immer schwer verletzt.«

»Oh entschuldige!« Sie ließ sogleich von ihm ab. »Geht es dir auch gut?«

Simund lächelte, es wirkte echt. »Ja, es schmerzt natürlich noch immer und all das, aber ich bin nicht in Lebensgefahr. Vielleicht kann ich sogar reiten ...«

»Nein«, protestierte Melinde. »Du bleibst in diesem Wagen, bis wir das Lager aufschlagen.«

Simund zuckte mit den Schultern und verzog dann vor Schmerz das Gesicht. »Ihr werdet mich nicht ewig vom Pferderücken fernhalten können, doch wenn ihr es wünscht. Wie lange habe ich geschlafen?«

»Einen Tag«, sagte Piasus. »Du hast die ersten Kämpfe verpasst.«

Damit verschwand Simunds gute Laune. »Wir sind mit Hartrieds Truppen zusammengestoßen?«

»Sehr wahrscheinlich«, sagte Piasus. »Es waren nur Scharmützel, doch der Kampf hat ein paar unseren Männern das Leben gekostet.

Wir wissen nicht genau, zu wem die Plänkler gehören, da sie sich nicht zu erkennen gegeben haben ...«

»Wie sahen sie aus?«, wollte Simund wissen. »Farbe der Kleidung, Banner, Bewaffnung, welche Rüstung trugen sie?«

Hedda hatte deswegen bereits Erkundigungen eingeholt. »Sie verbargen ihre Gesichter hinter metallenen Masken, die an den Helmen angebracht waren. Außerdem trugen sie zweihändige Äxte, andere schossen Pfeile ab.«

»Das Fürstentum von Ebermark«, sagte Simund. »Das ist die Kampfweise des Stammes der Ulthwarter, von denen die meisten dem Fürsten von Ebermark die Treue schwören. Das ist nicht gut, der Fürst war ein Wackelkandidat, doch damit ist klar, auf welcher Seite er steht ... Und ich schätze, mein Zustand ist auch kein Geheimnis geblieben?«

Piasus schnalzte mit der Zunge. »Barysus hätte dich kaum verbergen können, während er das Pferd, auf dem du verletzt, blutend und bewusstlos lagst, zu einem Arzt gebracht hatte.«

»Das war wohl unausweichlich. Dieser Geist, der mich angegriffen hatte. Er sprach davon, seine Hörner auch in den König gestoßen zu haben. Er hatte Hartried angegriffen. Jemand hat es auf uns Cherus-Kinder abgesehen.«

»Oder jene, die um die Königswürde kämpfen«, sagte Piasus mit der Hand am Kinn. »Er hat auch Hartried angegriffen? Ich sollte mit Daedlus darüber sprechen. Es gibt wohl eine dritte Partei, die ihre eigenen Ziele verfolgt.«

»Du bleibst jedenfalls vorerst im Zelt oder im Wagen«, befahl Hedda. »Ich halte Wache, wenn es sein muss.«

»Ich will mich zeigen«, sagte Simund. »Zeigen, dass es mir gutgeht.«

»Wenn deine Wunde etwas verheilt ist, kannst du gerne einen Spaziergang unternehmen. Doch bis dahin nimmst du an keinen Kampfhandlungen teil. Außerdem bist du nicht mehr bei den Spähern.«

»Was?!« Simund wollte aufspringen, doch der plötzliche Schmerz ließ ihn zurück auf die Liegestatt fallen.

Hedda ließ die strenge Miene fallen. Ihm musste es wohl so gehen wie ihr mit ihrem Boot. Er ist ein Merowa, ein Volk, das trotz

des dichten Waldes eine enge Beziehung zum Pferd pflegte.

»Wenn es wirklich jemand auf dich abgesehen hat«, sprach sie im versöhnlichen Ton weiter, »dann bist du als Späher ein zu leichtes Ziel. Du hast bewiesen, wie stark du bist und diesen Geist in die Flucht geschlagen. Es kann aber nicht immer gutgehen. Außerdem: Je länger du dich ausruhst, desto besser wird deine Wunde heilen.«

Simund legte sich wieder hin. »Ja, ergibt Sinn.«

»Du setzt dich nicht auf ein Pferd«, hakte Melinde nach, »bis die Wunde nicht vollständig geheilt ist.«

Flehend sah er zu Piasus hinüber. »Meine Schwestern haben sich gegen mich verbündet. Piasus ...«

Der Angesprochene hob abwehrend die Arme hoch. »Die eine besitzt die Kraft von zehn Männern, die andere ist mit den Göttern im Bunde. Ich halte mich da raus.«

Die Nachricht, dass Simund aufgewacht und wohlbehalten war, tröstete wenig über die zunehmenden Angriffe hinweg. Die Männer des Fürsten von Ebermark umgingen geschickt ihre Späher, schlichen sich durch das Unterholz und fielen mit ihren Äxten in die Flanken der marschierenden Soldaten. Das Heer war vorsichtiger, ängstlicher geworden. Die Angriffe trafen daher nicht mit dem erhofften Überraschungseffekt und auch die Scharmützer erlitten Verluste.

So konnten sie einige Gefangene machen. Sie wurden vor den Kriegsrat (an dem Simund nicht teilnahm) geschliffen und verhört. Auch Hedda und Piasus waren anwesend. Sie musste einfach wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

Keiner stellte es infrage, als Thula, die Fürstin von Trollhammer, die Vernehmung leitete. Forkmann stand ihr mit seiner großen, einschüchternden Statur zur Seite. Er baute sich hinter ihrem mickrigen Rücken mit verschränkten Armen auf, während sie auf einem Stuhl saß. Thula war kaum größer als der Gefangene in seiner knienden Haltung.

Der Mann war jung, das sah Hedda in seinen Augen. Getrocknetes Blut war ihm aus einer Wunde an der Stirn in den dichten, rotbraunen Bart getropft. Neben der Kopfwunde hatte ihn außerdem ein Speer in den Oberschenkel getroffen, weswegen er nicht fliehen konnte. Abgesehen von diesen Verletzungen war er

wohl auf.

»Wie ist dein Name?«, fragte Thula mit eisiger Stimme.

Der junge Mann zögerte. Er wollte ihrem Blick standhalten, schaute dann aber zur Seite. »Gertram.«

Da schwang eine Spur von Trotz in der Stimme mit, die bereits zu bröckeln begann.

»Gertram, gut. Welchem Herrn folgst du?«

Wieder zögerte er, diesmal blieben die Lippen verschlossen.

»Es wird dir kein Nachteil daraus entstehen, es uns zu sagen, egal welchem Fürsten du die Treue geschworen hast. Noch wirst du dadurch das Ansehen deines Fürsten beschmutzen. Das hat er schon selbst getan, indem er diese Überfälle befiehlt, statt uns offen entgegenzutreten.«

Thula war eine Schlange. Von Forkmann hatte sich Hedda sagen lassen, dass sie in der Vergangenheit ihren eigenen Männern nächtliche Überfälle und weitaus schlimmere Kriegstaten befohlen hatte.

Gertram blieb weiterhin still.

Die Fürstin drehte mit den Augen. »Dann müssen wir eben davon ausgehen, dass ihr alle nur herrenlose Räuber seid. In diesem Falle können wir das Ganze hier beenden und dich dem Strick übergeben. Oder doch eine Enthauptung?« Sie schaute dabei zu Forkmann hoch.

Gertram biss sich auf die Lippen. »Es ist Juried, der Fürst von Ebermark.«

»Ach, Mensch«, machte Thula, »das hatten wir eh schon erwartet. Ihr habt euch nicht gerade Mühe gegeben, das zu verheimlichen.«

Gertram schüttelte den Kopf. »Wieso denn ...«

»Wir brauchten noch immer die Bestätigung. Der Fürst von Ebermark kämpft also auf der Seite von Hartried, richtig?«

Gertram nickte.

»Wie viele Fürsten hat er auf seiner Seite?«

»Ich ...« Er ließ den Kopf hängen. »Eine Menge?«

Dass er den Satz wie eine Frage aussprach, gefiel Thula gar nicht. Sie beugte sich vor und der eisige Klang ihrer Stimme verschärfte sich. »Wie viele? Ich würde ja nach der genauen Mannstärke der Truppen fragen, doch du wirkst nicht so, als könntest du über fünf zählen. Du wirst es doch noch hinbekommen, ein paar Fürsten zu

nennen, oder?»

»Äh ...«

Forkmann setzte sich in Bewegung. Er verstand es, seinen massigen Körper dabei bewusst in Szene zu setzen, um besonders bedrohlich zu wirken. Der Fürst ging um Gertram herum, stellte sich hinter ihm und beschwerte seine Schultern mit seinen haarigen, dicken Armen. Das Gewicht ließ ihn in sich zusammensinken.

»Du kennst doch andere Fürsten, abgesehen von deinem eigenen?«, brummte Forkmann. »Je eher du uns Namen nennst, desto schneller bist du hier raus.«

»Und was macht ihr dann mit mir?«

»Du bist ein Gefangener, mehr nicht.« Forkmann klopfte ihm auf die Schultern und brachte ihn damit ins Wanken, dann ließ er von ihm los. »Vielleicht finden wir ein paar Aufgaben für dich, damit du dich nützlich machen kannst. Keine Sorge, wir werden dich nicht quälen oder zugrunde arbeiten. Cherus hat uns gelehrt, auch mit unseren Feinden respektvoll umzugehen. Damit irgendwann wieder Frieden herrschen kann.«

»Wirklich?«

Ein Hoffnungsschimmer glänzte in seinen Augen.

»Natürlich«, sagte Forkmann und positionierte sich wieder hinter Thula. »Nun sag schon.«

»Ich weiß wirklich nicht, wer alles auf Hartrieds Seite steht, doch ein paar Fürsten konnte ich mir merken: Hirschruf, Eulenwacht ... Wolfsmarter ... ich glaube, der junge Fürst von Bärenschlucht.«

Getuschel im Kriegsrat. Auch Pattmar galt als dem König feindlich gesinnt.

»Du sagtest gerade, der ›junge‹ Fürst von Bärenschlucht. Pattmar aber herrscht schon lange über sein Reich.«

»Pattmar?«, wunderte sich Gertram. »Der Fürst von Bärenschlucht heißt Hermann, soweit ich weiß, und Fryda ist seine Frau.«

»Na, das erklärt alles.« Thula stand auf. »Fryda ist Hartrieds Tochter. Von ihnen haben wir keine Hilfe zu erwarten.«

Kapitel 40, Hedda

An ihrer Marschrichtung hatte sich nichts geändert. Sie hielten weiterhin auf den Fürstenhof von Bärenschlucht zu. Sollte der Fürst, der junge Fürst Hermann, sich ihnen entgegenstellen, dann würde es zu einem Kampf kommen.

Hedda hatte sich bereits entschlossen, nicht aktiv an den Kämpfen teilzunehmen. Dennoch marschierte sie unter den Soldaten mit, in einer Hand den von Zwergenhand geschmiedeten Speer, den sie von Tiuz' Familie erhalten hatte, in der anderen einen Schild. Sie war nur hier, um ihre Geschwister zu verteidigen, hatte sie sich gesagt. Mittlerweile zweifelte sie immer stärker daran. Der Feldzug betraf sie so sehr wie jeden anderen hier. Es gefiel ihr nicht, doch es war auch ihr Krieg geworden.

Sie brauchten ein paar Tage, in denen die Truppen von Ebermark sie gelegentlich angegriffen. Die Soldaten hatten sich daran gewöhnt, so sehr man sich an die Vorstellung, jederzeit aus dem Hinterhalt von einer Axt erschlagen zu werden, gewöhnen konnte. Daher reagierten sie auch disziplinierter auf die Überfälle. Der Feind bekam es mit und büßte an Wagemut ein. Die Verluste hielten sich in Grenzen, doch niemand war glücklich über die Situation.

Schließlich sahen sie ihn: den Fürstenhof von Bärenschlucht. Das von einem Palisadenwall umfriedete Gebäude war auf dem steilen Hügel schon von weitem zu sehen. Nur ein schmaler Pfad führte zum Hof hinauf. Ihr Heer würde es einnehmen können, daran bestanden keine Zweifel. Es war groß genug, den Hügel mehrmals zu umzingeln. Doch wie viele Leben würde die Erstürmung der Palisaden kosten?

Hedda stand zusammen mit dem Kriegsrat vor dem lagernden Heer, alle mit Blick auf den Fürstenhof.

»Na endlich«, sagte Daedlus. Mit den gierigen Augen eines Raubvogels fixierte er das Gebäude. »Jetzt kommt der Feldzug endlich ins Rollen.«

»Wir werden erst verhandeln«, warf Forkmann ein. »Selbst wenn wir den Ausgang bereits kennen. Es gibt Regeln des Krieges ...«

»Die wir einhalten müssen«, unterbrach ihn Daedlus. »Sicherlich.

Wir werden einen Boten losschicken. Jeder hier würde es vorziehen, wenn sich der Fürst schlicht ergibt. Vielleicht hat er ja einen guten Blick auf unsere Armee und sieht ein, wie sinnlos Widerstand ist.«

»Ihr werdet die Gefangenen auch gut behandeln?«, fragte Hedda.

»So wie ich von ihnen erwarten würde, mich zu behandeln, sollten sie mich gefangennehmen.«

Hedda erkannte eine Gestalt, die den Fürstenhof herunterritt.

»Den Boten können wir uns sparen«, sagte Hedda und deutete in Richtung des Hofes. »Da kommt ein Reiter.«

»Gut, gut«, sagte Thula, »doch erwartet nichts. Wenn Hermann die Sturheit seines Vaters geerbt hat, dann wird er so leicht nicht aufgeben. Wir sollten uns auf den Kampf vorbereiten.«

Sie warteten. Forkmann sagte, als der Reiter näherkam: »Das ist nicht Hermann.«

Der Bote ritt nahe an sie heran, so nahe, man könnte es als eine Provokation deuten. Nicht jeder der Generäle behielt die Nerven und blieb auf der Stelle stehen. Daedlus und die Merowa-Fürsten ließen sich jedoch nicht beeindrucken.

»Seid begrüßt, Invasoren.«

Forkmann lachte kurz auf. »Das fängt ja gut an.«

»Wer schickt Euch?«, fragte Daedlus. »Was habt Ihr zu sagen?«

»Mein Fürst Hermann schickt mich, um Euch mitzuteilen: Hartried und die Fürsten, die zum König stehen, werden nicht zulassen, dass Ihr Mykerios diesen Simund gewaltsam auf den Thron setzt und Ihr Merow zu einem fremdbestimmten Vasallen macht.«

Hedda hob eine Augenbraue. »Fremdbestimmter Vasall?«

»So kriegt Hartried sie auf seine Seite«, flüsterte Forkmann ihr zu.

Und das funktionierte wahrscheinlich sehr gut, konnte sich Hedda denken. Die Vorstellung war nicht abwegig.

Daedlus ließ den Boten wissen: »Wir bieten Eurem Fürsten an, sich zu ergeben. Niemanden an seinem Hof wird etwas geschehen und wir werden ihn, seine Familie, sein Gefolge und alle anderen gut behandeln. Wenn bis zum Abendgrauen keine Antwort kommt, dann werden wir uns das Fürstentum mit Gewalt nehmen.«

Der Bote nickte. »Ich werde ihm diese Worte und keine anderen übermitteln. Sonst noch etwas? Wenn nicht, dann mache ich mich auf den Weg.«

Daedlus schaute alle Versammelten noch einmal an, niemand hatte etwas zu sagen. Damit nickte der Bote ein weiteres Mal, wandte sein Pferd um und ritt zurück den Hügel hinauf.

Sie warteten und keiner glaubte tatsächlich, dass der Bote nochmals zurückkam, geschweige denn, dass Hermann und seine Familie sich ergaben. Der Kriegsrat ließ sich Stühle heranschaffen, sie setzten sich und verbrachten den Rest des Nachmittags mit Überlegungen und Gesprächen.

Als die Sonne tiefrot hinter dem Horizont versank, stand Daedlus vom Stuhl auf. »Wie hätte es anders kommen sollen. Wir treffen Vorbereitungen für die Belagerung.«

Auch Thula erhob sich. »Wir haben nur unsere Zeit verschwendet. Also, ich schlage einen nächtlichen Überfall vor.«

»Was?«, wunderte sich Daedlus. »Nein, doch so etwas nicht. Wir werden Belagerungsgeräte bauen.«

»Dann wollt Ihr Holz fällen und Rammen herstellen, mit denen wir den Wall durchstoßen? Heute Abend können wir damit fertig sein und gleich morgen mit dem Angriff beginnen.«

Daedlus lachte kurz auf, die anderen Generäle der Mykerios lächelten vergnügt. »Also, ich will mich ja wirklich nicht über Euch lustig machen, als wärt Ihr alle nur tumbe Barbaren. Aber wir Mykerios verstehen schon etwas anderes unter Belagerungsgerät. Wir haben Ingenieure mitgebracht, mit deren Hilfe wir Katapulte bauen werden. Die Geschosse und die Mechanik haben wir ebenfalls als Transportgut dabei.«

»Ing... Ingenieure?«, wunderte sich Thula. »Was ist das jetzt wieder für ein Unsinn?«

Die hereinbrechende Dunkelheit machte ihnen die Arbeit nicht leichter, dennoch waren die Ingenieure sich sicher, die Katapulte bis vor dem Morgengrauen fertig zu haben. Ein Teil des Heeres machte sich daran, ein paar der umliegenden Bäume zu fällen und das Holz zurechtzuschneiden. Thula schaute kopfschüttelnd dabei zu, wie die Ingenieure, allesamt kluge Köpfe aus den Goldsee-Städten, die Arbeiter anwiesen. Mit der Zeit entstanden die ersten, einarmigen Wurfmaschinen, deren Wurfarme mit einem Seil unter Spannung gehalten wurden. In einer Schale am Ende des Wurfarmes legten sie

die Steine und fertig war das Katapult.

»Simund!«, rief Hedda aus, als sie ihn fand, wie er neben einem der Ingenieure stand, mit ihm Worte wechselte und seine Arbeit bewunderte. Mit energischen Schritten ging sie zu ihm. »Deine Wunde ist noch lange nicht verheilt.«

Simund hob abwehrend die Hände. Der Ingenieur tat so, als ginge ihm das Gespräch nicht an und machte sich langsam aus dem Staub.

»Nein«, sagte er. »Doch es geht mir gut, ich kann mich bewegen, solange ich es nicht übertreibe. Ich wollte mir nur nicht entgehen lassen, was die hier treiben.«

»Das ist egal, du musst dich schonen.«

»Hedda, deine Fürsorge freut mich, aber ich selbst entscheide, was gut für mich ist. Von den Kämpfen halte ich mich fern, keine Sorge.«

Hedda wollte etwas erwidern, sah dann aber ein, dass sie ihm tatsächlich nichts verbieten konnte. Sie gab auf.

»Wir kämpfen gegen Hermann«, sagte sie. »Der Mann, der die Tochter von Hartried geheiratet hat.«

Simunds Blick verfinsterte sich. »Ich weiß.«

»Was denkst du darüber?«

»Keine Ahnung. Hoffentlich überstehen sie diesen Krieg gut. Sie sind zwar unsere Feinde, doch hat diese Familie schon genug gelitten. Ja, ich zähle sie zu meinen Verwandten. Cherus selbst hätte es so gewollt.«

»Und wenn du mit Hermann auf dem Schlachtfeld zusammenstoßen solltest?«

Simund sah sie lange an, ohne ein Wort zu sagen. Er war sich also noch immer uneins, was den Kampf gegen seine Verwandten anbelangte. Auch wenn es entfernte Verwandte waren.

Hedda schüttelte den Kopf. Das galt ihm so wie ihr selbst. Auch sie war sich unsicher, welche Rolle sie in diesem Krieg, an dem sie niemals aktiv teilnehmen wollte, spielen sollte. Sie konnte ihm noch nicht einmal böse sein.

Diese Worte galten ihm als auch ihr: »Es ist nicht leicht, aber du musst dich entscheiden. Gehe einen Weg, selbst wenn er sich als falsch herausstellt, doch trete nicht ewig auf der Stelle.«

Hörner erschollen, Hedda und Simund erkannten das Signal.

»Wir werden angegriffen«, sagte Simund.

»Du begibst dich sofort wieder in das Zelt!«, befahl Hedda.

»Gut, gut«, sagte Simund und verschwand.

Hedda sah ihm nach. Nun war es ganz an ihm, sich dem weisen Rat zu unterwerfen oder sich ins Schlachtgetümmel zu stürzen.

Ein weiteres Horn erscholl, diesmal an einer anderen Stelle. Der Feind griff also von mehreren Seiten an. Die Frage war, ob es nur Überfälle waren oder ob ein ganzes Heer heranmarschierte.

Einer der Ingenieure stand neben ihr, Werkzeuge in der Hand. Er hörte in die Nacht hinein und tatsächlich erklang ein weiteres Horn.

»Haben wir nicht Späher?«, fragte er an Hedda gerichtet. »Die hätten uns das längst melden müssen.«

»Richtig«, antwortete Hedda.

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. »Ich hoffe nur, es geht denen gut«, sagte er und wandte sich dem Zusammenbau eines Holzgestells zu, welches seine Aufmerksamkeit bedurfte. Die Arbeit ging unvermindert weiter. Vielleicht waren es wirklich nur weitere Überfälle, die sie schnell abwehren konnten.

Dieselben Hörner erklangen noch einmal. Und dann noch einmal.

»Verdammt!«

Das war das Zeichen für einen richtigen Angriff. Sie lief in eine Richtung, aus der eines der Hörner erscholl. Weitere Soldaten stießen ebenfalls zu dieser Flanke ihres Lagers. Hedda rannte. Es zog sie dorthin, wo sie eigentlich nicht hinwollte: an die Front, als Teilnehmer in diesem Krieg.

Kapitel 41, Hedda

Ein Anführer der Mykerios, erkennbar an dem auffälligen Federschmuck auf dem Helm, hatte das Kommando über den Abschnitt ihrer Flanke übernommen. Er hielt die Standarte seines Stadtstaates empor: ein Fisch auf einem weißen Untergrund mit einem Olivenzweig darüber. Vor allem mykerinische Soldaten hatten sich hier gesammelt, aber auch ein paar Merowa waren präsent und füllten die Reihe der Schlachtlinie. Da standen sie nun, zwei Völker, Seite an Seite, Schild an Schild, und Hedda dazwischen.

»Das ist der erste richtige Zusammenstoß mit dem Feind!«, rief der Kommandant aus. Alle hörten ihm zu. Auch Hedda, die sich durchaus ihrer übermenschlichen Körperkraft bewusst war, schlug das Herz mittlerweile heftiger in der Brust. Sie war kein Hartried, ein Stich ins Fleisch verwundete sie genauso wie jeden anderen.

»Hinterhältig und feige lauert er uns im Dunkeln auf, wie wilde Tiere um das nächtliche Lager schleichen. Doch wir sind mutige Männer und fürchten keine Bestien! Heute halten wir stand, und morgen gehört uns das Fürstentum!«

Ein kurzer Kampfschrei erscholl, der nicht vollständig überzeugen konnte. Auch jenseits des Lagers, aus den Winkeln und Schatten des Waldes, dröhnten die Rufe herüber. Tiefe, an- und abschwellende Rufe, wie das Röhren eines Hirsches. Diese Krieger vom Fürstentum Ebermark verstanden es, ihre Feinde in Angst zu versetzen. Es hätte das Heulen von Geistern und Dämonen aus der Dunkelheit des Waldes sein können. Und um diesen gespenstischen Eindruck noch zu verstärken, traten sie mit ihren Masken hervor, von fernen Lichtern und einem verhangenen Mond nur schwach beleuchtet. Die Masken waren entstellte Menschenfratzen, zornige Gesichter mit Bärten aus Metall oder die Häupter von Dämonen. Auf die Erscheinung folgte ein Schauer an Wurfäxten. Die Beile verbissen sich in die Schilde der Mykerios und Merowa, einige trafen auf Rüstung und Fleisch und rissen die Getroffenen zu Boden.

Sofort setzen die Krieger von Ebermark nach. Auf schützende Schilde verzichteten sie gänzlich, stattdessen warfen sie sich mit beidhändigen Äxten auf die vorderste Reihe. Die längeren Speere der

Mykerios und Merowa trafen ihre Ziele gut, so mancher Krieger von Ebermark sank beim Ansturm durchbohrt zu Boden. Andere durchbrachen den Speerwall und schlugen auf Schilde und Glieder ein. Der Aufprall war heftig. Hedda befand sich weiter hinten, nicht aus Feigheit, sondern weil sie später dazugekommen war. Hier hinten drückten sie nach vorne, während der Ansturm die vorderste Reihe zurückgedrängte. Hedda konnte zwischen den behelmten Köpfen der Soldaten sehen, wie die Ebermarker die Vordersten regelrecht zerhackten.

»Haltet stand!«, rief der Kommandant aus der dritten Reihe heraus.

Sie hörten auf ihn, die Vorderlinie stabilisierte sich, der Druck von hinten schob die Angreifer zurück. Mehr und mehr Speiße trafen die Maskenträger. Hinter ihnen trat ein Krieger aus dem Dickicht und stieß einen Schrei aus, der nach dem Geheul eines Wolfes klang. Das musste ein Zeichen gewesen sein; die Angreifer zogen sich zurück.

Die Soldaten machten keinen Versuch, ihnen hinterherzujagen. Auch ihr Kommandant gab keine Befehle dieser Art.

Dafür trat er vor. »Ihr seht, wir können sie schlagen! Es sind keine Ungeheuer, trotz des furchterregenden Äußeren, das sie sich geben.« Er packte sich einen der Erschlagenden und riss ihm den Helm vom Kopf. Darunter kam ein normaler Mensch hervor, die Augen im Todesschmerz geweitet. »Nur ein normaler Mensch! Wir können ...«

Ein Speer flog aus dem Dunkeln des Waldes und traf den Kommandanten in den Rücken. Der Treffer beendete abrupt seine Ansprache und ließ ihn nach vorne kippen.

Die vordersten Reihen umringten ihn sofort. »Mein Herr!«, riefen sie. Jegliche Versuche, ihn aufzurichten, waren vergebens.

»Diese Feiglinge!«, rief einer erbost.

Dann begann wieder das Heulen im Walde. Doch dieses Mal mischte sich ein weiteres, noch beunruhigenderes Geräusch mit hinein: die Hufe von Pferden.

Verunsichert, ohne Anführer — ein Angriff mit Reiterei hätte verheerende Folgen. Ihre Instinkte als Kommandantin eines Schiffes übernahmen das Ruder und sie schob sich durch die Reihen nach vorne. Sie musste etwas tun.

Hedda drehte sich um und rief: »Ich bin Hedda, Schwester von Simund, Tochter des Cherus!« Sie hätte sich verfluchen können, sich so sehr damit brüsten zu müssen. »Bringt den Körper des Kommandanten in Sicherheit! Und ihr! Ich verlange von euch dasselbe, was auch er von euch verlangte: Haltet Stand!«

Damit begab sie sich in die vorderste Reihe. Nun musste auch der letzte die Pferdehufe gehört haben, wie sie durch den Wald auf sie zustürmten.

Die Reiter trugen keine Masken und sie waren mit Speer und Schild bewaffnet. Krieger eines anderen Fürsten? Die Speerspitzen senkten sich, die Pferde kamen im mächtigen Galopp auf sie zu.

Hedda hatte selten eine so dumme Idee gehabt, die nur funktionieren konnte, weil ihre göttliche Abstammung ihr die Kraft von mehreren Männern verliehen hatte. Anstatt auf den Aufprall zu warten, sprang sie nach vorne und stieß ihre Schulter gegen das Pferd eines Angreifers. Es traf das Tier heftiger als sie, auch wenn ein stechender Schmerz durch Heddas Schulter schoss. Das erschrockene Pferd und der verblüffte Reiter prallten gegen einen anderen Reiter, der wiederum sein Pferd herumriss und damit den Ansturm noch mehr aus seiner Geradlinigkeit riss.

Das umgestoßene Pferd fiel mitsamt Reiter zu Boden, ein weiteres Pferd stürzte darüber bis vor Heddas Füße. Der Schulterstoß, der selbst Hedda überrascht hatte und eher aus einer Eingebung heraus entstanden war als aus taktischer Klugheit, hatte den Ansturm in Unordnung gebracht und ihm etwas von seiner Kraft geraubt.

Etwas. Hinter ihr krachten die Reiter in die Verteidiger. Sie hielten sich wacker. Speere brachen, Pferde prallten gegen die Schilde und ritten in die Spitzen hinein, Reiter wurden vom Pferderücken gestoßen.

Der Reiteransturm war komplett zum Stillstand gekommen. »Vorwärts!«, rief Hedda und die Männer gehorchten. Ihre Formation beibehaltend, marschierten sie nach vorne, brachten mit ihren Stoßwaffen Pferd und Reiter zu Fall und begruben selbige unter ihren Füßen.

So schnell sie aus dem Wald geprescht waren, so schnell drehten sie nun herum und ritten zurück.

Hedda bekam einen der Reiter zu fassen, als er an ihr vorbeizukommen versuchte. Sie riss ihn einfach vom Pferd, welches ohne ihn weiterlief, und warf ihn vor den heranrückenden Soldaten. Die spießten ihn sogleich auf.

Damit war es besiegelt: Sie hatte Blut an den Händen. Nun war sie gänzlich Teil dieses Konflikts, auch wenn ihr Speer selbst noch kein Blut gekostet hatte, hatte ihr Handeln doch für Tote auf der Gegenseite gesorgt.

Sie wandte den Blick nach vorne. Dann war dem so, kein Zurück mehr. Das war nun auch ihr Kampf, und lieber sollten die Feinde ins Totenreich einkehren, als die Männer hinter ihr. Hedda fügte sich wieder in die Formation ein, sie schlugen ihr auf die Schultern und riefen Cherus' Namen.

Links und rechts vernahm sie weitere Kampfgeräusche, Hörner erschollen, die Krieger stießen ihre Schreie aus. Der Feind musste zahlreicher gewesen sein, als sie erwartet hatten, sonst könnte er sie nicht von allen Seiten bedrängen.

Sie bewegten sich bis zum Rande des Waldes. »Halt!«, rief Hedda und der Trupp gehorchte. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Zwar wusste sie, wie man eine Schiffsmannschaft befehligte, doch eine Truppe Soldaten, das war nicht dasselbe.

Hedda spähte in das Dunkel des Waldes nach den Feinden. Sie sah niemanden. Fast könnte man meinen, ein feindlicher Trupp wäre niemals über diesen waldigen Boden auf sie zu gestürmt.

»Was sollen wir tun?«, fragte ein Soldat neben ihr.

Das wusste sie auch nicht so genau. Zurückgehen und einfach die Stellung halten? Oder einen anderen Teil der Armee unterstützen?

»Sie haben sich bestimmt nicht zurückgezogen«, überlegte Hedda. »Stattdessen werden sie irgendwo anders den Angriff fortführen.«

Hedda horchte und machte ihrer Einschätzung nach den Ort aus, wo der Kampf gerade heftig tobte. Sie deutete mit dem Speer in die Richtung.

»Dorthin. Wir kommen ihnen zu Hilfe! Verstanden?!«

Sie gaben ihre Zustimmung, indem sie mit ihren Fäusten auf die Schilde klopfen.

Die Soldaten marschierten los. Auf der einen Seite das Heerlager in heller Aufregung und auf der anderen der stille Wald. Sie wurde

das Gefühl nicht los, aus der Dunkelheit heraus beobachtet zu werden. Ihr Instinkt verriet ihr, dass der Feind noch immer da war und nur auf eine Gelegenheit wartete.

Dann waren sie den Kämpfen wieder nahe. Die Angreifer waren mit Speer und Schild bewaffnet wie die mykerinischen Verteidiger. Beide Truppen hatten sich miteinander verzahnt und keiner schien den Sieg davonzutragen.

»Angriff!«, rief Hedda und lief los.

Die Soldaten folgten ihrem Beispiel. Ihr Ziel war die empfindliche Flanke des Feindes. Ihr Befehl, der Lärm der Männer, die über sie herfielen wie Wölfe über ein wundes Reh, versetzte die Angreifer in eine Angststarre. Da war kein Widerstand, als Hedda und neben ihr weitere Männer mit ihren Schilden gegen sie prallten und mit ihren Speeren nach vorne stießen. Die Verteidiger, welche sich eben noch in der Bedrängnis sahen, jubelten und mit neuer Kraft übten sie ebenfalls Druck auf den Feind aus.

Hieb um Hieb fielen sie vor ihr zu Boden. Heddas Speer bohrte sich in Rüstung und Fleisch, ihr Schild schlug Köpfe ein und ihr Tritt ließ sie fliegen. Sie verschwendete nun keine Gedanken mehr an ein Richtig oder Falsch ihrer Handlung, Instinkte übernahmen die Kontrolle und befahlen ihrem Körper, was er zu tun hatte. Zuschlagen, einschlagen, durchstoßen, niedermachen, töten.

Heddas Trupp umschloss ihn, nicht nur von der Flanke drangen sie auf ihn ein, sie schnitten dem Feind auch die Flucht nach hinten ab.

Und dann kamen die Reiter. Jene, die Hedda vorhin noch im Wald wählte, kamen aus dem Dunkeln auf ihren Pferden herangeschossen, kurz davor, ihnen in den Rücken zu fallen.

»Umdrehen!«, rief Hedda.

Doch der Befehl kam nicht schnell genug. Die Soldaten waren noch immer damit beschäftigt, den umkreisten Trupp niederzuschlagen, als sich auf die neue Bedrohung einzurichten und eine Formation einzunehmen.

»Umdrehen!«, rief sie erneut.

Dann wurden sie umzingelt.

Kapitel 42, Piasus

Glaubte sein Herr und ehemaliger Besitzer nicht an ihn und an seine Fähigkeiten als Heerführer? Hatte er ihn deshalb befohlen, mit einem Trupp im Lager zu warten, anstatt das Lager gegen den Feind zu verteidigen? Oder war er schlicht Daedlus' Günstling, weswegen er Piasus nicht in dieser chaotischen Lage im Kampf verheizen wollte?

Piasus quälte sich mit diesen und weiteren Fragen, während er links, rechts und hinten die Hörner erschallen hörte und das Geklitze der Waffen und die Schreie der Sterbenden zu ihm drangen. Doch Befehl war Befehl: Seine Aufgabe war es, im Zentrum des Lagers auszuharren und, sollte der Bedarf bestehen, unterstützend mit seinem mehreren Hundert Mann an Mykerios und Merowa auszuhelfen. Außerdem sollte er den Fürstenhof im Auge behalten. Denn wer weiß, vielleicht vielen ihnen die Truppen des Fürsten von Bärenschlucht in den Rücken, während sie sich nach allen Seiten hin verteidigten. Thula hatte diese Vermutung aufgestellt und sie schien sich auf solche Dinge zu verstehen.

Bislang blieb der Hügel, auf dem die von der Palisade umwallte Fürstenhalle thronte, ruhig. Und das ärgerte Piasus. Er erkannte sich selbst kaum wieder; eigentlich war er keine Person, die auf Kampf und Bluttaten erpicht war, er zog die Annehmlichkeiten des Lebens vor. Er wollte aber nicht untätig herumstehen, während überall der Schlachtlärm erklang und er seine Brüder aus den Seestädten sterben hörte.

Die Gedanken schweiften zu Hedda ab. Er wusste, sie war stark, stärker als er, was zumindest die reine Körperkraft anbelangte. Aber auch furchtlos, entschlossen und eine Frau, von der er vor Jahren nicht geglaubt hätte, dass er sich je zu so einer hingezogen fühlen würde. Doch hier stand er nun und dachte darüber nach, wie er ihr angeboten hatte, sich mit ihr zur Ruhe zu setzen. Worauf sie sich nie eingelassen hätte, dazu liebte sie die Freiheit der See und ihr Schiff zu sehr. Piasus verstand das, auch wenn er es nicht ganz nachvollziehen konnte.

Ein Reiter näherte sich im vollen Galopp und riss Piasus aus seinen Gedanken. Vielleicht kam jetzt seine Chance, etwas für diesen

Feldzug und sein Gelingen zu leisten. Sicherlich war es ein Bote und sie brauchten Piasus, damit er und seine Männer ...

Er ritt an ihnen vorbei. Noch nicht einmal eines Blickes hatte der Reiter ihn gewürdigt.

Ach, verdammt sei dieser Krieg!, fluchte Piasus in Gedanken. *Ich werde hier versauern.*

Und so vergingen weitere, quälende Augenblicke, in denen er vor seinen Truppen auf und ab ging. Oder er hielt an, stützte sich auf seinem Schild und an seinem Speer ab und stierte beständig zum Fürstenhof hinauf, wie als könnte er sie mit seinem Verdruss herauslocken. Währenddessen gingen die Kämpfe beständig weiter und niemand dachte daran, ihm einen Boten zu schicken, um ihn zumindest über die aktuelle Lage zu informieren. Piasus selbst war kurz davor, einen seiner Männer zu Daedlus laufen zu lassen, nur um seine Bereitschaft kundzutun.

Doch hier war sein Platz und das vergebliche Warten war seine Aufgabe. Sollte Piasus sich damit trösten, dass es taktisch klug war, Reserven wie seine Männer zurückzuhalten? Reserven zu halten und dort einzusetzen, wo frische Truppen am dringlichsten gebraucht wurden, war eine selbstverständliche Vorgehensweise der Kriegführung.

Piasus wollte sich schon mit diesem Gedanken abfinden, da zeigte einer seiner Männer in Richtung des Fürstenhofes.

»Mein Herr, dort tut sich etwas.«

Piasus kniff die Augen zusammen. »Wie kannst du irgendetwas erkennen? Es ist viel zu dunkel.«

»Ich habe gute Augen. Glaubst mir, ich sehe, wie sich dort oben etwas bewegt.«

»Gut, was erkennen deine nachttauglichen Augen?«, verlangte Piasus zu wissen.

»Personen treten aus dem Torgebäude heraus. Es werden immer mehr. Zehn, zwanzig, dreißig ... Ich glaube, der Feind greift an.«

»Wirklich?« Piasus lächelte bis über beide Ohren, weswegen der Soldat ihn fragend ansah. Schnell setzte er eine ernste Militär-Miene auf. »Wirklich? Gut! Reihe dich wieder ein!«

Piasus drehte sich um. »Aufstellung!« Und sogleich folgten sie seinem Befehl. Ein gutes Gefühl. »Es scheint, der Feind kriecht aus

seiner hölzernen Burg heraus, um uns im Moment der Schwäche in den Rücken zu fallen. Doch wir werden ihn erwarten und zurückschlagen! Nein, das ist keine untätige Nacht für uns, die Götter des Krieges, seien es die Götter der Mykerios oder der Merowa, haben uns nicht vergessen und sie verlangen von uns Blutzoll!«

In der Tat hatte Piasus als Vorbereitung die Reden verschiedenster Heerführer studiert. Wenn er sich auf etwas verstand, dann darauf, seine Schnauze richtig einzusetzen. Und soweit er sagen konnte, kam sein kleiner, flammender Appell gut an. Er las Entschlossenheit in ihren Augen, andere schlugen auf ihre Schilde, so mancher Merowa nahm den Namen des Gottes Cherus in den Mund.

Piasus stellte sich, gegen jede Vernunft und Kriegs-Wissenschaft, ganz an die Spitze seines Trupps. Normalerweise reihte sich der Befehlshaber etwas weiter nach hinten an. Doch er fühlte sich an Hedda erinnert und wie wichtig es war, als Anführer ein Vorbild zu sein.

»Marsch!«, rief Piasus und setzte sich in Bewegung.

Nur allein. Als er links und rechts neben sich keinen der Soldaten vorfand und auch das rhythmische Geräusch der vielen Schritte gänzlich ausblieb, wirbelte Piasus auf der Stelle herum.

»Das war ein Befehl!«

Die Männer schauten sich gegenseitig an, bis einer von ihnen das Wort erhob: »Wollen wir nicht darauf warten, dass der Feind zu uns kommt?«

Die nehmen mich wohl nicht ernst!

»Nein, wir greifen sie an, bevor sie sich richtig formieren können! Je länger wir diskutieren, desto mehr Zeit haben sie, genau das zu tun und wieso diskutieren wir überhaupt, ich habe hier das Kommando und nun Marsch!«

Piasus setzte sich wieder in Bewegung und diesmal marschierte der Trupp mit. Die Wirkung der Rede war damit vermutlich vorbei. Überhaupt stellte ihr Verhalten die tatsächliche Begeisterung der Männer für kommende Kampfhandlungen infrage.

Jetzt bestanden auch für ihn keine Zweifel mehr: Der Feind griff an und sie würden sich ihm in den Weg stellen. Piasus konnte nun deutlich die Truppen sehen, wie sie den Hügel hinabstiegen. Das

spornete ihn zusätzlich an.

Seine Männer begriffen ebenfalls. Ihre Geschwindigkeit nahm zu, er spürte sein Herz härter schlagen.

Piasus lächelte grimmig, denn es war so, wie er gesagt hatte: Sie hatten einen so schnellen Gegenangriff nicht erwartet, ihre Formation war lose. Auch der Feind hatte sie erspäht und versuchte, schnell Ordnung in seinem ungeordneten Trupp zu schaffen. War ihr Anführer sogar Hermann selbst, der junge Fürst von Bärenschlucht? Einer unter ihnen rief, gestikulierte und machte sich besonders wichtig. Helm und mangelndes Licht machten es Piasus aber unmöglich, die Person genau zu erkennen.

Wie dem auch sei. Piasus, der vorhin noch darüber nachdachte, wie ihn Waffen und Krieg eigentlich nicht interessierten, setzte zum Spurt an. Zum Glück war er nicht allein, sein Trupp folgte ihm mit beschleunigtem Schritt. Zunächst waren es nur wenige, doch dann wurden es mehr, bis das Geräusch in seinem Rücken zu einem bedrohlichen Donnerhall answoll. Und keine Widerworte. Das freute Piasus am meisten.

Weniger erfreulich war die Aussicht, gegen diese Speerwand des Angreifers zu prallen, die sich vor ihm aufbaute. Der Feind hatte es gerade so hinbekommen sich zu formieren. Von dem Anführer oder Hermann keine Spur.

War Piasus eigentlich wahnsinnig geworden? Oder hatte ihn die Zeit mit diesen Merowa verändert? War das der Einfluss dieses Landes oder Cherus selbst, mit dessen Kindern er zu viel Zeit verbracht hatte?

Das waren seine letzten Gedanken, bevor er sich kleiner machte, seinen großen Schild mykerinischer Art vor sich hielt und sich mit voller Wucht in die Gegnerschar warf. Für wenige kurze, doch lebensentscheidende Augenblicke war er wie blind. Piasus hörte und spürte die Speerspitzen, die gegen seinen Schild stießen, eine bohrte sich gar durch das Holz und präsentierte ihm auf der anderen Seite ihr blankes Metall.

Dann kam der Druck von hinten, die Masse seiner Männer, welche ihn wie eine Woge nach vorne drückte. Piasus stach mit seinem Speer zu und spürte Widerstand, Holz, Leder, vielleicht sogar Menschenfleisch. Der Kampf war in diese chaotische Phase

eingetreten, in der er kaum an gezieltes Speerstechen denken konnte. Er schlug zu und wurde weiter nach vorne gedrückt. Gebrüll und kurze Schreie von vorne, hinter ihm und unter sich, als er über die Körper des Feindes trat.

Sie siegten. Das spürte Piasus in dem nachlassenden Widerstand vor ihm und in dem unverminderten Vorwärtsschieben hinter ihm. Das spürte er in jeder Ader seines Körpers, durch die sein Blut wie mit dem Schlag des Schmiedehammers getrieben wurde.

Es war nur ein kleiner Sieg, nur eine von vielen Fronten und wahrscheinlich nicht mal die Front, an der der Kampf am heftigsten brannte. Doch als der Widerstand brach und Piasus und seine Männer sie wieder dorthin schickten, wo sie hergekommen waren, fühlte er einen unendlichen Stolz in seiner Brust.

Übertreiben mussten sie es dann aber nicht. »Halt!«, rief Piasus, damit sie dem Feind nicht den Hügel nachjagten und anschließend zu den zurückgeschlagenen Angreifern gehörten. Er wandte sich ihnen zu und nickte anerkennend.

»Und zuerst wolltet ihr nicht!«

Kapitel 43, Simund

Es war unerträglich. Während von draußen der Kampfärm zu ihnen drang, befand sich Simund zusammen mit seiner Schwester im Wagen. Mit verschränkten Armen saß er da, vor sich die Keule des Cherus liegend, welche er unentwegt anstarrte.

Selbst Melinde war die Situation unangenehm. Ihr Kopf war gesenkt und ihre Versuche, mit Simund ein Gespräch anzufangen, gingen ins Leere. Dafür hätte er sich schelten können, doch missfiel ihm all das derart, dass er nicht anders konnte, als in ein wütendes Schweigen zu versinken.

»Ich hoffe, sie überstehen es ohne Verletzungen«, sagte Melinde. »Hedda und Piasus, meine ich. Und natürlich alle anderen mutigen Männer da draußen.« Nachdem von ihm wieder keine Antwort kam: »Was glaubst du, wie weit Rodried schon ist?«

»Vielleicht hat er den Hof von Spatzensturz erreicht«, sagte Simund. »Wenn er unterwegs die Pferde wechselt, könnte er schon längst auf dem Rückweg sein.«

»Glaubst du?«

Er hörte nahe Schreie und Rufe. Menschliche Kehlen amten die Geräusche der Tiere nach.

»Was war das?«, fragte Melinde.

»Sie versuchen sie einzuschüchtern«, antwortete Simund ungeduldig. »Die Krieger von Ebermark kämpfen nicht nur mit Eisen, sie haben auch Angst als Waffe für sich entdeckt.«

Wie gerne ich jetzt bei ihnen wäre, dachte sich Simund. Nur um diese Angst zu spüren und ihr ins Gesicht zu lachen. Um sie zu überwinden und Seite an Seite mit Hedda, Piasus und diesem Heer kämpfen zu können.

Während er weiterhin auf die Keule blickte, dachte er darüber nach, wie er noch vor einem Jahr sich kaum vorstellen konnte, so erpicht auf einen Kampf gewesen zu sein. Nicht des Blutvergießens wegen, sondern um sich zu beweisen und um für etwas zu kämpfen.

Wofür?, fragte er sich. Für mein eigenes Leben und das meiner Schwester? Aus Rache?

»Ich verstehe, das muss schwer für dich sein«, sprach Melinde

weiter. »Nur hier bei deiner Schwester zu sitzen, während sie da draußen kämpfen und sterben.«

»Ich mache dich nicht für irgendetwas verantwortlich«, erwiderte Simund. »Eigentlich müsste ich mir selbst die Schuld geben. Ich und Barysus wollten unbedingt irgendeinen Riesen ausfindig machen und damit tappten wir diesem Wesen direkt in die Falle.«

Sie beide hielten inne, als eine Gruppe von Soldaten vorbeizog. Simund wollte lauschen, ob sie etwas über die Kämpfe zu sagen hatten, Verlauf, Verluste, solche Dinge. Nichts. Er hörte nur die Schritte, wie sie den Wagen passierten.

Es war unerträglich. Er dachte darüber nach, jede Vorsicht in den Wind zu schlagen und nach draußen zu gehen. Es war sein Leben, er konnte damit verfahren, wie er wollte.

Simund befühlte die Wunde. Sie schmerzte, das war alles. Er konnte sich bewegen, wenn auch eingeschränkt. Die Wunde könnte sich weiter öffnen, doch bestand der Kampf ohnehin aus so vielen Risiken und Gefahren, was machte dann diese eine noch für einen Unterschied?

Simund nahm die Keule in die Hand. Das war ein Fehler gewesen. In dem Moment, als seine Finger sich um den hölzernen Schaft schlossen, stieg sein Verlangen, nach draußen zu gehen. Nicht der Gewalt willen, nicht um die Keule in Blut zu tränken. Er wollte an der Seite der Männer stehen, die seinetwegen gerade Leib und Leben riskierten.

»Dich wird wohl kein vernünftiges Wort aufhalten«, sagte Melinde. »Nun gehe schon.«

Simund erhob sich.

»Und sei vorsichtig.«

Er nickte. »Ich komme zurück.«

Als er nach draußen trat, erwartete ihn bereits die Fürstin von Trollhammer mit ihrer gerüsteten Leibgarde. Auch Thula trug wie ihre Begleiter Helm, Schild und Speer, doch sah es bei ihrer kleinen, älteren Gestalt schon fast witzig aus. Simund verkniff jede Bemerkung darüber.

»Ah, der Sohn des Cherus hat sich doch zu einer Entscheidung durchgerungen, bevor ich ihn aus dem Zelt zerren musste«, sagte die Fürstin. »Oder wie kann ich deinen Entschluss, herauszutreten, sonst

deuten?«

»Ich werde mitkämpfen«, sagte Simund. »Wie ist die Lage? Wo werde ich gebraucht?«

»Auf dem Rücken eines Pferdes«, sagte Thula und zeigte hinter sich. »Dort sammeln wir gerade eine Schar an Reitern. Ich habe ihnen befohlen, auf dich zu warten.«

»Wieso? Ein Reiter wird kaum einen Unterschied machen.«

»Wie oft muss ich dir das noch einbläuen«, krächzte die Alte. »Du bist der Grund, warum wir hier sind. Du bist der Grund, warum gerade Menschen sterben. Und wenn du die ganze Zeit nur in deinem Zelt oder im Wagen sitzt, dann verlieren wir mehr Männer wegen mangelnder Moral, als wir durch die Speere und Klingen des Feindes verlieren werden. Schlachten werden nicht nur auf dem Feld geschlagen, sondern auch im Herzen der Krieger. Niemand erwartet von dir, Hunderte niederzustrecken. Aber Präsenz zu zeigen, das wäre jetzt genau richtig.«

Dem hatte Simund nichts hinzufügen.

»Grüße«, sagte Barysus, als sie die Reiter erreicht hatten. Simund schätzte die Zahl auf ein paar hundert.

»Es sind nicht viele«, sagte Thula, »doch braucht man keine Masse, um dem Gegner einen empfindlichen Schlag in die Flanken zu verpassen. Der Feind konnte unser Heerlager nicht vollständig umzingeln, es gibt also Wege, ihn dort zu treffen, wo er am verwundbarsten ist.«

Barysus führte ein Pferd an der Leine heran. Ein anderer brachte Simund seinen Schild.

»Wir haben uns die Freiheit genommen«, sagte Thula. »Soll es noch ein Speer sein?«

»Nein, das reicht.« Simund schwang sich auf das Pferd und ignorierte dabei den Schmerz in der Seite. Dann nahm er den Schild zur Hand. »Zeigt mir den Weg.«

»Mir nach«, sagt Barysus und damit ritten sie los.

Im gemächlichen Tempo machten sie sich durch den Wald, auf der einen Seite die fernen Lichter des Lagers und die Kämpfe der Schlacht; auf der anderen Seite die Dunkelheit und die Stille des nächtlichen, merowschen Waldes. Selbst der Trab war bei den schlechten Sichtverhältnissen und dem waldigen Untergrund zu

gefährlich. Doch damit vergingen weitere Augenblicke, in der sich die Lage weiter zuspitzte. Quälende Momente, in denen das Sterben weiterging.

War Simund bereit? Das war nicht sein erster Kampf, doch seine erste Schlacht. Seine Keule würde auf Männer mit Familie und Geliebten niederfahren, von denen die meisten redliche und gute Männer waren, die nur in diesen Konflikt aus Treue zu ihrem Fürsten gezogen wurden. Doch das war Krieg und Cherus war nun mal ein Gott des Krieges. Derselbe Gott, bei dem Simunds Gedanken gerade hingen. Er bat Cherus still und nur für sich selbst, ihn das Richtige tun zu lassen.

Als sie den Wald verließen, traten die Zeichen des Krieges deutlicher hervor: In der Ferne waren die beiden Heere ineinander verzahnt, ohne dass eines den Sieg davonzutragen schien. Mit Speer und Schild drangen sie aufeinander ein, drückten vorwärts, wurden an anderer Stelle zurückgedrängt. Ein unaufhörliches Schieben und Testen, welches nun durch ihren jähen Angriff ein Ende nehmen sollte. Der Feind hatte viele Reiter mitgebracht. So viel verstand Simund von der Kriegskunst: Reiter und Pferd entfesselten ihr größtes Potential beim Angriff, sobald sie aber zum Stillstand kamen, waren sie lediglich ein großes Ziel. Sollte der erste Ansturm nicht gelingen, dann war es oftmals besser, sich zurückzuziehen und es ein weiteres Mal zu probieren. Dass die Reiter jedoch im Nahkampf verwickelt waren, konnte nichts Gutes bedeuten.

Barysus, der neben Simund ritt, spornte sein Pferd zum vollen Galopp an. Ihr Ziel war klar: Sie würden den Reitern in den Rücken fallen und somit das Kräftegleichgewicht an dieser Front zu ihren Gunsten wenden.

Die Reiterschar gewann an Geschwindigkeit und damit an Wucht. Ihr Angriff blieb nicht unbemerkt, einige Reiter drehten ihre Pferde zu ihnen um.

Simund ritt an der Spitze des Angriffs mit. Sie setzten zum finalen Galopp an. Die Bedingungen waren nicht die günstigsten, um die ganze Gewalt des Ansturms zu entfesseln, doch sie hatten das Überraschungsmoment auf ihrer Seite. Nun waren ihre Gegner in die Zange genommen, kaum imstande, sich nach beiden Seiten hin zu verteidigen. Manche versuchten bereits zu fliehen, doch es war zu

spät.

Die Reiterschar brach in die feindliche Linie und vollendeten damit das Chaos. Pferde rammten gegen Pferde und wieherten auf, Speere stießen in die Rücken der Fliehenden, Klingen prallten klirrend an Schilden ab.

Auch Simund war in diesem Gewirr aus Stichen und Hieben verstrickt. Eine Speerspitze traf sein Schild, der Angreifer war ein Kämpfer zu Fuß, an dem Simund vorbeizog, bevor er zurückschlagen konnte. Dafür traf seine Keule einen feindlichen Reiter vor ihm, der noch seinen Schild heben konnte. Schildbrecher durchschlug das Holz mühelos und Simund setzte sofort mit einem zweiten Schlag nach, der den Reiter an der Schulter traf und vom Pferderücken warf.

Ungeachtet der Schmerzen seiner Verwundung war sein Trachten allein auf Keule und Schild gerichtet, ebenso darauf, sein Pferd durch die Wirren dieser miteinander verschlungenen Truppen zu lenken. Wer war Feind, wer war Freund? In der Dunkelheit waren sie nur schwer voneinander zu unterscheiden.

Die Feinde machten es ihm leicht, sie erkannten Simund als Widersacher und setzten ihm zu. Simund war genauso Angreifer wie auch darum bemüht, sich selbst zu verteidigen. Er schwang die Keule vom Pferderücken aus, verbeulte Helme, zertrümmerte Speerschäfte und Schilde. Was Simund zuvor befürchtet hatte, war Realität geworden: Die Keule färbte sich rot mit dem Blut von Menschen.

Doch noch galt ein grässliches Wüten. Der Großteil des feindlichen Heeres an dieser Stelle war niedergemacht, seine Pferde lagen mitsamt ihren Reitern getroffen am Boden, viele noch im Sattel und erdrückt von dem Gewicht ihrer Tiere. Andere waren von Speerspitzen und Klingen niedergestreckt oder die Hufe der Angreifer hatten sie erschlagen. Erst langsam legte sich der rote Schleier über Simunds Sicht und er wurde sich bewusst, wie viele von ihnen nun auf der anderen Seite aufwachen würden.

Plötzlich von dem Anblick der vielen Toten übermannt, hielt er sein Pferd an. Die anderen Reiter setzten dem flüchtenden Feind nach und ließen ihn zurück.

Das war Krieg. Sie hatten den Gegner erfolgreich überrascht und hatten ihm schwere Verluste zugefügt. Simund ritt im Schritttempo über das Ergebnis ihres geglückten Manövers und sog jede Einzelheit

ein. Nicht um sich an dem Anblick zu erfreuen, sondern ... so ganz konnte er das auch nicht verstehen. Vielleicht wollte er wirklich begreifen, was die Natur des Krieges war. Das war nun sein Handwerk, er hatte es gespürt, als er die Keule an sich genommen und gegen diese Menschen geschwungen hatte. Es war ein Teil von ihm geworden, den er nie mehr loswerden würde.

Vor ihm sammelten sich die Gefallen in einem solchen Ausmaße, dass sein Pferd Schwierigkeiten hatte, sich fortzubewegen. Sie türmten sich auf wie das Opfer an einen todeshungrigen Gott. Simund stieg ab, um die Gestalt genauer zu betrachten, die auf diesem Berg aus Schmerz und Kummer zu thronen schien.

»Simund!«, rief diese Gestalt.

Es war eine ihm bekannte Stimme, von der er nicht erwartet hatte, dass sie für das hier verantwortlich gewesen sein sollte. Doch wer, wenn nicht Hedda und ihre halbgöttliche Kraft?

Hedda trat näher an Simund heran, erst jetzt erkannte er sie wirklich. Sie wirkte müde, blutete aus mehreren Wunden, doch schien sie nicht ernsthaft verletzt gewesen zu sein. Ihr Schild war an mehreren Stellen durchstoßen, es hing sogar eine Speerspitze daran. Nur ihr Speer sah tadellos aus, schließlich war es eine von den Zwergen geschmiedete Waffe.

»Was ist hier geschehen?«, fragte Simund.

»Wir wurden umzingelt«, sagte Hedda. Da war ein trauriges Glitzern in ihren Augen. »Ich habe sie selbst hierhergeführt und dann ... vielleicht bin ich die einzige Überlebende. Ich ...«

Diesmal war es Simund, der sie in die Arme nahm und nicht umgekehrt.

»Hätte ich nicht den Befehl an mich gerissen ...«

»Du hättest es nicht wissen können«, sagte er und spürte eine Träne auf seinem Nacken.

»Und nun du auch«, sagte Hedda und ließ von ihm ab. Sie rieb sich das Gesicht und schaute ihn strenger an. »Du solltest bei Melinde bleiben! Wie geht es dir?«

»Besser als dir. Wir müssen diese Wunden auswaschen und verbinden lassen.«

Dann bemerkte er die Soldaten, ihre eigenen, die aus der Dunkelheit nähertraten. Es waren jene, die Simund und die Reiter

durch den Flankenangriff aus der Verzahnung befreit hatten.

»Ihr seid Simund und Hedda«, sagte einer der Soldaten. »Kinder des Cherus, die Helden des Abends. Cherus! Cherus!«

Die Männer hoben zu einem Gebrüll an, bei dem sie Cherus wiederholt priesen. Darunter nicht nur Merowa, auch die Männer aus den Goldsee-Städten rühmten seinen Namen.

Simund wischte mit seiner Kleidung das Blut von der Keule.

Kapitel 44, Simund

Die Kämpfe endeten mit dem Morgengrauen. Simund hatte nur kurz geschlafen, er versank sofort ins Traumland, als er sein Lager fand. Am nächsten Tag weckte ihn zunächst die Morgenröte, dann Piasus.

»Hallo Held«, sagte er. »Die Heldin des gestrigen Abends habe ich schon begrüßt, wir haben ja unsere Lager ganz beieinander.«

Dabei grinste er ungebührlich, doch Simund war zu müde, um es ihm zu vergelten. Piasus war unversehrt, so wie er in Simunds Zelt stand, nur einige Schrammen verunstalteten sein gut gelauntes Auftreten.

»Ich hätte dich ja gerne in Aktion gesehen«, fuhr der Mykerios fort, »doch war ich woanders sehr beschäftigt. Es war eine wilde Nacht.«

»Und du hast sie gut überstanden, das freut mich«, sagte Simund schläfrig. »Was gibt es denn?«

»Die Katapulte, sie sind fertig. Wir beginnen gleich mit dem Beschuss. Man sagte mir, du hattest großes Interesse an diesen Maschinen gezeigt und ich sollte dich ...«

Simund erhob sich. »Ja, bin gleich da!«

Tatsächlich übten diese Katapulte eine Faszination auf Simund aus. Nicht unbedingt wegen ihrer zerstörerischen Kraft (die er noch gar nicht gesehen hatte), sondern wegen der komplexen Maschinen und den physikalischen Prinzipien, die er sich von den Ingenieuren erklären ließ und nur schwer begriff. Schon in der Zeit in Akleion hatte sich Simund allerhand technische Wunderwerke präsentieren lassen, die sich seines Verständnisses entzogen. Darunter Dampf betriebene Maschinen, komplizierte Getriebe oder Gewinde und Baukräne, höher als so mancher Baum. Simund war fasziniert von dem, was der menschliche Verstand schaffen und umsetzen konnte.

Sie beluden gerade die Katapulte mit Steinen, als Simund und Piasus eintrafen. Thula, Forkmann, Daedlus und andere Heerführer von den mykerionischen Stadtstaaten waren zugegen.

»Habe ihn mitgebracht«, verkündete Piasus, »und das Spektakel hat noch gar nicht angefangen. Sehr gut.«

»Ein solches Spektakel wird es auch nicht«, sagte Daedlus und ging auf Simund zu. »Und was deinen Entschluss gestern Nacht anbelangt: Er hat den Männern Mut gemacht. Wir hatten zwar etwas anderes beschlossen, doch manchmal muss man sich über Beschlüsse hinwegsetzen, wenn die Situation es erfordert.«

»Wie geht es eigentlich Hedda?«, fragte Simund und drehte sich zu Piasus.

Der blähte die Backen auf und blies Luft. »Körperlich unversehrt, abgesehen von ein paar kleinen Wunden. Ihr seid wirklich Geschwister, das haben wir mal wieder gesehen. Aber sie wollte das Zelt nicht verlassen. Es war schwer für sie, so viele sterben zu sehen. Sie gibt sich selbst die Schuld.«

»Hast du mit ihr darüber geredet?«

»Natürlich! Versucht habe ich es. Doch sie ist stur. Ich glaube, sie braucht etwas Zeit für sich. Aber vorsichtshalber habe ich mal Melinde vorbeigeschickt. Wir können nur abwarten.«

Simund nickte.

»Gut, wenn das mit den Weibern dann geklärt wäre«, sagte Daedlus, »können wir uns ja mit der Belagerung beschäftigen.«

Die fünf Katapulte rochen nach frischem Holz. Sie hatten die Borke entfernt, das Holz präsentierte sich ihnen nackt. Die Ingenieure und ihre Helfer spannten gerade die Wurfarme mittels eines Seilzuges. Holz und Seil knarzten gleichermaßen und deuteten somit die Spannung an, welche in der Konstruktion steckte.

Ein Ingenieur überprüfte ein letztes Mal das Katapult und gab dann sein Einverständnis. Das Seil wurde gekappt, der Wurfarm löste sich und der Stein flog durch die Luft. Simund staunte nicht schlecht, als das Geschoss hinter der Palisade landete und dabei das Fürstenhaus verfehlte.

»Eh«, machte Thula. Sie gab sich betont unbeeindruckt.

»Wir schießen uns gerade ein«, erwiderte Daedlus. Er nickte den Ingenieuren zu.

Sie kappten das nächste Seil, diesmal traf der Stein und riss ein Loch in den oberen Abschnitt der Palisade nahe dem Eingang.

Thula schirmte die Hand vor der Sonne ab. »Gut, wir brauchen also eine kleinere Leiter.«

»Ich bin überrascht, dass Ihr das noch so gut sehen könnt«, sagte

Daedlus.

»Können die noch weiter schießen?«, fragte Forkmann, der mehr Begeisterung als die Fürstin zeigte.

»Diese Katapulte nicht, es gibt aber wesentlich größere. Für unsere Zwecke reichen die hier vollkommen aus. Wäre es eine mächtigere Burg, dann würde ich Belagerungstürme bauen lassen.«

»Belagerungs... Türme?«, fragte Forkmann.

»Davon habe ich eine Abbildung gesehen«, warf Simund mit Eifer ein. »Es sind mehrere Häuser große, fahrbare Türme, so hoch, dass in ihnen ganze Truppen und sogar solche Katapulte passen.«

Thula zog die haarigen Brauen zusammen. »Mit einer Ramme wären wir da schon längst durch.«

»Würdet Ihr die Ramme selber schieben?«, fragte Daedlus sichtlich genervt. »Ich riskiere nicht die Leben meiner Männer, wenn wir stattdessen die Verteidigung des Feindes zusammenschießen können.«

Dennoch fragte Simund sich, ob Daedlus nicht auch die technologische Überlegenheit der Mykerios zur Schau stellen wollte. Die Merowa verfügten nicht über solche Waffen. Mit der Zeit und fortwährendem Austausch beider Völker könnte sich das jedoch ändern. Simund war überzeugt, dass die Konstruktion dieser Katapulte eigentlich nicht so schwierig war.

Der Beschuss ging weiter. Mehrmals trafen die Katapulte die Palisaden, sie schlugen Löcher in das hohe Dach des Fürstenhofes und sie konnten vom Heerlager aus hören, wie die Steine in andere Gebäude wie Ställe und Gesindehäuser einschlugen. Schließlich zertrümmerten sie das Torgebäude des Fürstenhofes und die Heerführer jubelten. Abgesehen von Thula.

»Gut, sehr gut«, befand Daedlus. »Damit können wir ungehindert einmarschieren.«

»Nicht so schnell«, bremste ihn Thula. »Es ist noch immer ein schmaler Weg bis hoch zum Hof und der Eingang ist kaum breiter als ein Stalltor. Sollte der Feind uns dort erwarten, steht uns noch immer ein blutiger Kampf bevor.«

»Aber wir brauchen Eure Ramme nicht mehr, werte Fürstin.«

»Wir sollten einen Boten hoch schicken«, schlug Forkmann vor. »Geben wir ihnen eine letzte Chance, das hier friedlich beizulegen.

Wir haben sie bestimmt geängstigt und den Angriff der vergangenen Nacht haben wir auch zurückgeschlagen.«

»Bah, du bist zu weich«, befand Thula.

»Eine gute Idee«, sagte Daedlus.

Und damit schickten sie einen Boten zu Pferde los. Sie sahen ihm dabei zu, wie er den schmalen Weg die Erhebung hoch zur Wehranlage ritt und vor dem zerschossenen Tor abstieg. Der Bote schritt über die Pfähle und Bretter und verschwand aus ihrem Blick.

Damit setzte ein stilles Warten ein. Gespannte Augenblicke vergingen, in denen die Vögel ungestört mit ihrem Gesang fortfuhren.

Dann erschien der Bote wieder vor dem Palisadenhaufen, setzte sich auf sein Pferd und ritt zu ihnen zurück.

»Zumindest hat er noch seinen Kopf«, bemerkte Thula. »Doch es ging schnell.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Simund.

»Wir werden es gleich wissen.«

Der Reiter spornte das Pferd zum Galopp an. Nicht aus Furcht, eher wirkte er überrascht, als er vor ihnen Halt machte.

»Der Fürstenhof scheint verlassen zu sein«, sagte der Bote.

»Scheint?«, fragte Thula.

»Ich habe nicht jeden Winkel abgesucht, das war nicht meine Aufgabe. Als ich auf den Hof trat, tat ich klar und deutlich meine Absicht kund. Niemand war da, um mir zu antworten. Also begab ich mich ins Fürstenhaus und erklärte erneut den Grund für mein Kommen. Wieder keine Antwort. Ich dachte, es wäre besser, zu Euch zurückzukehren, als noch mehr Zeit dort oben zu verschwenden.«

»Das war schon richtig so«, erwiderte Thula.

Daedlus klatschte in die Hände. »Sie sind geflohen. Ihr vergeblicher, nächtlicher Angriff muss sie von unserer Übermacht überzeugt haben. Ich hätte mir gewünscht, diesen Fürsten zu fassen, doch das genügt. Wollen wir uns den Hof genauer ansehen?«

Die anderen Generäle der Seestadt-Liga lächelten ihm bejahend zu, sie klopfen sich schon gegenseitig auf die Schultern.

Nur Thula wollte ihnen den Spaß vermiesen. »Nicht so schnell! Ich habe kein gutes Gefühl bei dieser Sache! Wir sollten zunächst ein paar unserer Männer hineinschicken und jede Ecke und jeden

Winkel absuchen. Die letzten Kämpfe müssten Euch Beweis genug sein, dass unser Feind zur Verschlagenheit neigt.«

»Ist das Euer Ernst?«, fragte Daedlus. »Wir haben ihren Widerstand gebrochen.«

Nun kam ihr Forkmann zur Hilfe. »Es gibt keinen Grund, nicht vorsichtig zu sein. Im Nachhinein hat man immer das Nachsehen und wenn nicht, dann ist eben alles gut. Wenn wir schon dort hinaufgehen, dann zumindest mit Schild und Klinge in der Hand. Und es kann nicht schaden, ein paar fähige Männer mitzunehmen.«

»Wenn Ihr das so vernünftig vortragt«, antwortete Daedlus an Forkmann gerichtet. »Dann lasst uns vorsichtig vorgehen. Piasus, du kommst mit. Und hol noch ein paar frische Soldaten, die an den Kämpfen gestern nicht teilgenommen haben und nicht verwundet sind.«

»Wird gemacht.«

»Ich begleite Euch ebenfalls«, sagte Simund. »Ich bin fit und werde Euch keine Last sein.«

»Oh je«, machte Piasus, »ich werde Hedda holen. Nicht, weil wir sie unbedingt brauchen. Wenn sie hört, dass ihr Simund in eine Falle tappte und sie nicht dort war, um ihn zu beschützen, dann reißt sie mir den Kopf ab.«

Daedlus' Züge nahmen verschmitzte Formen an. »Und um deinetwillen wird sie sich nicht sorgen?«

»Ich weiß meinen Rücken zu decken«, sagte Piasus, während er sich aufmachte und dabei dreckig grinste, »wenn ich nicht gerade dasselbe mit ihrem tue.«

»Piasus!«, rief Simund. »Sie ist eine Tochter von Cherus ...«

Piasus machte eine entschuldigende Geste in Richtung Simund, während er sich rückwärtsgehend davonmachte. »Schon gut, schon gut, ich verkneife mir das fürs Zeltlager ...«

Kapitel 45, Simund

Sie brauchten nicht lange auf Hedda zu warten. Mit energischen Schritten und zerzaustem Haar, voll gerüstet und Piasus ihr eilig folgend, schloss sie sich der Gruppe an und blieb nahe bei Simund.

»Dann sind wir ja alle vollständig«, sagte Daedlus. »Lasst uns aufbrechen.«

Die kleine Gruppe bestand aus den Generälen der Seestadt-Liga, Forkmann, Thula, Piasus, Hedda, Simund und noch ein paar weiteren, ausgesuchten Soldaten, die als Leibwächter dienen sollten.

Simund winkte seiner älteren Halbschwester kurz zu und wünschte ihr einen guten Morgen.

Sie trat an ihn heran und sprach im Flüsterton: »Hör mal, ich bin froh, dass du letzte Nacht da warst, aber du musst dich noch immer schonen.«

»Danke, Hedda«, antwortete Simund knapp. Mittlerweile ging es ihm gegen den Strich, wie sehr sie ihn bemutterte. Dabei sah sie viel schlechter aus als er. Sie wirkte unausgeschlafen, aufgelöst und bleich, als läge die letzte Nacht wie ein Fluch auf ihr. »Du solltest auch auf dich Acht geben.«

»Ja das ...!«, begann sie, brachte den Satz aber nicht zu Ende. »Ich will dich nur beschützen.«

»Hedda, Hedda!«, mischte sich nun Piasus dazu. »Nimm ihm das nicht übel. Die meisten Männer, die du angeführt hast, haben überlebt.«

Sie schaute ihn entsetzt an. »Was?«

»Ja, sie konnten die Flucht in die andere Richtung antreten und zu den Verteidigern durchdringen. Ich bin sicher, die meisten der Toten dort hast du verursacht und stammen eigentlich vom Feind.«

»Und wieso erfahre ich das erst jetzt?«

»Die letzte Nacht ist noch gar nicht lange her, wir kriegen erst jetzt mit, was überhaupt geschehen ist, welche Verluste wir erlitten haben, welche Stadtstaaten oder Fürsten wie viele verloren haben und so weiter. Übrigens, hier war die Stelle, als euer guter alter Piasus dem Feind mutig entgegentrat und ...«

»Das müssen wir uns wahrscheinlich noch öfter anhören.« Hedda

seufzte. »Aber danke, Piasus. Das macht es mir etwas leichter.«

»Bis sich mein Repertoire an persönlichen Heldengeschichten erweitert. Doch bitte, liebste Hedda.«

Bei ihren Streitereien musste Simund unweigerlich an Kadeira denken, die in Akleion hoffentlich auf ihn wartete. Ein Grund mehr, diesen Krieg zu beenden.

Wie merkwürdig. Es war, als hätte er bereits entschlossen, zurückzukehren. Was war Merow noch für ihn?

Der Fürstenhof wirkte tatsächlich wie verlassen. Sie stiegen über die Hölzer des Torhauses und der von den Steinen getroffenen Palisaden. Nacheinander betraten sie den Hof, wobei sie darauf achteten, nahe beieinander zu bleiben. Keine Menschenseele war hier zu sehen, nur die hohe Halle des Fürsten, welche abgesehen von ein paar Einschlaglöchern unversehrt war, und einige Nebenbauten.

»Tja«, sagte Piasus und atmete erleichtert aus. »Sieht leer aus.«

Thula schaute ihn scharf an. »Kein Grund, unvorsichtig zu sein. Bleibt zusammen und bedenkt jeden einzelnen Schritt.«

»Glaubt Ihr wirklich«, begann Piasus, während Hedda versuchte, ihn vom Weitersprechen abzuhalten, »dieser Hermann lauert uns hier irgendwo auf, um uns zu überfallen?«

Thula zeigte ein fast zahnloses Grinsen. »Ich würde das machen, ja.«

»Wir sollten uns erst einmal im Hof umschaun«, schlug Thormann vor und jeder stimmte zu.

Simunds Späherblick verriet ihm nicht viel. Die Zerstörungen erschwerten es, die Situation einzuschätzen. Er fand keine Spuren von einer plötzlichen Flucht, doch irgendwoher mussten die Angreifer der letzten Nacht gekommen sein.

»Wo könnten sie hin sein?«, fragte Hedda.

»Sie könnten sich in der Nacht heraus gestohlen haben«, antwortete Forkmann. »Möglicherweise über einen geheimen Gang oder sie sind den Hügel heruntergeklettert. Alles machbar.«

Simund lag die Frage schon eine Weile auf der Zunge: »Ist Hermann jemand, der einfach so fliehen würde? Ich habe ihn bisher nur einmal getroffen.«

»Wir haben ihn letzte Nacht in die Flucht geschlagen«,

antwortete Daedlus. »Oh, entschuldige, Piasus hatte das.«

»Sehr zuvorkommend«, antwortete der Geehrte.

»Möglicherweise hat das ihm den Mut genommen. Keinen Grund mehr, hier noch auszuhalten. Wollen wir uns im Fürstenhaus umschauen?«

Das Innere war, wie könnte es anders sein, ebenfalls still und verlassen. Licht drang durch die Löcher im Dach. Die Stützpfiler waren jedoch nicht beschädigt.

Die Generäle aus den Seestädten schauten sich um wie Reisende, die nur wegen der Architektur gekommen waren. Teils interessiert, teils abschätzig begutachteten sie die merowsche Bauweise, Schnitzereien und Ausstattung. Am Ende der Halle prunkte noch immer das Banner eines Bären.

»Fürstin Thula«, sagte Simund, als ihm eine dunkle Vorahnung ergriff. »Wieso ist das Banner noch hier? Nehmen es die Fürsten nicht mit sich?«

»Ah, ich werde noch langsam auf meine alten Tage«, antwortete die Fürstin. »Wir werden angegriffen!«

Sie kamen von unten. Unter ihren Füßen öffneten sich die Dielen, vor, neben, hinter ihnen. Wie Mäuse aus ihren Löchern strömten sie in den Raum. Nicht nur hatten sie die Eindringlinge umzingelt, sondern standen auch mitten unter ihnen. Der Mut der Verzweiflung glomm in ihren müden Augen, Schwerter, Messer und Beile bereit in der Hand, um ein Blutwerk zu verrichten.

Es entbrannte ein Kampf, bei dem von einem koordinierten Vorgehen nicht die Rede sein konnte. Simund bekam nur Einzelheiten mit: Forkmann stellte sich sofort schützend neben die Fürstin Thula, die ihren kurzen Speer hob und trotz ihrer kleinen, alten Figur einen grimmigen Eindruck machte; jemand schloss das Eingangstor; zwei der Leibwachen starben zuerst, ebenso ein General der Seestädte, dem gleich mehrere Klingen in die Seiten und in den Nacken gerammt wurden; Simunds und Heddass Blicke trafen sich kurz, dann sah er etwas in ihren Augen, das ihn herumwirbeln ließ.

Simund machte einen Satz nach hinten, stieß mit dem Rücken gegen einen Pfeiler und wich zur Seite aus, sodass die Klinge des Angreifers das Holz der Dachstütze streifte.

Er hatte bereits seine Keule gezogen, seitdem sie den Hof betreten

hatten. Die Waffe traf die Schwerthand des Angreifers und brach mehrere Finger, während die Klinge ihm aus der Hand fiel. Simund setzte mit seinem Schild nach und stieß ihn damit von sich.

Simunds Bemühen, sich zu orientieren, wurde jäh durch einen weiteren Angriff unterbrochen. Das Beil hätte sich in jeden anderen Holzschild verbissen, doch Simunds von Zwergenhand geschmiedetes Schild ließ die Waffe klirrend abprallen und den Angreifer überrascht dreinblicken. Simund tat wie Cherus, ein Hieb auf den behelmten Kopf sollte es sein. Auch wenn ein solcher Hinterhalt kaum Milde rechtfertigte, sollte er eine Chance haben zu überleben. Sein Gegner taumelte nach hinten und landete auf seinem Hintern.

Ein kurzer Blick, Simund sah Daedlus, der Rücken an Rücken mit einem weiteren General stand. Sie trugen beide die großen Schilde der Mykerios und wussten sich damit gut gegen gleich mehrere Feinde zu verteidigen. Allerdings gerieten sie vermehrt in Bedrängnis.

Piasus hatte es ebenfalls bemerkt. Er warf sich von hinten auf einen der Angreifer und stieß ihm sein Schwert durch den Rücken.

Für einen kurzen Moment waren die Kämpfe unterbrochen, denn das Geräusch von berstendem Holz ließ sie innehalten. Hedda hatte zwei der Hinterhältigen umgehauen und einfach die Tür nach draußen aufgebrochen. Sie stand daneben und rief: »Raus!«

Nur wenige konnten dem Ruf nachkommen. Gleich darauf waren die beiden Seiten wieder in ihren Kämpfen verstrickt.

Der Feind war in der Unterzahl, das stellte Simund mit einem flüchtigen Blick fest. Er hatte lediglich das Überraschungsmoment auf seiner Seite.

Forkmann durchbohrte gerade einen Angreifer und Thula stieß gleich hinterher, auch wenn der mächtige Stoß des Hünen wahrscheinlich ausgereicht hatte.

Die Reihen des Gegners lichteten sich zunehmend, doch schien es Simund, als wäre er wild entschlossen, so viele wie möglich von ihnen zu töten. Aus den Augenwinkeln sah er, wie einer der Seestadt-Generäle umzingelt wurde. Bevor Simund einschreiten konnte, fielen sie über ihn her. Unter den vielen Hieben erstickten seine Schreie.

Dann war es Hedda, die einen erschrockenen Laut ausstieß und plötzlich loslief. »Piasus!«, rief sie.

Der Angesprochene wandte seinen Kopf zu ihr, doch er bemerkte nicht den, der ihm in den Rücken fiel.

Auch Simund rannte. Piasus hatte den Angreifer nun selbst bemerkt und wirbelte herum, doch es würde zu spät sein, das Schwert abzuwehren. Simund und Hedda mochten als Cherus-Kinder noch so stark sein und Verletzungen wegstecken, oder gar wie Simund aus dem Totenreich wiederauferstehen. Doch in diesem kurzen Moment wurde er sich bewusst, wie fragil das Leben seiner Kameraden war im Vergleich zu ihnen.

Doch schnell, das war Hedda. Sie war vom Eingang heran geschossen und rammte dem Angreifer ihren unzerstörbaren, von Zwergenhand geschmiedeten Speer in die Seite. Spitze und Schaft traten aus der anderen Seite wieder heraus. Piasus hatte sich gerade erschrocken umgedreht und sein Schwert erhoben, als Heddas Speer dem Angreifer mitten in der Bewegung gestoppt hatte.

Damit erstarben die letzten Kämpfe. Einige der Männer von Hermann ergaben sich bereits, andere kämpften noch bis zum letzten Augenblick. Simund hörte hinter sich die gurgelnden Schmerzenslaute eines Mannes, den gerade die Leibwächter erschlugen.

»Halt!«, rief Simund. »Es ist vorbei!«

»Und wie es das ist«, sagte Daedlus. Er schob sich an Piasus vorbei und kniete sich zu dem, den Hedda eben noch mit ihrem Speer durchbohrt hatte. »Das ist Hermann. Euer Fürst ist tot und er hat ein unrühmliches Ende gefunden.«

Erschrocken zog Hedda den Speer heraus. Nun sah es Simund auch. Unter dem Helm starrten Hermanns Augen ins Leere, der Mund aufgerissen, als wollte er noch einen letzten Schrei ausstoßen, bevor er starb.

»Ich ... ich wollte nur ...«, begann Hedda.

»Macht Euch keine Vorwürfe«, erwiderte Daedlus. »Er verdiente es nicht anders.«

»Nein, das ist es nicht ... ich ...«

Hedda ließ ihren Speer fallen und rannte heraus.

»Hedda, warte!«, rief Piasus und lief ihr hinterher.

Forkmann und die Leibwächter machten sich daran, die verbliebenen Männer von Hermann in einer Ecke zu bewachen. Sie

mussten zuvor ihre Waffen abgeben. Sie machten nicht den Eindruck, überhaupt noch Widerstand leisten zu wollen.

Die Generäle stellten sich um den Fürsten herum auf. Mit maßregelnden Blicken schauten sie auf Hermanns Leichnam.

»So geht also einer der Fürsten von Merowa zugrunde. Im Hinterhalt lauerte er uns auf, dann wurde er wie ein Hund erschlagen«, urteilte einer der Generäle.

»Und wir erzählten uns Geschichten von dem Ehrgefühl der Merowa«, sagte ein anderer. »Doch die letzten Tage wurden wir nur überfallen und am Ende dieser Schlacht versuchten sie es mit einem Attentat. Es waren wohl nur Legenden.«

Nun wallte in Simund Zorn auf. Einer der Männer, der so verächtlich auf Hermann herabblickte, war Daedlus. Der hatte Piasus als einen Attentäter geschickt, um Paraxus zu töten. Verschlagenheit war gewiss nicht nur bei den Merowa zu finden. Doch Simund verbot es sich, das auszusprechen, denn genau das vor allen hier zu offenbaren, käme einem Schlag ins Gesicht für Daedlus gleich.

Lieber wollte er das Gebäude verlassen, da hielt ihn Forkmann auf. Der Hüne beugte sich zu ihm herunter und flüsterte ihm zu: »Es geht um Fryda.«

Simund musste kurz nachdenken. »Hartrieds Tochter und ... Hermanns Frau. Was ist mit ihr?«

Der Fürst schaute sich verstohlen um und sprach dann leise weiter. »Einer von denen hat mir etwas anvertraut. Sie ist in der Nähe. Noch vor dem Morgengrauen war sie mit ein paar Mägden geflohen, wie es der Fürst wollte. Damit sie nicht in unsere Gefangenschaft gerät. Das Problem ist: Sie ist hochschwanger und schlägt sich nun durch den Wald.«

»Dann ihr hinterher! Wieso diese Heimlichtuerei?«

»Weil er sich nicht sicher ist, ob er uns vertrauen kann.«

Simund ging an Forkmann vorbei und stellte sich vor den Gefangenen. Er schaute jedem von ihnen, der seinen Blick erwiderte, genau in den Augen. In den meisten las er Niedergeschlagenheit, Müdigkeit und Angst. Doch da schaute ihn ein genauso müdes, durchkämpftes Gesicht hoffnungsvoll an.

»Wo ist sie?«, fragte Simund. »In welche Richtung reitet Fryda?«

»Nicht so laut!«, zischte Forkmann.

Auch der Gefolgsmann des Fürsten machte ein Gesicht, als hätte man ihn bei einer Schandtat erwischt.

»Du handelst gegen den Willen deines Fürsten«, fuhr Simund fort. »Selbst nach seinem Tod dem Herrn zu folgen, das macht dich achtbar. Doch hier geht es um mehr als nur ein Menschenleben. Du sorgst dich auch um die Fürstin.«

Der Gefolgsmann nickte.

»Simund?«, rief Daedlus. »Was ist hier los?«

Simund ignorierte ihn. »Wir können ihr helfen, das garantiere ich.«

»Schwört Ihr es?«, fragte er. »Schwört Ihr auf Cherus?«

»Ich schwöre es auf Cherus' Namen und auf seine heilige Keule. Ich werde Fryda, ihre Begleiterinnen und ihr ungeborenes Kind mit meinem Leben verteidigen. Also, wo ist sie?«

»Sie ... sollte in Richtung Nordosten reiten, bis sie an einen Fluss ankommt, um ihm dann in Richtung Norden zu folgen.«

»Gut, ich werde mich beeilen.«

Damit schickte sich Simund an, die Halle zu verlassen.

»Simund!«, rief Daedlus hinterher.

»Ich brauche ein schnelles Pferd«, antwortete er.

Draußen fand er Hedda und Piasus vor. Sie saßen auf dem Boden, er hatte seine Arme um sie geschlungen und Hedda hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben, während sie weinte.

Piasus sah ihn verloren an. »Wo willst du hin?«, fragte er.

Simund hingegen kniete sich vor Hedda. Sie wollte ihn nicht anschauen. War es der Stress der letzten Tage? Das war nicht das erste Mal, dass sie getötet hatte, doch wieso jetzt dieser emotionale Ausbruch?

Simund nahm ihre Hände in die seine, rote Wangen und feuchte Augen traten dahinter hervor.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Es ist Krieg. Menschen sterben. Nicht wahr? Doch ... ich hatte Gunlaug und Hartried dafür gehasst, was sie deiner und Melindes Familie angetan hatten. Töten ist schlimm, Verwandte zu töten noch schlimmer. Jetzt bin ich dessen selbst schuldig. Hermann war nicht mit uns blutsverwandt, doch er hatte Fryda geheiratet. Nun bin genauso in dieser Familienfehde verstrickt wie Gunlaug. Ich ...«

»Ich mache das wieder gut«, sagte Simund. »Ich hole Fryda und
sorge dafür, dass ihrem Kind nichts geschieht. Mit irgendetwas
müssen wir anfangen.«

Kapitel 46, Simund

Simund besorgte sich das schnellste Pferd, das er aufreiben konnte, und hielt sich nicht mit Erklärungen auf. Hedda hatte zunächst mitkommen wollen, doch sie sah schnell ein, dass sie keine besonders gute Reiterin war. Die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte sie auf dem Schiff, nicht zu Pferde. Dafür hatte sich ihre Laune gebessert, was Piasus genauso freute wie ihn.

Er ritt in Richtung Nordosten, wie es der Gefolgsmann des toten Fürsten beschrieben hatte. Der Weg durch den Wald war nicht ohne Tücken und mehrmals musste Simund um einen tiefen Tümpel herumreiten, welcher dunkle Erinnerungen an den Kampf mit dem Geist in ihm hervorrief. Hin und wieder fand er Spuren der feindlichen Truppen, doch keine Anzeichen, dass sie sich noch in der Nähe befanden. Die Sonne überstieg den Mittagsszenit, als er den Fluss erreichte. Am Ufer des Wassers ritt es sich leichter, der Weg war klar und so dauerte es nicht lange, bis er Fryda und ihre Mägde eingeholt hatte.

Sie würden ihm nicht davonkommen. Es waren lediglich Mägde, die kein Leben im Sattel gewohnt waren. Simund erkannte Fryda schnell an den vornehmen, bunten Stoffen, welche sie von den einfachen Dienstmädchen abhob und an ihrer Haltung auf dem Pferd bemerkte er, dass sie durchaus zu reiten verstand. Nur als hochschwängere würde sie dem Pferd kein halbschweres Tempo abverlangen. Zumindest hoffte Simund das.

Als er näherkam, drehten sich die Mägde im Sattel zu ihm um, und drohten ihm mit kurzen Schwertern und Messern.

»Fryda!«, rief Simund. »Bitte bleibt stehen! Ich muss mit Euch reden!«

Keine Antwort. Sie ritten und drohten ihm weiter. Fryda drehte sich nicht einmal zu ihm um. Dafür warf eine der Mägde Geschirr nach ihm.

»Ich schwöre, Euch wird nichts geschehen!«

Wieder keine Antwort, keine Anstalten, die Pferde anzuhalten. Simund holte immer weiter auf, aber er konnte unmöglich Gewalt anwenden, um sie zu stoppen, und dabei das ungeborene Kind

gefährden.

So blieb ihm nur ein einziges Mittel: »Fürstin Fryda, ich bin Simund, Sohn des Cherus, und ich komme, um Euch von Hermanns Tod zu berichten!«

Frydas Pferd bäumte sich auf, sie hielt auf der Stelle an und ließ ihre überraschten Mägde an ihr vorbeiziehen. Nun wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Tränen rannen ihr die Wangen hinab.

Simund hielt an, wenige Armlängen von ihr entfernt.

»Es tut mir leid, Fürstin.«

Unter ihrer Kleidung wölbte sich tatsächlich ein dicker Bauch. Es hätte vielleicht nicht lange gedauert und Hermann hätte sein Kind in den Armen halten können.

»Wart Ihr es?«, fragte Fryda. Sie bemühte sich um Fassung, doch ihre Blicke hätten ihn wie einen Blitzschlag töten können. Mittlerweile waren ihre Mägde zurückgekehrt.

»Nein, doch das spielt keine Rolle. Jetzt ist wichtig, dass Ihr mir ins Lager folgt. Ich garantiere für Eure Sicherheit, ebenso für Eure Begleiterinnen und Euer Kind.«

»Wieso?«, fragte sie. »Ich will nicht Euer Pfand in diesem Krieg sein. Keine Geisel, erst recht nicht mein Kind!«

»Das werdet Ihr nicht. Nennt mir einen Namen, einen Hof, und ich werde Euch sicher dort ankommen lassen.«

»Darauf lasse ich mich nicht ein.«

Simund stieg vom Pferd ab. »Ich weiß, es ist Blut zwischen unseren Familien geflossen, doch wir beide sind Kinder des Cherus. Das vereint uns und sollte Grund genug sein, Gnade walten zu lassen.«

Fryda sah ihn unverwandt an, bemüht, Stärke und Stolz zu zeigen. Doch die Fassade bröckelte, die Tränen flossen stärker.

»Wie ist er gestorben?«

»Ein Speerstoß, im Kampf. Er hat bis zum Ende nicht aufgegeben.«

Sie brach in ein Schluchzen aus.

»Ihr möchtet bestimmt bei seiner Bestattung dabei sein. Viele sind in den letzten Tagen gestorben. Lasst uns gemeinsam der Toten gedenken.«

Umständlich, doch mit Würde, stieg Fryda vom Pferd und ging

zum Bach.

»Meine Herrin ...«, sagte eine der Mägde.

Die Sorge war berechtigt, doch glaubte Simund nicht daran, dass Fryda sich etwas antun würde. Sie hatte noch ihr Kind. Die Fürstin beugte sich herunter zum Wasser und wusch sich das Gesicht.

Anschließend trocknete sie sich die Hände am Gewand und kehrte zurück. Die Wangen waren gerötet, die Augen feucht, doch sie wirkte gefestigter. Simund bewunderte sie.

»Mir ist egal, was mit mir passiert«, begann sie. »Schwört, dass mein Kind sicher ist. Und meine Mägde.«

»So wie ich geschworen hatte, Euch in Sicherheit zu bringen.«

Das war ein Tag der vielen Schwüre. Simund war ein Merowa, ein Volk, das seine Schwüre heiligte. Es kam ihm nicht leichtfertig über die Lippen.

Fryda kehrte zurück wie eine Königin, die in ihre Pfalz einzog. Die Mägde machten keinen Hehl aus ihrer Trauer, als sie um das Lager herum die Toten sahen und Teile des Fürstenhofes in Trümmern. Sie weinten und klagten sich gegenseitig ihr Leid und die Gefallenen, egal von welcher Seite. Fryda ließ sich nichts anmerken, ritt mit aufrechter Haltung und erhobenem Kinn den Weg hinauf und durch das Torgebäude. Die Palisaden und Trümmer hatten sie mittlerweile weggeräumt. Daedlus und die anderen Generäle sowie Forkmann und Thula warteten dort bereits auf sie. Man hatte Stühle, Essen und Getränke gebracht. Sie speisten vor dem Fürstenhof, eine alte Sitte, um den Sieg zu untermauern.

Diener traten schnell heran, um ihr beim Absteigen zu helfen. Sie lehnte es mit einer entschiedenen Geste ab und tat es selbst. Nachdem Simund vom Pferd gestiegen war, trat er vor die Generäle und Fürsten und übernahm die Aufgabe eines Herolds: »Fryda, Fürstin von Bärenschlucht, Gattin von Hermann, Tochter von König Hartried und Königin Hedwinna, Nachfahrin des Cherus.« Fryda stellte sich neben ihn. »Und unser Gast. Ich garantierte für ihre Sicherheit und die ihrer Mägde. Straft mich nicht einen Lügner, indem Ihr sie schlecht behandelt.«

Daedlus erhob sich, ebenso Thula und Forkmann. »Das würden wir nicht.« Er stellte sich vor ihr und setzte eine trauernde Miene auf.

Das konnte er gut, doch war es fraglich, ob sie ernst war — und ob Fryda es ihm abnahm. »Wollt Ihr Euch einen Moment zu uns setzen?«, fragte er.

»Ich will den Leichnam meines Gatten sehen. Und einen Moment alleine sein.«

Daedlus schaute Simund an, der ihm zunickte. Er zeigte daraufhin ins Fürstenhaus. »In der Mitte der Halle, unter seinem Banner«, sagte Daedlus.

»Gebt uns etwas Zeit«, sagte Fryda und meinte damit sie und ihre Mägde, die ihr unaufgefordert folgten. Zusammen traten sie in die hohe Halle.

Daedlus deutete auf einen Schemel am Tisch. Simund fiel da gerade ein, dass er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Er könnte umfallen vor Hunger und Durst. Es gab gegrilltes Huhn, Wein, Wasser aus dem Brunnen am Hof und Früchte, welche sie in der Umgebung gesammelt hatten. Simund griff unaufgefordert zu.

»Sollten wir sie beobachten lassen?«, fragte einer der Generäle.

»Wenn sie sich umbringen wollte, hätte sie es schon längst getan«, antwortete Thula. »Und von der Flucht ist sie gerade zurückgekehrt. Lasst das arme Mädchen allein.«

»Vielleicht wünscht sie sich erst jetzt zu sterben«, überlegte derselbe, »wo sie ihren erschlagenen Gatten sieht.«

Dann hörten sie ihr Weinen aus dem Fürstenhaus. Sie drehten sich zur Tür, als eine der Mägde herantrat und sie von innen schloss.

»Sie wird sich nichts antun«, sagte Simund zwischen zwei Bissen Huhn. Da war er sich sicher. Die beiden hatten kaum ein Wort gewechselt, als sie zurückgeritten waren. Doch glaubte er, Fryda hatte ihr Schicksal akzeptiert. Nun galt es, für ihr ungeborenes Kind weiterzuleben.

»Was ist mit Hedda?«, fragte er. »Ich habe Fryda nicht erzählt, wer den Todesstoß ausgeführt hatte und sie hatte nicht weiter danach gefragt. Vielleicht wäre es besser, Ihr erwähnt es ihr nicht gegenüber.«

»Es wird sich schwer verheimlichen lassen«, sagte Forkmann mit verschränkten Armen. »Es macht wahrscheinlich schon die Runde. Wird nicht schön, wenn die beiden aufeinandertreffen.«

»Sie wird schweigen«, wusste Thula. »Sie wird Hedda nicht

einmal eines Blickes würdigen, sobald sie es weiß. Und das ist wahrscheinlich besser so.«

Nach einer Weile öffnete sich die Tür und Fryda trat mit ihren Mägden heraus. Die Fürstengattin machte den Eindruck, als hätte sie für den Rest ihres Lebens alle Tränen vergossen. Anstelle der Trauer ist nun eine staatsmännische Miene getreten. Sie nahm sich einen Hocker und setzte sich zwischen die Generäle.

An Daedlus gewandt sprach sie: »Es gibt vieles zu klären. Ich bin die Besiegte, das ist mir klar, auch wenn Simund für meine Sicherheit bürgt. Also, was gedenkt Ihr mit meinem Fürstentum zu tun? Werdet Ihr es mir wegnehmen?«

Thula lachte auf. Es klang wie eine Klinge, die über Eis schabte. »Sie hätte meine Tochter sein können.«

»Dazu haben wir kein Recht«, antwortete Daedlus. »Wir sind nicht als Eroberer gekommen. Es ist Euer Fürstentum, wenn es die Gesetze der Merowa so bestimmen ...«

»Das tun sie«, sagte Fryda entschieden.

»... Und Ihr könnt damit umgehen, wie Ihr wollt. Wir haben nur eine Bedingung: Ihr werdet Hartried keine Truppen stellen und Euch von hier an aus diesem Krieg heraushalten.«

»Wir haben kaum genug Truppen, um uns selbst zu verteidigen.«

»Dennoch verlangen wir, dass Ihr es schwört. Nein besser, wir setzen einen Vertrag auf.«

»Einen Vertrag?«, wunderte sich Fryda. »Wie bei den Zwergen? Wir Merowa halten unser Wort, es braucht kein Schriftstück.«

»Ihr habt doch eine Unterschrift, oder?«, fragte Daedlus mit einem Lächeln.

Kapitel 47, Piasus

Piasus war nur mäßig erfolgreich darin, Hedda zu trösten, ihr gut zuzureden und dafür zu danken, dass sie ihm das verdammte Leben gerettet hatte. Er gab sich Mühe, wirklich. Doch die Angelegenheit war komplex und nichts, das ihn direkt betraf. Abgesehen davon, dass Hermann eigentlich ihn erschlagen wollte. So blieb ihm wieder nichts anderes übrig, als Melinde zu ihr zu schicken. Hatte schon vorher mehr oder weniger funktioniert, doch wirklich wohlfühlte er sich nicht dabei, dieses Problem auf das Mädchen zu schieben. Auch wenn Melinde es gerne tat.

»Klopf, klopf«, sagte Piasus vor dem Zelt, ohne wirklich an etwas zu klopfen. »Melinde?«

»Ihr seid zurück!«, rief sie.

»Nur ich, nicht zu viel freuen.« Er trat ein. Melinde saß gerade auf einem Kissen, vor ihr lag aus irgendeinen Grund der Stab des Nekromanten. Dieser unscheinbar aussehende, trotzdem unheilige Ast, der Untote befehligte. »Was machst du da?«

Sie konnte ein bezauberndes Lächeln auflegen, wenn sie sich entschuldigte, weil es echt war. »Ich habe darüber nachgedacht, was wir mit diesem Ding anfangen sollen, jetzt, da wir ihn mitgenommen haben.«

»Und dazu musstest du ihn herausholen?«

Piasus hatte diesen Nekromanten-Stab für Wochen mit sich getragen. Einer musste es ja tun. Er sagte damals, es mache ihm nichts aus. Insgeheim hatte er dennoch gefürchtet, der Stab dieser Toten-Göttin namens Shaura würde einen dunklen Einfluss auf ihn ausüben.

Nun sah er ihn wieder, wie er dort lag, so unscheinbar.

»Nicht nur nachgedacht, ich habe versucht, mich darauf zu konzentrieren«, sagte Melinde. »Ich kann meine Gabe nicht kontrollieren, ich bin auf eine Eingebung der Götter angewiesen. Wenn sie mir nichts sagen, dann passiert auch nichts, und ich bleibe ein halbblindes Mädchen ohne Vision.« Sie zuckte die Schultern. »Ich hatte gedacht, vielleicht kriege ich es hin, solche Visionen zu erzwingen. Indem ich mich konzentriere und mich anstrenge. Es hat nicht geklappt. Aber das ist unwichtig, wie lief es bei euch? Sind

Simund und Hedda wohlauf? Ich habe gehört, ihr wurdet angegriffen.«

»Schon, ja«, sagte Piasus. »Wir haben es überstanden. Simund ist losgeritten, um diese Fryda, die Frau von Hermann, zu finden. Würdest du dich mal um Hedda kümmern? Sie hat sehr unter den Kämpfen gelitten.«

Melinde stand sofort auf. »Natürlich, ich gehe zu ihr!«

»Du weißt, wo ihr Zelt ist?«

»Es ist ganz in der Nähe, mach dich nicht lächerlich.«

Und damit ließ Melinde ihn mit dem Stab zurück.

Das Tuch, in welches sie den Stab zum Transport gewickelt hatten, lag ausgebreitet darunter. Piasus zögerte, es anzufassen und den Stock wieder zu verhüllen. Obwohl er lange nicht mehr an ihn gedacht hatte, übte er eine neuerliche Faszination auf ihn aus. War das schon immer so? Es kam ihm merkwürdig vor, als er ihn aus dem Höhlenreich transportiert hatte, gab es diesen Einfluss nicht.

Was auch immer es war, Piasus überwand es und hüllte den Stab wieder in das Tuch. Dann verließ er das Zelt, um sich auszuruhen.

Der Nachmittag brach an, als Simund mit Fryda zurückgekehrt war. Piasus entspannte sich zu diesem Zeitpunkt in seinem Zelt, später aß er etwas zusammen mit ein paar Soldaten aus den Seestädten. Auch als Mann von höherem Rang musste er sich ab und zu unter die einfachen Leute mischen. Das tat auch ihm gut. Derbe, einfache Gespräche, die sich nicht so sehr um Armeen und Politik drehten. Forkmann hätte er sich in dieser Situation an der Seite gewünscht. Oder Rodried.

Anschließend begab er sich zum Fürstenhof. Piasus hatte mitbekommen, dass sie die Brandbestattung des verstorbenen Fürsten vorbereiteten. Dafür bauten sie einen Scheiterhaufen auf. An diesem Abend würde das nicht die einzige Bestattung sein, in der Tat hatten sie viele Tote zu verbrennen, so wie es bei den Merowa Brauch war. Doch das war die Totenfeier eines Fürsten, was sich Piasus nicht entgehen lassen wollte.

Sie nahmen das Holz von der Palisade und schichteten es zu einem großen Scheiterhaufen auf. Der Fürst selbst lag oder saß noch nicht darauf. Eigentlich hatte Piasus keine Ahnung, wie genau die

Merowa ihre Toten bestatteten. Jedenfalls versenkten sie die Verschiedenen nicht mehr in den Mooren wie dereinst, bis die Nekromanten aus den sumpfigen Wassern ganze Untoten-Armeen aufstiegen ließen.

Dort sah er sie zum ersten Mal: die Fürstin Fryda, Witwe von Hermann. Piasus erkannte sie sogleich an ihren feinen Kleidern (nicht so fein wie die besten mykerinischen Gewänder) und an der würdevollen Ausstrahlung. Außerdem war sie schwanger, das machte der dicke Bauch unmissverständlich klar.

Bei den Göttern, wieso musste sie auch gerade jetzt schwanger werden? Natürlich konnte man das nur schwer planen. Aber auf einmal fühlte sich Piasus tatsächlich schlecht, als wäre er schuld an Hermanns Tod gewesen. Vielleicht war er das tatsächlich? Vielleicht hätte er nie auf den Gedanken kommen sollen, diesen Tiuz zu befreien? War das nicht der Beginn dieses Krieges? Hatte damit nicht alles angefangen?

Piasus hatte zu lange gestarrt, sie schaute ihn direkt an. Wusste sie etwas? Dass Hermann ihn erschlagen wollte? Oder war das nur der Blick einer trauernden Frau, die sich ihre Würde erhielt und sich beobachtet fühlte? Wie dem auch sei, es schickte sich nicht, sie so anzustarren. Nicht nur wandte er sich ab, er verließ auch den Fürstenhof.

Auf dem Weg hinunter ins Lager ließ ihn dieser Gedanke nicht los. War es seine Schuld gewesen? Hermann war gewiss keine sympathische Person gewesen, jedenfalls hatte Piasus diesen Eindruck gewonnen, als der Fürst zum ersten Mal in Akleion erschien. Doch das änderte nichts daran, dass sein Kind ohne ihn aufwachsen musste. Und all die anderen Toten? So viele sind bereits gestorben.

Konnte er etwas tun?

Gab es da nicht etwas? Einen Stab? War es nicht möglich, mithilfe der Macht der Shaura die Seele eines Verstorbenen wieder mit seinem Körper zu vereinen?

Er beschloss, sich in Melindes Zelt zu schleichen.

Melinde war noch immer bei Hedda, Piasus fand das Zelt leer vor. Der Stab lag genau dort, wo er ihn zuletzt gesehen hatte. Sicherlich hätte Piasus damit in der Hand durch das Lager spazieren können,

kaum einer hier wusste, worum es sich bei diesem Stock handelte. Doch er ließ ihn in der Umwicklung. Der Abend brach an, die Dämmerung verjagte die letzten Lichtstrahlen. Noch hatten sie nicht mit der Feuerbestattung begonnen, es brannte kein Feuer auf dem Hof. Wachen standen gelangweilt im Hof und behelligten ihn aufgrund seiner Aufmachung nicht weiter. Befanden sie sich alle im Fürstenhaus? Was tat Piasus hier überhaupt? Er hatte ein Gefühl, als umschloss eine kalte Hand sein Herz und eine andere schnürte ihm die Kehle zu. War das der Griff der Shaura, dieser nördlichen Totengöttin und Herrin der Nekromanten? Oder nur seine eigene Angst davor, etwas Verbotenes zu tun und dabei erwischt zu werden?

Piasus vermutete, die Fürstin befand sich im Fürstenhof. Die Tür war zu, doch nicht verschlossen. Er konnte sich so sehr Mühe geben leise zu sein, geräuschvoll gab das Holz nach, die Heimlichkeit war damit vorbei. Ein paar wenige Lichter flackerten in der verwüsteten Halle, die Dunkelheit vermochte kaum die Spuren des Kampfes zu verbergen. Piasus entdeckte überall rote Flecken und Spritzer, eine Klinge hier und da am Boden, ein zerschmetterter Helm dort. Zumindest die Erschlagenen hatten sie hinaus gebracht.

Abgesehen von einem: Hermann lag in der Mitte der Halle, das Tuch mit dem Bären über ihm. Neben ihm knieten mehrere Frauen, von denen Piasus eine als Fryda erkannte. Sie schauten ihn entgeistert an. Natürlich, er war mehr als ungebeten.

Piasus nahm Haltung an, räusperte sich. »Fürstin Fryda, ich komme, um mit Euch zu sprechen.«

»Das ist hoffentlich äußerst wichtig«, sagte sie. »Wenn nicht, dann muss ich Euch bitten, das Haus umgehend zu verlassen. Wer seid Ihr und was wollt Ihr?«

»Piasus ist mein Name, Piasus aus Akleion. Ich bin ein Hoplitenfürher und ich war anwesend, als Euer Mann starb. Nicht ich war es, der den tödlichen Stoß ausgeführt hat, doch ...«

Fryda stand auf. »Seid Ihr gekommen, um mir das zu sagen?«

»Nein, nicht wirklich. Ich wollte das auf jeden Fall loswerden! Aber es geht mir auch um etwas anderes; das ich unter zwei Augen mit Euch besprechen wollte. Es ist mir sehr ernst, doch kann ich verstehen, wenn Ihr mir nicht vertraut.«

Sie trat näher an ihn heran. Piasus hielt ihrem bohrenden Blick

stand.

»Wie ist er gestorben?«, fragte sie.

Er wollte nicht lügen, nicht ausschmücken, nichts verheimlichen. »Sie hatten uns hier aufgelauert. Als wir die Halle betreten hatten, griffen sie uns an. Ich verteidigte meinen Herren und er fiel mich von hinten an. Beinahe hätte er mich erschlagen, doch ein Freund kam mir zu Hilfe und tötete ihn mit dem Speer.«

Sie starrte ihn nur weiterhin an. Wenn die Emotionen in ihr wieder aufwallten, dann verbarg die Fürstin sie gut.

»Meine Herrin ...«, sagte eine ihrer Dienerinnen. »Hört nicht auf ihn.«

»Ich sage die Wahrheit«, versprach Piasus. »So hat es sich zugetragen. Bitte nehmt es meinem Freund nicht übel ... er wollte mich nur beschützen.« Es so auszudrücken, war am besten, um nicht noch mehr Fragen aufzuwerfen oder Frydas Wut auf Hedda zu lenken.

»Ich werde es niemanden übelnehmen«, erwiderte Fryda. »So ist das nun mal im Kampf. War das alles? Seid Ihr nur deswegen hergekommen? Dann bitte, lasst uns alleine. Ihr könnt draußen warten, bis die Totenfeier stattfindet.«

»Das war nicht alles, doch das möchte ich wirklich nur unter vier Augen besprechen.«

Sie kam einen Schritt näher und sprach leise: »Verratet es mir jetzt oder geht, bitte.«

Piasus sah zu den Mädchen rüber. Sie waren wohl weit genug weg. Flüsternd sagte er zu ihr: »Ich kann ihn vielleicht von den Toten erwecken ...«

Abrupt drehte sich Fryda um und ging zu ihren Dienerinnen. Ohne ihn weiter anzusehen, setzte sie sich hin. »Verlasst diese Halle.«

»Fürstin Fryda, ich ...«

»Ja, ich bin die Fürstin, die Herrin von Bärenschlucht! Und als solche befehle ich Euch, diese Halle zu verlassen!«

Seine Hand war bereits am Tuch. Er war kurz davor, den Stab aus der Umwicklung zu befreien, ihn Fryda zu präsentieren und ihr zu erklären, dass dieser Stab einst einem Nekromanten gehört hatte, der die Toten wiedererwecken konnte. Doch die Hand erstarnte in der Bewegung wie eingefroren und bewegte sich keinen Deut.

»Bitte vergesst, dass ich hier war«, sagte Piasus schließlich und verließ die Halle.

Erst draußen nahm er das Tuch vom Starb. Nicht um es irgendjemanden zu zeigen oder gar einen Toten wiederzuerwecken, sondern um es auf den Scheiterhaufen zu werfen. Das Tuch packte er ein. In dieser Nacht nahm er nicht an der Totenfeier teil. Stattdessen sah er dem Feuer vom Lager aus zu, bis er sich schlafen legte.

Am nächsten Morgen wurde er von Simund geweckt. Der Junge wirkte verstört. »Piasus, wach auf!«

»Meine Güte, was ist denn? Brennt mein Zelt?«

»Nein, Melinde findet den Stab des Nekromanten nicht mehr!«

Und dann richtete sich Piasus mit einem Mal kerzengerade auf. »Oh, ja. Dafür gibt es möglicherweise eine Erklärung.«

Mit einem Mal schlug Simunds Stimmung in Misstrauen um. »Was hast du mit dem Stab gemacht? Melinde ist verzweifelt. Hedda ist bei ihr und die beiden stellen gerade ihr ganzes Zelt auf den Kopf.«

»Gib mir einen Moment«, sagte Piasus. »Sag den beiden, alles sei in Ordnung. Ich hole euch dann ab. Wirklich, alles ist gut.«

»Wenn du das sagst ...«

Damit verließ Simund das Zelt und Piasus hatte einen Moment, sich bereitzumachen und zu beten, dass der Stab wirklich noch da war. Oder auch nicht. Wäre das nicht das beste Ergebnis? In beiden Fällen wäre er ihnen eine Erklärung schuldig.

Sie warteten bei Melindes Zelt auf ihn, mit verschränkten Armen und bösen Blicken.

»Willst du uns nicht etwas sagen?«, fragte Melinde.

Piasus konnte nur entschuldigend mit den Schultern zucken. »Wir sollten in aller Öffentlichkeit nicht über dieses Ding reden, oder? Folgt mir einfach.«

»Wo gehen wir hin?«, fragte sie wieder.

»Zum Fürstenhof.«

Den Weg hinauf spannte er sie mit Schweigen weiter auf die Folter. Erst als sie oben angekommen waren, zeigte er auf den Scheiterhaufen. »Dort drinnen, irgendwo.«

»Was?«, fragten sie alle beinahe gleichzeitig.

»Ich habe den Stab auf den Scheiterhaufen geworfen, bevor die

Zeremonie begann. Keine Ahnung, was daraus geworden ist.« Er lächelte, so charmant er konnte. »Darf ich es auf irgendeinen Alkoholeinfluss schieben?«

»Was hast du dir nur dabei gedacht?«, fragte Melinde.

»Ich weiß, wie du unter Alkohol bist«, sagte Hedda. »Das war nicht der Grund.«

»Ich betrete den Scheiterhaufen nicht«, sagte Simund. »Das bringt Unglück.«

Piasus seufzte. »Gut, gut. Haltet mir bitte den Rücken frei.«

Es war frühester Morgen, sie waren hier allein, bis auf ein paar Wachen vor der Palisade. Piasus stieg also auf den Scheiterhaufen und lud damit sehr wahrscheinlich einen großen Haufen Unglück und den Zorn diverser Götter auf sich. Das brüchige Holz gab unter seinen Füßen nach, welche sich von dem Ruß schwarz und der Asche grau gefärbt hatten. Dass auch Hermanns Asche darunter war, darüber wollte er nicht zu sehr nachdenken.

Unter dem verbrannten Holz fand er schließlich den Stab. Wie es nicht anders zu erwarten war, war er im tadellosen Zustand. Abgesehen von der Rußschicht. Er barg ihn, klopfte ihn kurz ab und präsentierte ihn seinen drei Freunden.

»Juhu ...«, machte er. »Der grässliche Stab ist unversehrt. Glückliche?«

»Jetzt komm darunter!«, zischte Hedda. »Lasst uns verschwinden, bevor uns noch jemand entdeckt.«

»Nach dir«, sagte Piasus. Eigentlich war es noch zu früh am Morgen, um sich gute Ausreden einfallen zu lassen. Aber irgendetwas würde er schon auftischen können.

Kapitel 48, Paraxus

Im Leben kam es selten so, wie man es sich vorstellte. Als Eroberer, als Kriegsherr wollte Paraxus einst in Akleion einmarschieren, seinen Rat entmachten und die Stadt und seine Bevölkerung an sich reißen. Und gleich noch das Orakel mit nach Tyon nehmen. Vielleicht hätte Paraxus die Stadt dem Erdboden gleichgemacht, einen Brand gelegt und die Felder um Akleion verdorben, auf dass niemand für die nächsten hundert Jahre auf die Idee kam, hier zu siedeln. Wäre Paraxus erfolgreich gewesen, hätte er mit Akleion verfahren können, wie es ihm beliebte.

Doch er war nicht erfolgreich gewesen. Er hatte gegen diesen Buben einen Zweikampf verloren, gegen diesen angeblichen Sohn eines Gottes, und musste deswegen sein Tyon aufgeben. So viel er gehört hatte, wurde Tyon nun ebenfalls von einem Rat beherrscht. Dieser Gedanke widerte ihn an. Tyon brauchte einen starken Herrscher, keine geschwätzige Versammlung aus alten Männern.

Das Schicksal wollte es so, dass Paraxus und seine wenigen verbliebenen Anhänger sich nach Akleion schleichen mussten. Als einfache Bauernleute gaben sie sich aus, die nur am Markt etwas handeln wollten. Dann zogen sie durch die Gassen der Stadt. In geraubten Lumpen gekleidet, huschten sie durch die Schatten, bis sie ein leerstehendes Haus gefunden hatten und sich dort einnisteten.

Untätig blieben sie nicht. Paraxus und seine Männer hielten sich bei den Bestattungsfeiern und Trauerzeremonien auf und suchten die Nähe derjenigen, die kürzlich einen Todesfall in der Familie zu beklagen hatten. Paraxus und seine Anhänger suchten die wenigen Brandbestattungen auf und beschmierten sich mit der übriggebliebenen Asche. Stand die nicht zur Verfügung, dann sollte es die Erde oberhalb des Grabes sein. Knochen dienten ihnen als Schmuck, Trauerklagen waren ihre Musik und in ihren Reden gaben sich als Priester des Totenreiches aus. Tatsächlich waren sie das. Ja, Paraxus begriff sich schon lange nicht mehr als König von Tyon, Kriegsherr und Eroberer. Er war ein Geweihter der Shaura, der Göttin des Totenreiches und der Tore ins Jenseits.

Paraxus und die anderen Geweihten fragten die Familien, die

gerade eine Bestattung vorbereiteten, ob sie nicht mit den Verstorbenen kommunizieren wollten, sich verabschieden oder ungeklärte Fragen beantwortet haben wollten. Zwar sahen sie in den Augen der Hinterbliebenen Hoffnung und Sehnsucht nach den Verstorbenen, doch nur wenige gingen auf dieses Angebot ein. Einige schlugen es gar als Humbug und fauler Zauber aus. Dabei war die Bezahlung, die Paraxus und seine Männer verlangten, gering.

Ein paar gingen darauf ein. Dann suchten Paraxus und seine Anhänger ihre Häuser auf, wo die Toten auf die Bestattung vorbereitet wurden. Zur Nachtstunde, wenn der Mond am höchsten stand, reihten sie sich um ihn, zwischen ihnen die beklommenen Familienmitglieder, und sangen ihre leisen Gebete an Shaura. So kurz nach dem Tod, ohne ein Ritual, das die Seele auf die Reise in ein anderes Totenreich schickte, war die Verbindung zum Körper stark und die Anrufung gelang problemlos. Die bleichen Lippen bewegten sich, wenn die Toten ihren Familien Antwort gaben. Es kam nicht selten vor, dass eine Witwe, Tochter oder Sohn bei diesem Anblick in Ohnmacht fiel, während den anderen ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Sie vermochten es gar, ein paar Anhänger um sich zu scharen und sie in die Geheimnisse der Shaura einzuweihen. Aber nur in die ersten Kreise dieser Kunst. Je mehr Paraxus ihnen vorenthielt, desto größer war seine Kontrolle über die neuen Anhänger.

Diese neuen Rekruten dienten ihm ebenfalls als Netzwerk. Sie waren nicht lange genug hier, um wirklich in jeden Bereich vordringen zu können. Doch jedes bisschen half, die frischen Anhänger waren nützlich. Paraxus konnte allerdings nicht in Erfahrung bringen, ob sich der Stab des Nekromanten in der Stadt befand. Dieser Simund hatte ihn bestimmt mitgenommen. Wichtiger war zunächst die treue, kleine Anhängerschaft. Das würde alles Weitere etwas leichter machen.

Paraxus und seine Getreuen warteten geduldig, bis der Vollmond über den Goldsee aufstieg. Ein großer, leuchtender Mond in einer warmen Frühlingsnacht. Vor Paraxus' Füßen schwappten leichte Wellen sachte gegen das Hafenbecken. Die leisen Regungen des Goldsees waren die einzigen Geräusche. Der Mond hatte seinen Zenit

erreicht und spiegelte sich auf der Wasseroberfläche wieder.

Paraxus sprach die ersten Worte, seine Getreuen stimmten mit ein: »Gütige Shaura, öffne uns die zahlreichen Tore, zeige uns die vielen Wege, aus dem Totenreich und wieder hinein in die Gefilde der Verstorbenen.«

Das Wasser blieb ruhig.

»Ewige Shaura, Göttin der Unterwelten, spende uns Leben, segne uns mit der Wiederkehr der Verstorbenen, gnädige Göttin der zweiten Chance, Mutter der Gebeine und Hüterin der Seelen.«

Das Geräusch der Wellen, die gegen das Hafenbecken schlugen, nahm zu. Etwas tat sich in den dunklen Tiefen des Goldsees. Paraxus und seine Getreuen beteten unvermindert weiter.

»Schicke uns Deine Diener, oh große Shaura, Herrin der Schädel, Göttin der Pforten zwischen den Welten, allheilige Göttin des Mondes und der Unterwelten, wie auch wir Deine Diener sind in dieser Welt der Lebenden.«

Etwas platschte im Wasser. »Ja, ja, ich bin hier.«

Hemanther's knochige Hände fassten den Rand des Hafenbeckens. Mit einem Ächzen zog sich der Nekromant hoch, bevor Paraxus ihm seine Hilfe anbieten konnte. Sein Mantel war klatschnass und bildete eine Pfütze um ihn herum. Er zupfte ihn zurecht und griff dann ins Wasser hinein. Wie von einer unsichtbaren Hand hervorgehoben, kam ihm sein Stab entgegen.

»Shaura hat eure Gebete erhört«, sagte der Nekromant mit einer Stimme, als würde er Staub spucken. »Die Göttin sendet euch ihre Grüße. Das ist also Akleion.«

Mit einem Leuchten in den sonst so grauen Augen schaute Hemanther auf die Stadt. Sein Gesicht war eine halb verrottete Visage; die Muskeln unterhalb der Haut bewegten sich, wann immer er sprach.

Paraxus deutete eine Verbeugung an. »Das ist sie, die Stadt, in der sich möglicherweise der Stab des Nekromanten befindet.«

»Möglicherweise?!« Hemanther's Stimme hatte den Ton von Stein angenommen, der über anderen Stein schabte. »Ich glaube nicht, dass Shaura mit einem ›Möglicherweise‹ außerordentlich zufrieden wäre.«

Paraxus hatte schon oft seinen Mann auf dem Schlachtfeld gestanden und seinen Mut unter Beweis gestellt. Doch bei diesen

Worten lief es ihm kalt den Rücken hinunter.

»Es war nicht genügend Zeit, die Stadt komplett zu infiltrieren. Wir haben bereits so viele Anhänger um uns geschart, wie wir konnten.«

»Ich frage mich, ob das ausreicht«, sagte Hemanther.

Paraxus hatte in der Tat Angst, doch er wusste, dass er alles in seiner Macht Stehende getan hatte, um so weit zu kommen. Er hatte noch immer seinen Stolz.

»Wenn Ihr denkt, unsere Bemühungen sind nicht ausreichend, dann treffen wir uns in einem Monat noch einmal.«

»Ist das dein Vorschlag?«, fragte Hemanther.

»Oder wir erobern Akleion noch heute Nacht. Dann durchsuchen wir jeden Winkel, während wir jeden töten, der uns im Wege steht. Und sollte sich der Stab nicht hier befinden, dann nehmen wir die Stadt als Geisel und fordern seine Herausgabe.« Paraxus legte ein grimmiges Lächeln auf. »Nicht nur die Stadt. Der Erste von Akleion, Daedlus, hat Frau und drei Töchter. Wir nehmen sie gefangen. Wenn Daedlus sie lebend wiedersehen will, dann muss er uns den Stab übergeben.«

Hemanther lachte ein staubiges Lachen. »So gefällt mir das schon besser. Du sollst deine Chance erhalten, Paraxus. Doch verstehe eins: WIR haben Zeit. Uns läuft das Leben nicht davon und zerstören können diese Menschen den Stab nicht. Doch eines nach dem anderen.«

Hemanther stellte sich vor den See und breitete die Arme aus. »Seit über fünfzehn Jahren trauten sich die Armeen der Unterwelt nicht mehr auf die Oberfläche. Wir hatten uns versteckt gehalten, in den Höhlen und dunklen Waldwinkeln verkrochen. Doch nun ist wieder die Zeit gekommen ...«

Das Wasser brodelte. Kahle Schädel tauchten auf, bleiche Skelette marschierten aus dem See. In ihren knöchigen Händen hielten sie abgebrochene Speere und schartige Klingen und sie schützten sich mit morschen Holzschilden. Hunderte dieser Skelettkrieger stiegen aus dem Goldsee und sammelten sich am Rand des Hafens.

Paraxus schlug das Herz höher. Es war keine Armee an starken Männern, mit bronzenen Schwertern und Speerspitzen, doch es war ein Anfang. Diese Skelette würden jeden von Hemanthers Befehlen

ausführen, ohne Widerworte und ohne zu zögern. Sie waren so grausam, wie ihr Herr es verlangte, kannten keinen Schmerz und keine Gnade.

»Mit einem eigenen Stab«, sagte Hemanther, »könnte so eine Armee bald dir gehören. Eine Armee an Toten, die nur auf dich hört.«

Ein Schrei, Paraxus und seine Getreuen drehten sich herum. Natürlich blieb das Vorgehen am Hafen nicht lange unbemerkt. Eine kleine Gruppe von Akleionern zeigte auf sie, andere traten die Flucht an.

»Dann wird es Zeit«, sagte Hemanther und deutete mit seinem Stab in Richtung Stadt. »Heute Nacht nehmen wir Akleion in unsere Gewalt.«

Paraxus und seine Getreuen zückten Messer, die sie unter ihren Mänteln versteckt hatten. Sie hatten nicht vorgehabt, untätig zu bleiben und nur die Skelette die ganze Arbeit machen zu lassen. Als die Toten losmarschierten, mischten sich Hemanther und die lebenden Anhänger der Shaura unter ihnen. In dieser Nacht sollten sich die Straßen von Akleion rot färben und nur jene, die sich Shaura ergaben, würden nicht umgehend zu ihr geschickt. Paraxus erneuter Aufstieg hatte begonnen.

Kapitel 49, Gunlaug

Der oberste aller Ork-Heerführer hatte das Privileg, das meiste Essen zu bekommen. Verwundert hatte das Gunlaug gar nicht. Außerdem war da noch sein Harem. Gunlaug konnte einen Blick auf haarlose Ork-Frauen mit rosaner Haut, dicken Leibern und kurzen Stupsnasen erhaschen. Er hatte sich dieses Volk als eine Plage vorgestellt, die aus geschlechtslosen Wesen bestand mit dem einzigen Bestreben, zu kämpfen und zu fressen. Doch nun fragte sich Gunlaug, ob jeder Ork seine Frau hatte oder ob es das Privileg einiger weniger war. Steckte hinter jeder dieser borstigen Bestien eine liebende Familie? Oder kannten sie wie das Vieh ihren eigenen Vater nicht und trieben es wild durcheinander? Die Ork-Frauen machten den Vorhang zu und Gunlaug war allein mit Gorku, abgesehen von den Wachen und einem Diener, der immer mehr Platten an Essen hereinbrachte.

Gorku verwies auf einen Stuhl neben sich. Der Heerführer selbst saß auf einem breiten Thron, während sich vor ihm die Tafel füllte.

Gunlaug setzte sich. Das Speiseangebot umfasste allerhand Gebratenes, Gekochtes oder Gares; von fremdartigem Obst zu dampfendem Gemüse, verschiedenfarbigen Brühen, knusprigem oder weichem Fleisch, geschnitten in Streifen oder als Keulenstücke. Mit einem Mal wirkten so viele unterschiedliche Gerüche auf ihn ein, dass ihm schwindlig werden könnte. In erster Linie verspürte er einen großen Hunger.

Zumeist hatte er die Orks ihr Essen roh verschlingen sehen. Und ›verschlingen‹ war der richtige Begriff, sie schienen das Essen selbst kaum zu genießen, den Geschmack nicht auszukosten. War Gorku anders? Die Speisen hatte ein fähiger Koch zubereitet.

»Bedien dich«, sagte er. »Die Tafel wird so lange gefüllt, bis ich mich vom Platz erhebe.«

Er selbst machte es vor und zeigte sich dann doch ganz Ork. Gorku nahm eine Schüssel mit einer heißen Suppe mit beiden Händen und trank sie wie ein Verdurstender einen Krug voll mit Wasser. Dann nahm er sich ein halbes Huhn und riss Stücke mit den bloßen Händen ab, die er sich in den Mund schob.

Es gab keinen Grund, nicht selber zuzulangen. Gunlaug suchte

sich einen Streifen Speck aus. Für eine Weile aßen die beiden, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich durfte er nur sprechen, wenn er gefragt wurde.

Gorku unterbrach sein Schlingen. »Morgen marschieren wir los. Über den Drachenwirbel.«

Dann war es an der Zeit. Eine beschwerliche Reise stand ihnen bevor.

Gorku hatte die letzten Reste des Huhns verspeist und griff sich nun einen gegarten Fisch. Woher nahmen die hier nur Fisch?

»Sag mir, wie gut kennst du dich mit diesem Gebirge aus?«

Gunlaug legte das Essen auf den Teller. »Ich habe einige Wochen in den Bergen verbracht, weiter nördlich. Zusammen mit meinem Halbbruder Hartried jagten wir Ungeheuer.«

Gorku nickte. »Also könntest du uns als Führer wenigstens etwas helfen. Ich erwarte nicht, dass du uns sichere Wege und Routen zeigst, aber immer noch besser, als vollkommen blind durch das Gebirge zu ziehen.«

Wirklich viel helfen konnte Gunlaug tatsächlich nicht. Hoffentlich würde seine mangelnde Expertise nicht zu sehr beansprucht.

»Hat es jemals ein Heer gegeben, welches dieses Gebirge überquert hatte?«, fragte Gorku.

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Lebten deine Vorfahren schon immer auf der anderen Seite?«

»Nein, man erzählt sich, dass wir auf dieser Seite des Gebirges nach Norden zogen und dann an den nördlichen Ausläufern in Merow eindrangen.«

Gorku grunzte. »Nun, wir werden wesentlich südlicher auf der anderen Seite einfallen, das kann ich dir versprechen. Mache dich aber auf eine ungemütliche Reise gefasst. Die hohen Wipfel versprechen keinen Spaziergang.«

Das Essen ging weiter, Gunlaug probierte es mit einer braunroten Brühe, die überraschend scharf war, und fragte sich, welches Gewürz der Koch verwendet hatte.

Gorku rülpste, klopfte sich auf den fetten Bauch und fragte: »Woran glauben die Merowa?«

Gunlaug legte die Brühe beiseite und überlegte. Zum Glück war

der Heerführer geduldig und fraß weiter, ohne auf eine baldige Antwort zu pochen.

»Darauf gibt es keine klare Antwort. Vor allem im Süden huldigen die Merowa dem heiligen Feuer, welches die Opfer zu den Göttern sendet. Im Westen, vor allem an der Küsten, beten sie zum Meer. Thur ist der Gott der Gerichtsbarkeit, der die Eidbrecher mit Blitzen straft. Wenige beten zu Shaura, um mit den Verstorbenen kommunizieren zu dürfen, doch die meisten Merowa halten sie für eine bösertige Gottheit. Aiwas ist der Gott der Poeten, der Feste und der wilden Krieger, die sich in Rage kämpfen. Wir kennen Götter der Jagd, der Tiere, des Frühlings und des Winters. Dann wäre da noch Cherus ... mein Vater.«

Gorku gluckste und schlang ein weiteres Stück herunter. »Ah ja, deine göttliche Abstammung. Ich hatte ganz vergessen, dass neben mir ein Halb Gott sitzt. Ich sollte mich wohl geehrt fühlen.«

Gunlaug ging nicht auf die ironische Bemerkung ein. Stattdessen schaute er sich im Zelt um. Er suchte nach Gegenständen oder Zeichen, die ihm möglicherweise verrieten, woran Gorku glaubte. Etwa eine Statue einer fremdartigen Gottheit, ein kleiner Altar oder etwas anderes, das nicht reiner Schmuck oder Gebrauchsgegenstand war. Doch er fand nichts.

Gorku hatte seine Suche bemerkt und schaute ihn mit verengten Augen an. »Weißt du, woran wir Orks glauben?«

»Nein.«

»Das kannst du auch nicht. Wir glauben an gar nichts. Wir haben keine Götter, keine Heiligtümer, wir beten nicht zu heiligen Flüssen oder zur Morgenröte wie die Saumya und wir haben auch keine übermächtigen Wesen in irgendwelchen Himmeln, die über uns wachen oder uns strafen, sollten wir fehlgehen. Ein Volk ohne Glauben, ohne Gesetze, ohne Bräuche ... was soll man nur mit diesem Volk anstellen?«

Gorku blickte ins Leere und kaute langsam sein Essen. Eine Pause entstand, in der Gunlaug den Heerführer wider aller Vorsicht zu gerne mit Fragen gelöchert hätte.

»Nun werde ich dir etwas erzählen«, sprach Gorku weiter. »Höre genau zu, vielleicht werde ich nie wieder so redselig sein. Du hast schon die Bekanntschaft mit anderen Orks gemacht und sicherlich

festgestellt, dass keiner von ihnen so wie ich spricht. Ich war einst ein Sklave, geboren bei den Parthakaten. Einem Volk von Menschen, schon davon gehört?»

»Ja, aber nicht viel.«

»Sie besitzen ein großes Reich südlich von hier. Würden wir nicht über Merow herfallen, dann marschierten wir jetzt dorthin! Wie dem auch sei, ja, ich war einst ein Sklave eines Parthakaten-Fürsten. Normalerweise verwendeten sie meine Art als Arbeitstiere oder als Krieger. Die meisten Orks waren zufrieden mit ihrer Position, solange sie genügend zu essen bekamen. Doch aus irgendeinem Grund wählte mich ein Fürst aus, Schreiber zu werden. Ich lernte das Schreiben und Aufgaben der Verwaltung. Und das machte mich auch zu einem Priester. So lernte ich ebenfalls, ihrem Gott zu huldigen, der übrigens in deiner Aufzählung nicht vorkam.«

Gorku lächelte, sein Appetit schien wiedergekommen zu sein, denn er nahm sich ein Stück Fleisch und biss zwischen den Sätzen davon ab. »Vielleicht denkst du nun, dass wir Orks nicht so dumm sind, dass wir nur Bildung und Erziehung benötigen, um so wie ich zu werden. Und vielleicht hast du damit recht. Jedenfalls sah ich als Schreiber-Sklave meine Brüder schuften, kämpfen und fressen. Sie sahen auch mich, sahen einen Ork mit der Schreibtafel in der Hand und gekleidet in den feinen Stoffen der Parthakaten. Sie hassten mich nicht, doch ich war ihnen fremd. Und ich sah sie mit fremden Augen. Sah ein Volk, das nur kämpfen und fressen konnte. Kämpfen, sterben, fressen und sich vermehren. Wir haben keine höheren Ziele, keine Ideale, wir kennen keine Erlösung in himmlischen Gefilden, aber auch keine Verdammnis in irgendeiner Hölle, sollten wir sterben.«

Gorkus Ton wurde schärfer, Gunlaug glaubte aber auch eine Spur von Traurigkeit in diesem Vortrag zu hören.

»Wir Orks wachsen schnell heran, nicht nur an Größe und Kraft. Ich wurde ein fähiger Schreiber innerhalb weniger Jahre, bald hatte ich genügend Geld zusammen, um mich freizukaufen. Mein Fürst gewährte es mir, das Land zu verlassen und in meine Heimat zurückzukehren.«

Gunlaug erinnerte sich, wie sie zum ersten Mal mit den Orks zusammentrafen. Einer überlebte dieses Scharmützel und stand ihnen Rede und Antwort. Er hieß ... Ublai, und erzählte ihnen, Gorku sei

damals 15 oder 16 Jahre alt gewesen. Das war letztes Jahr. Wenn das stimmte, dann wuchsen die Orks erstaunlich schnell heran, geistig wie körperlich.

»Der Weg war lang und beschwerlich. Als ich endlich ankam, schloss ich mich dem nächstbesten Stamm an, auf den ich stieß. Meine Bemühungen, sie zu unterrichten, ihnen Schrift, Bräuche und Gesetze zu lehren, das alles schlug fehl und bald warfen sie mich aus dem Stamm. Töricht wie ich war, dankte ich dem Gott der Parthakaten dafür, dass sie mich nicht umgebracht und verspeist hatten.«

Er schüttelte den Kopf und legte das Stück Fleisch hin. »Auf der Suche nach einem anderen Stamm, irrte ich durch die Wildnis. Ich hatte nicht dieselben Fähigkeiten wie sie, um vom Land und von der Wildnis zu leben. Bald litt ich Durst und Hunger, so unstillbaren Hunger. Und ich fürchtete mich, fürchtete und verdammte alles. Und ich erkannte: Wir Orks haben keine Götter und meine Gebete werden von niemandem erhört. Ich blickte in den Himmel und sah nur einen grauen Schleier, kein heiliges Reich, in dem die Götter auf uns warteten. Vor mir erstreckten sich weite Wiesen mit dem einzigen Zweck, Nahrung für unsere Herden zu bieten. Die Flüsse waren nur dazu da, von uns leergetrunken zu werden; das Land, um umgepflügt zu werden; Städte, um geplündert zu werden; andere Völker ...«

Gorku sprang auf. Gunlaug war völlig überrascht von dem plötzlichen Angriff. Der Heerführer hatte seinen Hals mit beiden Händen gepackt und drückte unbarmherzig zu, während er ihn auf den Tisch drückte. Teller und Schüsseln schepperten, das Essen fiel zu Boden. War das sein Ende? Es ging so schnell, Gunlaug konnte nicht einmal darüber nachdenken, was gerade passierte. Er konzentrierte sich darauf, noch ein letztes Gebet zu sprechen, sollte das wirklich sein Tod sein.

»Andere Völker sind nur dazu da, getötet und gefressen zu werden! Das ist es, was wir sind! Nichts mehr als eine Geißel dieser Welt, eine Plage, die über Völker und Länder herfällt. Die Welt ist eine Beute und wir sind der Wolf!«

Dann ließ Gorku ihn los. Gunlaug rollte sich hustend über den Tisch, die Sicht verschwamm und ihm stiegen Tränen in die Augen.

Noch einmal davongekommen. Bislang hatte der Heerführer ihn gut behandelt, doch nun wurde ihm wieder klar, wie sehr er in Todesgefahr schwebte. Noch immer hustend, begab er sich zurück auf seinen Platz. Der Appetit war ihm mittlerweile vergangen.

Gorku hatte sich ebenfalls gesetzt und blickte ihn scharf an. »Ihr wisst nicht, was ihr habt, ihr Menschen. Welches Glück ihr habt mit euren Himmeln, Göttern, mit eurem ganzen Dasein. Darum bin ich eure Geißel. Doch weißt du jetzt, warum ihr mich und meine Art fürchten solltet.«

Kapitel 50, Gunlaug

Von in Bewegung setzen konnte man kaum sprechen. Eher war es so, als würde eine riesige Bestie aus dem Schlaf erwachen, die Glieder strecken und den schwerfälligen Körper erheben, bevor es sich mit gemächlichen Schritten auf den Weg machte. So sah es jedenfalls am nächsten Morgen aus, als die Armee losmarschierte. Gunlaug sah dem Schauspiel vom vierspännigen Wagen aus zu.

Sie hatten ihm die Hände gebunden, verzichteten aber auf die Kette. In Gedanken notierte er sich eine Schwäche dieses Volkes: Die Orks waren nicht gerade diszipliniert. Den ganzen Morgen über waren Befehlshaber, erkennbar an ihrer schweren, den ganzen Körper bedeckenden Rüstung, damit beschäftigt, Befehle zu brüllen und wenig Gehör zu bekommen. Die Orks waren schon früh auf den Beinen, doch sie beschäftigten sich lieber damit, die morgendliche Mahlzeit einzunehmen und sich miteinander zu unterhalten. Gesellige Wesen waren sie durchaus, sie konnten viel Zeit damit verbringen, Nichtigkeiten auszutauschen und einfach beieinander zu sitzen. Das gefiel ihren Befehlshabern gar nicht. Sie schlugen mit einem Stab aus Horn nach ihnen und schreckten nicht einmal davor zurück, Schwert und Axt zu ziehen. Unter der Gewaltandrohung machten sich die Orks schnell daran, ihre Zelte abzubauen und ihre Sachen zu packen. Sobald die Befehlshaber weg waren, legten sie die Arbeit nieder und fuhren mit ihrer eigentlichen Beschäftigung fort.

Es setzte sich auch nicht die ganze Armee auf einmal in Bewegung. Stattdessen waren es zunächst die Fußtruppen, welche bereits am Fuß des Gebirges lagerten, die als erste den Marsch begannen. Währenddessen hatten die restlichen Orks nichts zu tun und langweilten sich.

Erst musste der Mittag anbrechen, damit der Teil des Heeres aufbrach, in den sich auch Gunlaugs Wagen befand. Zusammen mit dem Tross zogen die vielen Herden aus Ziegen und Rindern aus, schließlich mussten sich die nimmersatten Orks irgendwie verpflegen. Dazu kam eine unzählbare Menge an Wagen, zweirädrige Streitwagen für den Kampf oder vierrädrige Wagen, die zum Transport gedacht waren. Große Ochsen zogen sie, Pferde schien sich

dieses Volk keine zu halten.

Der Wagen ruckelte, als er die steinigen Höhen des Drachenwirbels erklomm. Gunlaug blickte gen Osten und sah dem verbliebenen Heer dabei zu, wie es sich ebenfalls zum Marsch aufmachte. Dort, wo die Orks einst ihr Lager aufgeschlagen hatten, blieb nur noch karges, vernarbtes Land. Ihm wurde klamm beim Anblick dieser Wesen, dieser halben Bestien, halben Menschen, und ihren Verwüstungen. Und nun zogen sie nach Merow, in das Land, das zu seiner Heimat geworden war und an dessen Sicherheit ihm so viel gelegen war wie jedem anderen Merowa. Er stützte das Kinn mit den Händen ab und dachte darüber nach, was er in seiner Situation tun konnte. Wenn es überhaupt etwas gab, das er tun konnte. Doch es schien unvermeidbar. Dieses riesige Heer würde sich durch die Felsenschluchten und entlang der Wipfel des Drachenwirbels schlagen. Man erzählte sich, dass dieses Gebirge aus der Wirbelsäule eines uralten, riesigen Drachen geschaffen war. Die Menschen auf der Westseite des Gebirges behaupteten das und die Elfen auf der Ostseite ebenfalls. Also musste es stimmen.

Eigentlich verband Gunlaug schöne Erinnerungen mit dem Drachenwirbel. Nicht wegen des Gebirges an sich; die Berge waren kahl, steinig, grau, kalt, bevölkert von allerlei Ungeheuern. Nein, Gunlaug erinnerte sich an seine Zeit mit Hartried, als sie beide als Jungspunde durch diese eintönige Felslandschaft zogen auf der Suche nach einem Monstrum, das sie erschlagen und Hedwinnas Vater präsentieren konnten. Wie wäre es, noch mal ein junger Held zu sein? Fernab der Intrigen und Zwiste der Fürsten, ohne sich darüber Sorgen zu machen, welche weitreichenden Folgen die eigenen Entscheidungen haben könnten. Noch einmal kräftig und unbeschwert zu sein. Aber vorerst saß er in diesem Wagen, die Hände gebunden und als Geisel und Pfand für den Feind. Gunlaug dachte wieder darüber nach, welche Möglichkeiten er hatte. Dabei schaute er in den klaren, blauen Himmel über den Wipfeln des Gebirges. Die Luft wurde dünner, der Wind wehte kühl in den Wagen. Das würde gewiss keine leichte Reise werden, für das Heer noch weniger als für ihn, der nur in diesem Wagen zu sitzen brauchte. Gunlaug hoffte, das Heer käme auf der anderen Seite

erschöpft, hungrig und demoralisiert an und Hartried stände schon mit seinen Truppen bereit, es zu empfangen. Vielleicht gab es die Chance, dass der König mithilfe seines magischen Diadems die Bewegungen im Gebirge bemerkte und schon eine Verteidigung organisierte. Gunlaug konnte nur beten.

Die Befragungen hörten während des Marsches nicht auf. Jede Nacht, nachdem sie die Zelte über die Hänge und Schluchten verteilt aufgeschlagen hatten, holte einer der Wachen Gunlaug ab und führte ihn zum Zelt des Heerführers. Dort durfte er an der Tafel speisen, mitsamt einiger anderer Befehlshaber. Dazu gehörte auch Hakulu, der General, der vor Wochen noch die Shakya angegriffen und ihn anschließend zum Hauptheer gebracht hatte. Der Ork schaute unentwegt Gunlaug an, als verderbe seine Anwesenheit ihm den Appetit.

Gunlaug fragte sich wieder, woher die Orks nur diese Massen an Essen nahmen. Es gab einen konstanten Nachschub an Fleisch, Früchten und Gemüse verschiedener Art. Dazu noch unterschiedliche Brühen. Er schlug zu, was blieb ihm auch anderes übrig?

An jedem anderen Abend drehten sich die Befragungen natürlich um Merowa, Hartried und sein Heer. Gunlaug antwortete, so gut er konnte, doch war es ihm meist nicht möglich, genaue Angaben zu machen. Was die Orks nicht weiter störte. Wahrscheinlich hatten sie selbst keine exakten Zahlen, was ihr eigenes Heer anbelangte. Sie fragten ihn nach den Standorten der Fürstentümer aus, welcher Fürst dort herrschte, wie viele Truppen er besaß und solche Sachen.

Doch an diesem Abend waren sie still. Hin und wieder wechselten sie zwischen den Schmatz- und Kaugeräuschen und den Rülpsern ein paar Worte, die sich um Belanglosigkeiten drehten. Doch ihm gegenüber blieben sie still. Er wunderte sich. Waren die Befragungen an ihr Ende gelangt?

Gunlaug schob den leergegessenen Teller von sich und der Diener war mit einer neuen Portion bereits bei ihm. Erst jetzt schaute sich Gunlaug den Diener an, der schon die vorigen Abende das Essen hineingebracht hatte. Der Ork kam ihm merkwürdig bekannt vor. Er wollte sich gerade umdrehen und wieder in die Küche verschwinden,

da hatte er ihn am Arm gepackt.

»Moment mal ...«

Plötzlich hörten alle Orks auf zu essen, alle Blicke waren auf ihn gerichtet.

Gunlaug ließ den Arm los. »Entschuldigt, ich dachte ...«

»Ja, du kennst diesen Ork«, sagte Gorku. »Das ist Ublai.«

»Ublai ...«, überlegte Gunlaug.

Ublai nickte Gorku zu, dann nochmal in Gunlaugs Richtung. Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, verschwand er wieder.

Da fiel es Gunlaug ein: Dieser Ublai, das war der Ork, den sie zurückgeschickt hatten! Letztes Jahr, als es den ersten Zusammenstoß mit den Orks gab, hatten sie alle von ihnen umgebracht. Abgesehen von einem, diesem Ublai. Den hatten sie verschont, damit er zurückreisen und Gorku Hartrieds Worte ausrichten konnte. Und nun war er ihr Koch?

»Ich habe dem König nicht geantwortet, weil es nicht notwendig war«, erklärte Gorku. »Trotzdem war es nur rechtens, dass Ublai für seine Dienste als Botschafter belohnt wurde. Mein Diener zu sein und den Tisch der abendlichen Runde zu decken, ist ein hohes Privileg.«

Die anderen Orks grunzten anerkennend.

»Dass du ihn nicht schon früher erkannt hast ... Für euch Menschen sehen wir Orks wahrscheinlich alle gleich aus.«

Gunlaug hielt den Mund.

Mit einem Nicken deutete Gorku auf den Teller vor Gunlaug. »Iss schon. Das ist für dich.«

Gunlaug schaute auf den Teller. Vor ihm lag dampfendes, in dicke Streifen geschnittenes, hellrotes Fleisch. Er fragte sich, was es mit diesem Essen auf sich hatte. Bisher hatten sich die Orks keine Mühe gemacht, eine Mahlzeit speziell für ihn zuzubereiten.

Die Blicke ruhten noch immer auf ihm, als er sich ein Stück nahm und davon abbiss. Es schmeckte nicht anders als das, was er zuvor an dieser rohen Tafel gegessen hatte.

»Mundet es?«, fragte Gorku.

Gunlaug nickte, mehr fiel ihm nicht ein.

»Weißt du auch, was das für ein Tier ist?«

Gunlaug schluckte einen Bissen herunter. »Nein, weiß ich nicht.«

»Das ist Mensch«, antwortete Gorku.

Gunlaug sprang vor Schreck auf. Die Orks brüllten und johlten, schlugen mit der Faust auf den Tisch, auf dass die Teller schepperten, und klatschten sich auf die feisten Bäuche. Nur Gorku beließ es bei einem Glucksen.

Sie hatten ihn reingelegt. Gunlaug hatte einen abscheulichen Frevel begangen, aber für sie war es nur ein großer Scherz. Ihm wurde schlecht, sein Magen revoltierte. Mit aller Gewalt wollte er das Menschenfleisch abstoßen, sich von der Sünde reinwaschen, als würde das Erbrechen vor der Tafel, was die Orks nur noch mehr zum Lachen brachte, alles wiedergutmachen. Gunlaug spie alles aus, seinen ganzen Mageninhalt direkt vor der Nase dieser Ork-Heerführer. Sie hörten nicht auf zu lachen, während er die letzten Brocken und Reste ausspuckte.

Ihm war schwindlig, trotzdem erhob er sich. Wankend nahm er einen Teller an sich. Von selbst griff seine Hand zu, der Entschluss war bereits gefasst. Auch wenn es seinen Tod bedeuten sollte. Das Lachen ebte ab, als er den Teller am Tisch zerschmetterte und mit der verbliebenen Hälfte in der Hand auf Gorku losging. Mit der scharfen Kante die dicke Kehle des Orks durchschneiden oder die Spitze ihm in den Schädel bohren — es war ihm egal, was er mit dieser provisorischen Waffe anstellte, er wollte diese Schande mit dem Blut des Orks reinwaschen.

Er wurde gleich von mehreren Armen gepackt, ihre Versuche, Gunlaug zu Boden zu drücken, scheiterten allerdings an seiner Raserei. Gunlaug schlug und trat um sich. »Ich verfluche dich!«, rief er. »Bei Cherus, Gorku, du wirst bestraft werden!«

Dann stießen die Wachen hinzu, sie pressten ihn endgültig zu Boden. Gunlaug wehrte sich noch immer mit aller Kraft und fluchte weiter. Zuletzt sah er Gorku, wie er ruhig weiter aß, bevor sie Gunlaug ohnmächtig schlugen.

Kapitel 51, Simund

Die Witwe Fryda sollte mit ihnen kommen. Simund hatte beim Rat dagegen gestimmt. Er glaubte nicht, dass die Fürstin eine Gefahr für sie wäre. Sie verfügte zu wenige Truppen und ihr Hof bot kaum Schutz. Eigentlich machte er sich mehr Sorgen um ihre Sicherheit. Das war auch ein Gegenargument gewesen: Im Schutze des Heeres konnten sie besser für ihre Sicherheit garantieren, als wenn die Fürstin auf sich allein gestellt war. Und schließlich hatte Simund geschworen, sie zu beschützen. Dem hatte er nichts entgegenzusetzen. Er wurde überstimmt und damit war es abgemachte Sache. Forkmann ließ ein paar seiner eigenen Getreuen zurück, um auf den Hof aufzupassen.

Sie bekam ihr eigenes Zelt und ihren eigenen Wagen. Die Mägde hielten ihr die Treue und reisten mit ihr. Fryda mied die Gegenwart anderer und verbrachte die meiste Zeit allein mit ihren Mädchen. Nur die Ärzte ließ sie an sich ran. Schließlich war sie in den letzten Wochen schwanger.

Ihre Verluste hielten sich, trotz der Schwere der letzten Kämpfe, in Grenzen. Nach wenigen Tagen waren sie bereit den Marsch fortzusetzen. Sie zogen Richtung Norden und hofften dabei, sich mit Rodrieds Verstärkung zusammenzuschließen. Noch wussten sie nicht, wo sich der junge Fürst befand. Und ob die Verstärkung überhaupt kommen würde.

Sicherlich. Rodried würde sie nicht im Stich lassen. Zunächst mussten sie sich jedoch mit einem anderen Problem herumschlagen: Die Überfälle während des Marsches und während der Nacht hatten nicht nachgelassen. Einige Tage hatten sie Ruhe, dann waren die Krieger des Fürsten von Ebermark wieder erschienen. Mit ihren Masken versuchten sie ihnen erneut Angst einzujagen, wenn sie aus dem Dunkeln auftauchten, zuschlugen und sich schnell wieder zurückzogen. Dann entsandte Daedlus leichte Reiter, doch die Krieger waren selbst zu Fuß zu behände, dass sie selten einen zufassen bekamen.

Diesmal war die Stimmung bei den Truppen anders. Dieses Bündnis aus Merowa und Mykerios hatte einen Sieg davongetragen,

der ihnen ein neues Selbstvertrauen und Zuversicht gab. Die Einschüchterungsversuche des Feindes scheiterten an dem frischen Mut der Krieger und jeder Treffer wurde dem Feind mehrfach heimgezahlt. Der Kriegsrat war überzeugt, sie trieben den Feind vor sich her und er wäre unfähig, ihnen in offener Schlacht entgegenzutreten. Simund selbst war dieser Ansicht gewesen.

Und da war der Feind und blockierte ihren Marsch. Das Feindheer, angeführt von Juried, dem Fürsten von Ebersmark, hatte Stellung auf der anderen Seite des Flusses bezogen. Genau dort, wo eine Furt ihnen die Überquerung ermöglicht hätte. Dort hatte der Feind sein Lager aufgeschlagen und das Bündnis-Heer tat es ihm gleich.

Daedlus verschränkte die Arme. »Das ist eine gute Position für unseren Gegner.«

Der Kriegsrat hatte sich am Fluss versammelt. Nicht nur bewachten die Krieger die Furt auf die andere Seite, hinter ihnen erhob sich ein Hügel. Von dort wären sie bei einer Überquerung ein leichtes Ziel von Bogenschützen. Simund schätzte die Breite des Flusses ein und versuchte sich vorzustellen, wie viele Salven der Feind abfeuern könnte, bis sie auf der anderen Seite wären. Zu viele, dachte er. Das allein war nicht das Problem: Die Furt war nicht breit genug, um dem ganzen Heer die Überquerung zu ermöglichen. Während die ersten Reihen auf der anderen Seite mit dem Feind zusammenstießen, würde sich der Großteil des Heeres noch auf der anderen Seite befinden.

»Verfügt Juried über viele Bogenschützen?«, fragte Daedlus an Forkmann und Thula gewandt. »Euer Volk ist nicht gerade für seine Bögen bekannt.«

»Forkmann«, sagte Thula, »stehen dort Krieger auf dem Hügel? Meine Augen sehen nicht mehr so gut.«

Forkmann schirmte die Augen vor der Sonne ab. »Da stehen in der Tat welche.«

»Und wie viele?«

»Hmm ... vielleicht ...«

»Mehrere Reihen«, sagte Simund und spähte mit seinen Grenzreiter-Augen hinüber. »So, dass sie über ihre eigenen Köpfe hinwegschießen könnten.«

Thula seufzte. Sie wollte sich über Daedlus lustig machen, er kam ihr aber dazwischen.

Einer der Generäle spuckte ins Gras. »Verschwenden wir hier nicht unsere Zeit. Lasst uns einfach weitermarschieren. Wieso sollten wir das Leben unserer Männer aufs Spiel setzen, indem wir sie über den Fluss treiben und auf der anderen Seite verrecken lassen? Juried hat diese Position nicht umsonst gewählt. Er ist im Vorteil, wir sind im Nachteil. Außerdem kann er uns nicht mehr überfallen, wenn sich seine Armee auf der falschen Seite des Flusses befindet.«

»Wir wollten aber übersetzen«, warf Daedlus ein. »Entweder hier oder an einer anderen Stelle, wo er ebenfalls auf uns warten könnte.«

Eine Weile diskutierten sie, tauschten Für und Wider aus, argumentierten über die Vor- und Nachteile eines Verbleibs auf dieser oder jener Flussseite. Endlich hatte der Kriegsrat beschlossen, offenes Gelände zu suchen. Die Fußtruppen der Merowa schlugen sich im Gestrüpp sehr gut, doch die engen Formationen der Mykerios konnten ihre ganze Schlagkraft im Wald nicht entfesseln. Im offenen Gelände hätten die Reiter von Hartried einen Vorteil, doch das war es ihnen wert, ihre eigene Infanterie effektiver nutzen zu können. Auf der anderen Seite des Flusses, weiter östlich würde das Gelände offener sein, so jedenfalls glaubten die merowschen Fürsten.

»Wie weit müssen wir marschieren, um auf die nächste Überquerung zu stoßen? Außerdem haben wir hier den Feind direkt vor uns.« Daedlus deutete auf den Hügel. »Ein entscheidender Sieg und wir sind diese Plage los.«

Thula grinste ein zahnloses Lächeln. »Endlich eine Ansicht, die ich zu schätzen weiß. Unser Gegner wähnt sich sicher und genau das macht ihn angreifbar. Selbstüberschätzung wäre nicht das erste Mal der Grund für den Untergang eines Heeres.«

»Und wie wollen wir das anstellen?«, fragte der General. »Ich werde meine Männer nicht opfern. Sicherlich werden wir es schaffen und wahrscheinlich diesen Juried und seine Truppen vom Hügel verscheuchen, doch zu welchem Preis?«

»Zum Preis eines schnellen Sieges«, sagte Thula. »Ihr Mykerios wollt doch ein freies Feld. Seht, freier als im Flussbett wird es nicht.«

»Wir werden darüber schlafen«, beschloss Daedlus. »Heute lagern wir hier. Morgen können wir ...«

Ein Reiter kam über den Fluss auf sie zu.

»Ein Bote«, schloss Daedlus. »Warten wir ab, was er zu sagen hat.«

Der Reiter kam im Galopp durch das Wasser geritten. Erst als das Pferd das Flussufer betreten hatte, stoppte er. Er trug einen braunen Mantel, auf dem ein grün gestickter Eber zu sehen war.

»Juried, der Fürst von Ebermark, übermittelt Euch seine Grüße«, begann der Bote. »Doch lasst Euch nicht täuschen: Wenn Euer Heer den Weg über den Fluss antritt, dann werdet Ihr am Ufer des Unterweltflusses aufwachen.«

»Dann sollten wir uns für die Warnung bedanken«, sagte Daedlus. »Ist das alles, was Ihr uns zu sagen habt?«

»Nein, ist es nicht. Der Fürst von Ebermark hat eine Bitte.«

»Um was geht es?«

»Juried war ein Freund von Pattmar, dem Fürsten von Bärenschlucht, und er mochte auch Fryda und Hermann. Wir wissen, dass Ihr den Fürstenhof eingenommen habt, doch wissen wir nicht, was aus den beiden geworden ist.«

Daedlus setzte zur Antwort an, da unterbrach ihn Simund. »Ich werde mit ihm darüber reden.«

Alle Köpfe wandten sich in seine Richtung.

»Und Ihr seid?«, fragte der Bote.

»Simund, Sohn des Cherus.«

Der Bote nickte langsam. »Ich kann ihm diesen Vorschlag vorbringen. Seid aber versichert: Der Fürst wird sehr wahrscheinlich nicht den Fluss überqueren, um mit Euch zu sprechen.«

»Und Simund wird nicht in Euer Lager einkehren«, sagte Daedlus und bedachte Simund mit einem mahnenden Blick.

Dank dieses spontanen Vorschlags hatte es sich Simund wohl mit dem Ersten verscherzt. Allerdings war er es auch, der geschworen hatte, Fryda zu beschützen. Es fühlte sich richtig an.

»Dann werden wir uns in der Mitte treffen«, sagte Simund.

Simund setzte seinen Kopf gegen den Rat durch und traf sich alleine mit Juried. Sie stellten Wachen am Flussufer ab, abgesehen davon traf er sich allein mit dem Fürsten. Er stieg auf sein Pferd und durchquerte die Furt bis etwa zur Mitte. Lange brauchte er nicht zu warten; ein Reiter kam ihm entgegen.

Ein stattlicher Mann auf einem stattlichen, braunen Schlachthirsch. Er trug ebenfalls einen braunen Umhang über einem langen, dicken Kettenhemd. Jurieds Bart und Haare waren ergraut und die vernarbte Lippe und Stirn deuteten auf ein Leben mit vielen Kämpfen.

Sie hielten zwei Pferdelängen voreinander Abstand und musterten sich für eine Weile.

Juried ergriff als erster das Wort: »Hätte ich es nicht gewusst, hätte ich trotzdem für einen Nachfahren von Cherus halten können. Simund, es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen. Besser, als sich zum ersten Mal auf dem Schlachtfeld zu begegnen.«

»Es ist mir ebenfalls eine Freude. Ihr wolltet wissen, wie es Fryda und Hermann geht? Hermann ist tot, Fryda befindet sich in meiner Obhut.«

Für einen Moment konnte Simund mit ansehen, wie in Juried der Zorn aufstieg und sich anschickte, Besitz über diesen Menschen zu ergreifen. Stattdessen schloss er die Augen und nickte.

»Er ist im Kampf gefallen, nehme ich an?«

»Um ehrlich zu sein, es war kein ruhmreicher Tod. Aber Hermann kämpfte bis zum letzten Atemzug.«

Juried schaute den Fluss hinunter. Die Abenddämmerung verzog sich und das Dunkel der Nacht legte sich über ihr kleines Treffen.

»Ich sah viel Potential in dem jungen Fürsten«, sagte Juried. »Aber er war ein Hitzkopf. Der Stolz, eine Tochter des Königs geheiratet zu haben, hatte nicht unbedingt seinen Verstand geschärft. Und was ist nun mit Fryda?«

»Ich habe geschworen, sie zu beschützen.«

Juried bedachte ihn mit einem langen Blick. Er schätzte Simund ein und ob er dieses Versprechen tatsächlich erfüllen konnte.

»Damit habt Ihr auch das Enkelkind von Hartried in Eurer Gewalt.«

Simund schüttelte den Kopf. »Sie ist nicht unsere Gefangene.«

»Das ist eine naive Vorstellung, Simund. Sie ist Eure Gefangene und ein Trumpf im Krieg gegen Hartried. Ich verstehe, Ihr wollt der edle Held sein, ein wahrer Sohn des Cherus.« Juried beugte sich auf dem Hirsch nach vorne. »Seid Euch bewusst, dass Ihr kein Gott sein. Ein Halbgott? Ja, das wohl. Aber Ihr habt nicht seine Kraft und Eure

Güte wird Euch als Schwäche ausgelegt werden. Cherus konnte gütig sein, denn er war mehr als ein Mensch. Wir Menschen müssen grausam sein, denn wir sind schwach.«

»Cherus hätte es so gewollt.«

»Und ich bin mir sicher, er lächelt vom Himmel auf Euch herab. Doch wenn Ihr so gütig seid, warum händigt Ihr Fryda nicht aus? Ich kann sie zu ihrem Vater bringen. Das wäre, was sie wollen würde.«

»Das ... müsste ich erst mit dem Rat absprechen.«

Juried lehnte sich auf seinem Hirsch zurück. »Da habt Ihr es. Cherus hätte mit dem Finger geschnippt und schon flöge sie über den Fluss zu mir. Doch Ihr seid nur ein Mensch. Mit göttlichem Blut zwar, aber Ihr müsst Euch mit Menschen-Problemen herumschlagen und verfügt nur über menschliche Mittel.«

Da hatte er recht, dachte sich Simund. Ich kann sterben, ich kann verletzt werden, ich kann scheitern, fehlgehen. Alles, was ich tue, hat Konsequenzen. Aber ...

»Es macht keinen Unterschied«, sagte Simund schließlich, »ob ein Mensch versucht, etwas Edles zu tun, oder ein Gott. Wichtig ist die Tat an sich. Wir Menschen müssen uns nur mehr bemühen.«

Juried lächelte unter seinem grauen Bart. »Es ist eine Schande, dass die Dinge so gekommen sind. Ich hätte für Euch gestimmt, Simund, Sohn des Cherus. Doch mit Euch an der Spitze dieses Heeres aus Fremden, die uns Merowa zu ihren Gunsten manipulieren wollen, kann ich nicht Euer Freund sein. Bedenkt immer, dass Eure Taten Konsequenzen haben werden. Wir sehen uns auf dem Schlachtfeld wieder.«

Damit war ihr Gespräch beendet.

Kapitel 52, Simund

Simund dachte darüber nach, was Juried gesagt hatte. Es lag nicht an ihm zu entscheiden, was mit Fryda geschah. Er konnte versuchen sie zu beschützen, doch wenn der Rat sich dagegen aussprach, sie an Juried zu übergeben, konnte er wenig dagegen unternehmen. Es lag nicht in seiner Hand, allein über ihr Schicksal zu bestimmen. Er war kein Gott.

Doch es wäre das Richtige. In ihrer jetzigen Situation gehörte sie an die Seite ihres Vaters und ihrer Mutter, Hartried und Hedwinna. Nicht nur zu ihrem eigenen Schutze und Trost, sondern auch ihres ungeborenen Kindes wegen. Anders durfte es nicht sein und somit war es beschlossen.

Simund lenkte sein Pferd gerade aus dem Fluss heraus und hielt vor den Generälen, Thula und Forkmann an.

»Wie war es?«, fragte Daedlus.

»Er ist ein achtbarer Mann«, antwortete Simund. »Wir hatten eine gute Unterhaltung.«

Thula krächzte mit ihrer Greisenstimme: »Das ist ja fein, doch habt ihr beiden auch etwas besprochen, das für unseren Feldzug von Relevanz wäre? Du hast ihm doch davon erzählt, was im Fürstentum von Bärenschlucht passiert ist, richtig? Wie hat er reagiert?«

»Mit Bestürzung. Er war den beiden wohlgesonnen, ist es immer noch. Juried hatte vorgeschlagen, ihm Fryda auszuhändigen. Er könnte sie zu ihrem Vater bringen.«

»Und wieso sollten wir das wollen?«, fragte Thula.

»Der Kriegsrat hat keinen Grund dazu, bei mir ist das allerdings anders. Ich habe geschworen, sie zu beschützen und das werde ich tun, indem ich Fryda hole und sie Juried übergebe.«

Simund hatte keine andere Reaktion als Ablehnung erwartet und genauso erbost reagierte der Kriegsrat auf seine Ankündigung.

»Simund, das kommt nicht infrage«, sagte Daedlus. »Ich weiß, was du geschworen hast. Doch Fryda bleibt bei uns.«

»Als unsere Gefangene«, sagte Simund. »Ich verstehe. Was wollt Ihr tun, wenn ich nicht auf den Rat höre?«

Thula lachte schrill auf. »Ha! Der Bursche hat also doch seinen

eigenen Kopf! Fryda ist uns nützlich, vor allem ihr ungeborenes Kind. Begreife doch: Der König will seinen Nachfahren die Krone sichern. Zuerst ist sein Sohn Gartmund dran und wenn der keine Kinder hat, dann ist Frydas Ungeborenes an der Reihe.«

»Das verstehe ich, es ändert aber nichts. Ich werde sie holen gehen.«

Forkmann zuckte mit den Schultern. »Von mir aus kann sie verschwinden. Sie wird nur Ballast sein. Druckmittel sind mir nicht recht, wir brauchen sie nicht für einen ehrlichen Kampf.«

Simund schickte sich an, am Kriegsrat vorbeizureiten. Da sprang Daedlus ihm vor das Pferd.

»Schlafe wenigstens eine Nacht darüber, Simund. Können wir das nicht morgen früh klären? Wir sind alle müde, das trübt den Verstand.«

Er war sich sicher, Daedlus würde es sowieso nicht zulassen und er hoffte nur darauf, Simund würde es sich anders überlegen. Doch schlief Fryda möglicherweise bereits. Sie brauchte Ruhe und es war schon spät.

»Nun gut, gleich morgen früh werde ich vor Frydas Zelt erscheinen«, verkündete Simund. »Dann bringe ich sie zu Juried. An meinem Entschluss wird sich nichts ändern.«

Damit ließen sie ihn ziehen.

Simund stand beim ersten Sonnenstrahl auf. Er wollte sein Pferd holen, damit er Fryda sicher über den Fluss geleiten konnte. Als er allerdings hinaustrat, wartete bereits Melinde auf ihn.

»Guten Morgen«, sagte er. »Sag mir nicht, du bist gekommen, um mich aufzuhalten.«

»Piasus hat mir davon berichtet, was du vorhast. Er hält sich daraus, nimm es ihm nicht übel.«

»Nein«, antwortete Simund. »Das ist nicht seine Sache. Ich kann nicht von ihm erwarten, gegen Daedlus Stellung zu beziehen. Aber wieso bist du hier?«

»Um dich zu unterstützen.«

»Ich bin froh, dass ich dich habe.« Simund nahm seine Schwester in den Arm. Das hatte er ehrlich gemeint. Ohne sie wäre er nicht hier gewesen.

»Na dann«, sagte er und ließ sie los. »Ich hole nur schnell mein Pferd.«

Auf dem Weg zum Zelt war es so, wie Simund erwartet hatte. Daedlus stand mit einigen Soldaten vor Frydas Zelt. So sah es also aus, wenn er noch einmal mit Simund darüber reden wollte. Thula war ebenfalls anwesend und einige andere Generäle der Seestädte. Forkmann enthielt sich.

»Simund«, begann Daedlus, »wir haben dich überstimmt.«

»Das sehe ich.« Cherus' Keule baumelte an Simunds Seite. Er dachte darüber nach, sie zu ziehen, entschied sich aber dagegen. Gewalt war nicht das Mittel in dieser Situation.

Melinde trat vor. »Das betrifft mehr als nur diesen Krieg«, sagte sie. »Ich bitte Euch, lasst Fryda gehen. Wir müssen endlich Frieden untereinander schließen. Das könnte der erste Schritt in diese Richtung sein. Es wird auch Euch nützen. Wenn wir uns mit Hartrieds Familie einigen können, dann wird auch Frieden in Merow herrschen.«

»Ach, mein Kind«, sagte Thula seufzend und begab sich auf Melinde zu. »Du bist zu sanft für diesen Krieg, doch das macht dich so liebenswert. Bleib so, wie du bist, doch rede nicht mehr über solche Dinge.«

Melinde wich der Greisin aus. »Das ist mein Ernst. Diese Geste wird uns allen mehr nützen, als sie wie eine Geisel zu behandeln.«

»Ich bin eine Geisel«, sagte Fryda, während sie aus dem Zelt trat. »Ihr braucht mir nichts vorzumachen. Worum geht es?« Sie war offensichtlich erst aufgewacht, die Haare waren zerzaust und sie bedeckte ihren Leib mit einem Mantel, unter dem sich der dicke Bauch wölbte. Ihre Mägde traten ebenfalls heraus.

»Wir werden Euch nichts vormachen«, antwortete Daedlus. »Auf der anderen Seite lagert Juried, der Fürst von Ebermark. Simund möchte Euch zu ihm bringen, damit der Fürst Euch zu Eurem Vater bringen kann. Der Kriegsrat ist allerdings dagegen aus Gründen, die einer klugen Fürstin wie Euch einleuchten sollten.«

Frydas Augen verengten sich. »Ja, das kann ich mir sehr wohl denken. Ich bin in Eurer Hand. Entweder bleibe ich hier oder ich werde weitergereicht, es ist mir sehr egal, solange meinem Kind nichts geschieht. Sagt mir nur vorher Bescheid.«

Dann wollte sie sich wieder in ihr Zelt begeben.

»Fürstin, wartet«, sagte Simund. Er ging an Thula vorbei, doch als er vor das Zelt treten wollte, stellten sich ihm einige der Soldaten in den Weg.

»Ihr seid eine freie Merowa«, sagte Simund an ihnen vorbei.
»Dafür verbürge ich mich.«

Fryda lächelte ein trauriges Lächeln. »Daran zweifle ich nicht.«

»Generäle!«, rief jemand außer Atem. Ein Soldat kam angelaufen, bei ihm ein Reiter in merowscher Tracht.

Simund ahnte es bereits, aus seinem Vorhaben wurde nichts. Irgendetwas war vorgefallen oder bahnte sich an. Hatte Juried vielleicht die Initiative ergriffen und marschierte auf sie los?

»Was ist?«, fragte Daedlus.

»Rodried«, sagte der Mann. »Der Fürst von Spatensturz, er kommt!«

»Rodried!«, rief Melinde und wechselte mit Simund einen freudestrahlenden Blick.

Der Reiter sprang von seinem Pferd. »Ich bin voraus geritten, um Euch über seinen geplanten Angriff in Kenntnis zu setzen. Er befindet sich auf der anderen Seite des Flusses.«

»Er greift Jurieds Lager an?«, fragte Daedlus.

»Richtig. Er wird den Feind überraschen, doch seine Armee ist nicht groß. Rodried ist auf Eure Unterstützung angewiesen.«

»Das heißt, wir müssen über den Fluss«, sagte Thula. Ihre Augen funkelten angriffslustig. »Ich sage Forkmann Bescheid.«

»Wartet!«, rief Daedlus. »Es ist gefährlich.«

»Rodried braucht uns«, erwiderte Simund. »Die Furt ist sowieso zu eng für das gesamte Heer. Lasst uns Merowa Jurieds Stellung angreifen.«

»Auf Forkmann und mich könnt ihr zählen«, versicherte Thula. »Die Truppen der Mykerios sind eh zu langsam. Wir müssen schnell über den Fluss. Wann können wir den Angriff erwarten?«

»Jederzeit«, antwortete der Bote. »Ihr werdet ihn hören, wenn er kurz davor ist, anzugreifen.«

»Ich trommele meine Männer zusammen«, sagte Thula und verschwand schneller, als man bei den kleinen Greisenbeinen vermutet hätte.

Fryda hatte sich das alles mit unbewegter Miene angehört. »Ein anderes Mal«, sagte sie schließlich zu Simund und zog sich ins Zelt zurück.

Wahrscheinlich nicht, dachte sich Simund. Die Zeiten für gute Taten war abgelaufen, stattdessen standen nur mehr Gewalttaten an. Enttäuscht, doch auf den bevorstehenden Kampf gefasst, drehte er sich um und ging zu Melinde zurück.

»Du wirst in den Kampf ziehen?«, fragte sie.

»Natürlich. Ich bringe dir Rodried gesund zurück.«

»Pass auf dich auf«, sagte sie nur und überreichte ihm die Zügel seines Pferdes.

»Wir marschieren auch«, sagte Daedlus. Die Generäle nickten. »Wir ... brauchen nur etwas Zeit, um die Truppen zu mobilisieren.«

»Gut«, sagte Simund und schwang sich auf sein Pferd. »Wir treffen uns auf der anderen Seite.«

Simund ritt zum Flussübergang und stieg ab, um sich in die Masse der Fußtruppen einzureihen, die sich hier bereits gesammelt hatten. Man kannte ihn, begrüßte ihn mit Namen und klopfte ihm auf die Schulter. Thula und Forkmann gaben Befehle, die eine krächzte schrill mit ihrer Greisenstimme, der andere ermutigte seine Männer laut und mit vollem Bass. Ihre Schlachtaufstellung blieb nicht unbemerkt; auf der anderen Seite formierte sich der Gegner. Die Fußtruppen nahmen vor dem Flussübergang Stellung auf und auf dem Hügel staffelten sich die Bogenschützen. Das Bündnis-Heer verfügte über mehr Männer, doch die defensive Stellung des Feindes war überlegen. Sollte Rodrieds Angriff nicht den erhofften Erfolg haben, würde das sehr blutig für sie ausgehen. Simund nahm seine Keule in die Hand und hielt sie sich vor das Gesicht. Mit geschlossenen Augen dachte er an Cherus.

Ein schneller Sieg, bat er.

Dann hörten sie es. Das Trappeln von Pferden. Der Bote hatte gesagt, Rodrieds Armee war klein, doch hörte es sich wie ein riesiges Heer an. Es klang wie abertausende Hufe, die im vollen Galopp auf Jurieds Stellung zuhielten. Während sich Simund wunderte, gab das Geräusch den Männern um ihm Zuversicht. Mit einem solchen Heer konnten sie nicht verlieren.

Dann fiel es Simund ein. Er lächelte. *Der Ring!* Das musste die

Magie des zwergengeschmiedeten Ringes gewesen sein, der das Geräusch von Rodrieds Reitern anschwellen ließ. *Hervorragend, Rodried.*

»Marsch!«, rief Forkmann und das Heer setzte sich in Bewegung.

Kapitel 53, Simund

Juried hielt seine Stellung. Die Pfeile prasselten auf sie hernieder. Die Merowa hoben ihre Schilde, Pfeilspitzen bohrten sich in das Holz, während sie von Simunds zwergengeschmiedeten Schild mit einem dumpfen Laut abprallten. Ein paar Pfeile platschten neben ihm ins Wasser, andere fanden ihr Ziel, drangen in Schultern und Oberschenkel. Doch der Hagel an Geschossen reichte nicht aus, ihren Vormarsch zu stoppen.

All der Lärm der vielen Beine, die durch das hüfthohe Wasser schritten, der Pfeile, der Schreie und der Befehle — es übertönte bei Weitem nicht das Geräusch der Pferdehufe, wie sie immer tosender näherkamen.

Als die Merowa den Fluss überquert hatten, empfingen Jurieds Männer sie am Flussufer mit Speer, Schild und ihren beidhändigen Äxten. Ihre Dämonen- und Biestmasken blickten sie grimmig an. Ihre Verteidigung hielt, der Marsch durch den Fluss nahm dem Ansturm seine Kraft. Von hinten drückten sie weiter nach vorne, das Stoßen und Schieben, Hauen und Halten begann erneut. Währenddessen feuerten die Bogenschützen weiter über Simunds Kopf hinweg.

Der Lärm von Rodrieds Reitersturm schwoll an, bis selbst Simund die Rufe und Schreie des Kampfes kaum hören konnte. Das war, als der Widerstand brach und die Verteidigungslinie am Fluss sich zur Flucht wandte. Die Angreifer setzten ihnen nach, nur zu gern stiegen sie aus dem Nass heraus. Simund hatte daran kein Interesse, er löste sich aus der Masse und lief auf den Hügel zu. Die Bogenschützen suchten ebenfalls das Weite, niemand behelligte ihn.

Auf halber Höhe angekommen sah er die Reiter, wie sie aus dem Walde heraus einen waghalsigen Angriff probten. Simund winkte ihnen zu und der Lärm nahm auf ein erträgliches Maß ab. Der vorderste Reiter — es musste Rodried gewesen sein — winkte zurück.

Rodried ritt den Hügel hinauf, seine Reiter zogen an ihm vorbei und folgten dem restlichen Heer. Er lächelte bis über beide Ohren, während er von seinem Schlachthirsch abstieg. Auch Simund freute sich, seinen Freund wiederzusehen.

»Der Zeitpunkt hätte kaum besser sein können«, sagte Simund. Die beiden umarmten sich, klopfen sich auf die Schultern und lösten sich wieder. »Und du weißt, mit diesem Ring gut umzugehen.«

»Ah, der Ring!«, sagte Rodried und schaute auf den silbrig schimmernden Schmuck an seiner Hand. »Furchtbar nützliches Ding. Mein Bote ist also rechtzeitig angekommen, nehme ich an? Und was mit den anderen? Du siehst wohlauf aus. Haben Melinde, Piasus und Hedda den Krieg gut überstanden?«

»Oh, du wirst es nicht glauben, was mir zwischenzeitlich passiert ist. Aber ja, den anderen geht es gut. Wir gehen ins Lager. Dieser Kampf ist vorbei.«

Sie kehrten als umjubelte Sieger zurück, vor allem Rodried, was Simund ihm nur zu gern gönnte. Auf der anderen Seite hatte die Verfolgung und das einhergehende Töten schnell ein Ende gefunden. Die Verfolger hatten es bald auf das Lager von Juried abgesehen und wandten sich dem Plündern zu. Viele seiner Männer stürzten sich in den Fluss und ließen sich in Sicherheit treiben, andere fanden Schutz im Walde. Von Juried keine Spur, er war weder unter den Gefangengenommenen, noch fand man ihn unter den Toten. Simund war sich sicher, sie würden sich wiedertreffen.

Melinde, Hedda und Piasus warteten am Ufer auf sie. Rodried hatte zunächst nur Augen für das Mädchen. Sie liefen aufeinander zu und umarmten sich im Fluss. Simund dauerte die Umarmung ein Stück zu lange, er räusperte sich und die beiden lösten sich aus ihrer Verstrickung. Sie kehrten ins Trockene zurück, wo Hedda und Piasus ihn ebenfalls herzlich begrüßten.

Die Generäle rund um Daedlus waren höflicher, beglückwünschend ihn ebenfalls zu seinem erfolgreichen Manöver, das ihnen zu einem schnellen Sieg verhalf. Dann stellte sich Rodried der Fürstin von Trollhammer vor.

»Das ist also der junge Fürst von Spatzensturz«, sagte Thula und maß ihn von oben bis unten. »Ich kannte Euren Vater gut. Ihr seid sogar noch stattlicher, als er in seiner Jugend war. Ihr werdet ihm in nichts nachstehen.«

»Fürstin Thula«, sagte Rodried. »Es wird mir eine Ehre sein, Euch in diesem Feldzug zu begleiten.«

»Der Fürst von Geistwimmer ist auch irgendwo auf der anderen Seite«, sagte Thula und schaute an Rodried vorbei, als könnten ihre alten Augen Forkmann in der Ferne erspähen. »Sagt, wie viele Männer habt Ihr uns gebracht? Wie viele Reiter? Und konntet Ihr andere Fürsten für unsere Sache gewinnen?«

»Ungefähr 1000 Reiter«, antwortete Rodried. »Noch viel mehr Fußtruppen. Sie sind auf dem Weg hierher und sollten bald eintreffen. Die Fürsten führen sie an, darunter der Fürst von Widderfels, der Fürst von Eichenfall, Lindwurmblick ...« Er dachte für einen Moment nach. »Falkenflug und Nagerloch. Vielleicht habe ich noch einen vergessen.«

Thula nickte. »Schon gut, wir werden sie alle bald sehen. Und dann haben wir Merowa-Fürsten das höhere Stimmgewicht im Kriegsrat. Und was ist mit dem Fürsten von Krähenwut?«

»Wardrun?«, fragte Rodried. »Wir hatten seine Unterstützung erwartet, doch er und seine Truppen kamen nicht. Die Zeit drängte, wir konnten nicht auf seine Antwort warten. Vielleicht schließt er sich uns später an. Vielleicht wird er von Hartrieds Truppen bedrängt. Wo wir gerade dabei sind ...« Er schaute sich um, als würde er ihnen ein Geheimnis offenbaren. »Hartried ist im Anmarsch.«

Mit einem Male war die gute Laune verflogen. Selbst Simund, der gerade noch entschlossen mit den anderen marschiert war, schlug das Herz heftiger und ein eisiger Griff legte sich darum.

»In unsere Richtung?«, fragte Daedlus.

»So, wie es aussieht«, antwortete Rodried. »Wir hatten ihn für eine Weile im Rücken, bis wir seine Armee abschütteln konnten.«

»Wie viele?«, fragte Thula.

»Wollen wir das wirklich hier draußen besprechen?«

»Ich glaube ...«, überlegte Rodried laut, während er sich über die Karte beugte.

Es handelte sich um eine grobe Landkarte von Merow, mit kurzen Beschreibungen der Fürstentümer. Berge waren darauf als Zacken eingetragen, Wälder als grüne Wolken, in denen sich Spiralen wirbelten und die Flüsse zogen sich als dicke Linien durch die Landschaft. Für Simund eine schwer zu fassende Abstraktion. Er war es wie alle anderen Merowa gewohnt, sich in seinem Land an

Wegmarken, anhand von Flüssen, besonderen Felsen und Bäumen sowie den Wipfeln der hohen Berge zu orientieren. Simund sah dieses Land mit den Augen eines Spähers, der durch das Unterholz streifte, ähnlich dem Fuchs. Nicht wie der Falke aus dem Himmel. Auch der zuvor so verständig wirkende Rodried hatte sichtlich Schwierigkeiten, den Marsch seines Heeres anhand der Karte nachzuvollziehen.

»Ungefähr hier«, sagte er schließlich. »Hier hatten wir ein Lager aufgeschlagen, Hartried mit einigem Abstand ebenfalls. Wir ließen unsere Zelte zurück, um den Anschein zu erwecken, wir hätten das Lager nicht abgebrochen. Im Schutze der Dunkelheit stahlen wir uns davon und erlangten somit einen Vorsprung.«

Zustimmendes Gemurmel, die Generäle befanden das Vorgehen für sehr klug. Auch Simund war überrascht.

»Dann habt ihr Eure Zelte dagelassen, was noch?«, fragte einer der Generäle. »Verpflegung, Vorräte, Wagen, Pferde?«

»Auf den Pferden sind wir hergeritten«, antwortete Rodried. »Die Wagen und Zelte ließen wir zurück und alles, was nicht notwendig war. Den Rest trugen wir auf unseren Rücken. Die Fußtruppen dürften recht erschöpft ankommen.«

»Trotzdem können wir nicht lange rasten«, sagte Daedlus über die Karte gebeugt. »Nach Euren Angaben ist Hartried Euch dicht auf den Fersen.«

»Vielleicht ein halber Tag, dann hat er aufgeholt. Wir konnten uns ihm nicht in den Weg stellen, dafür war seine Streitmacht zu groß. Doch zusammen mit Eurem Heer dürften wir sehr wohl eine Chance haben.«

»Und Jurieds Truppen haben wir zurückgeschlagen«, sagte Thula mit einem genüsslichen Grinsen. »Wahrscheinlich hoffte Hartried, sich mit ihm vereinigen zu können. Vielleicht verschwendet er seine Zeit und sammelt den versprengten Haufen erst im Wald auf. Auf welcher Seite des Flusses marschiert Hartrieds Armee?«

»Auf derselben Seite, auf der ich angeritten kam.«

»Gut! Dann halten wir hier die Stellung. Wenn er auf einen Kampf aus ist, dann bestimmen wir das Schlachtfeld.«

War es so weit? Simund wurde flau im Magen, doch er war ebenfalls bereit, es endlich auf eine Entscheidung ankommen zu

lassen. Bei den Generälen fand der Vorschlag der Fürstin teilweise auf Zustimmung, andere mahnten zur Vorsicht.

»Wir sollten uns schnell entscheiden«, sagte Daedlus. »Spätestens, wenn Rodrieds restliche Truppen hier sind, ziehen wir entweder weiter oder wir befestigen unsere Stellung. Lasst uns zuerst abstimmen.«

»Was ist mit Forkmann?«, fragte Thula.

»Wenn er zu beschäftigt mit dem Plündern ist, dann hat er seine Stimme verwirkt.«

Thula zuckte mit den Schultern. »Dann stimmen wir ab. Ihr auch, Rodried. Ihr seid nun Teil unseres Kriegsrates. Sollen wir Hartried hier entgegentreten und unsere Position halten oder weiterziehen?«

»Und wenn wir weiterziehen, wohin?«, fragte Simund. »Das würde ich vorher gerne wissen.«

Daedlus betrachtete wieder die Karte. »Eine gute Frage, in der Tat.«

Jemand war eingetreten. Einige der Generäle drehten sich um und gaben sich erstaunt.

Rodried sprach: »Melinde ...«

Auch Simund wandte den Kopf und sah seine Schwester am Zeltingang stehen, Hedda und Piasus hinter ihr. Sie hatte ein blutverschmiertes Messer in der einen Hand und einen toten Hasen in der anderen. Dem Tier hatte sie den Bauch aufgeschnitten, die Gedärme hingen ihm heraus. Melinde selbst starrte mit geweiteten Augen und verhärteter Miene ins Zelt hinein.

»Nach Norden«, sagte sie. »Genauer nach Nord-Osten ziehen wir. Zur Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen.«

Die Götter hatten zu ihr gesprochen. Es war wieder über sie gekommen und hatte sie befehligt, in den Innereien eines Tieres den Willen der Götter zu lesen. Sie ging auf die Mitte des Zeltes zu, einige der Generäle wichen ihr aus. Vor dem Tisch hielt sie und legte mit Nachdruck Messer und Hase darauf. Sie stützte sich mit beiden Armen ab und schaute jedem noch einmal in die Augen. »Wenn wir zur Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen ziehen, werden wir siegen. So haben es mir die Götter berichtet und wenn wir Merow retten wollen, dann müssen wir umgehend dorthin.«

Sie schaute alle an, außer Simund.

Kapitel 54, Sartur

Während die Merowa und die Mykerios ihre Krieger, Pferde und Wagen sammelten, um sich gegenseitig zu bekriegen, baute Sartur eine Armee gänzlich anderer Art auf. Sie bestand nicht aus gerüsteten Recken, aus Reitern und Schützen, doch war sie nicht weniger gefährlich. Im Gegenteil, gerade diese Andersartigkeit dürfte seinen Feinden einen ihnen unbekanntem Schrecken einjagen. Nicht nur bestand die Armee, die er die letzten Monate in mühsamer Suche zusammengeführt hatte, aus wilden Tieren, ihre Befehlshaber waren außerdem alte, mächtige Geister.

Sein Freund, der Wolf mit dem Menschengesicht, führte die Wölfe an. Der Bärengest mit dem menschlichen, haarlosen Unterleib stellte sich an die Spitze seiner vollbehaarten Truppen. Die Raben, Sarturs Späher, koordinierten sich untereinander, bildeten flugs eigenständige Schwärme oder verbanden sich zu einem großen, dunklen Ballen an Schnäbeln und Schwingen. Und dann waren da noch die Heuschrecken. Möglicherweise Sarturs schrecklichste Verbündete. Viele der Krieger, gegen die sie kämpfen würden, dürften selber Erfahrungen als Jäger gemacht oder auf eine andere Weise gegen Wölfe und Bären gekämpft haben. Diese Bestien lose organisiert in einer großen Streitmacht zu erleben, war gewiss ungewöhnlich, doch etwas, was mit Speer und Schwert, Pfeil und Schild bekämpft werden konnte. Doch was hatten sie gegen die tausendfachen Beißer eines Heuschreckenschwarmes entgegensetzen? Einer Flut an kleinen Insektenflügeln und Mandibeln, ihrem ohrenbetäubenden Surren und Zirpen und gegen diese kleinen Kämpfer, die in die Lücken der Rüstungen kriechen und sich in der Haut verbeißen konnten?

Im Moment war von dieser Armee nichts zu sehen. Nur ein Krähenschwarm zog über den Baumwipfeln seine Kreise. Der Wolfsgeist lag mit seinem Menschengesicht auf den Pfoten neben Sartur, der sich auf einen umgefallenen Baumstamm gesetzt hatte.

Eine Krähe landete darauf. »Sie kommen«, sagte sie nur, der Schnabel schnappte kurz auf und wieder zu. Dann flog sie wieder in den Himmel und verband sich mit dem Rest des Schwarms.

»Gut«, sagte Sartur. »Das heißt ...«

»Ja, ich weiß.« Mit gespieltem Unmut erhob sich der Wolfsgeist und entfernte sich langsam. »Ich werde warten, bis du mich rufst.«

Nachdem der Wolfsgeist verschwunden war, vergingen ein paar Augenblicke, bis Sartur die Pferdehufe durch den Wald donnern hörte. Der Fürst von Krähenwut kam mit einer stattlichen Armee an. Nicht so groß wie die von Simund oder Hartried, schließlich war er nur ein einzelner Fürst, dennoch groß genug, dass er es mit jedem Fürsten von Merow aufnehmen konnte.

Wardrun führte sein Reiterheer an. Ein Ruf des Fürsten und wie ein letzter Donnerschlag verklang das Geräusch der vielen Hufe, die das Unterholz des Waldes zertrampelten. Nacheinander stiegen die Reiter von ihren Pferden, einige blickten misstrauisch zu Sartur rüber, andere beschäftigten sich mit ihren Tieren oder besprachen sich untereinander.

Der Fürst selbst näherte sich Sartur und begrüßte ihn mit der offenen Hand. »Sagt, seid Ihr jemals zu spät gekommen? Wann immer wir uns treffen, seid Ihr bereits da und wartet auf mich.«

Wardrun schaute zum Himmel hinauf, der Rabenschwarm machte ihn stutzig.

»Beachtet sie nicht«, antwortete Sartur, ohne aufzustehen. »Seid Ihr sicher gereist? Wurdet Ihr von einer der beiden Streithähne und ihren Armeen behelligt?«

Wardrun riss sich vom Rabenschwarm los. »Niemand behelligte uns. Beide Seiten riefen zum Kampf auf, beide ignorierte ich. Mir egal, ob sie mich für einen Feigling halten.«

»Das tut nichts zur Sache, solange sie nicht vermuten, was wir vorhaben.«

»Können wir das wirklich?«

Sartur entdeckte Unsicherheit in den Augen des Fürsten, wie er sie sonst nicht kannte.

»Ihr habt uns eine Armee versprochen, die unsere beiden Feinde schlagen kann: Hartried und Simund sowie seine Bande von Mykerios. Mir ist, als müssten wir es mit der ganzen Welt aufnehmen. Ich weiß, Ihr verspracht mir keine Männer mit Brünne, Speer und Klinge. Aber bisher habt Ihr Euch ausgeschwiegen, was genau ich zu erwarten habe. Also, womit haben wir es zu tun?«

Sartur deutete nach oben und lächelte.

»Ihr scherzt«, sagte Wardrun. Zuerst lachte er, dann wurde er ausfallend. »Nein! Ihr scherzt! Sagt mir nicht, dass ein Schwarm Krähen Eure Streitmacht sein soll!«

»Raben«, sagte Sartur. »Mein Fürst, Ihr solltet den Unterschied kennen.«

»Ach, ich hätte niemals auf Euch hören sollen. All diese Arbeit wegen ein paar Raben? Wie sollen wir gegen all die Merowa-Fürsten und die Goldsee-Stadtstaaten mit Vögeln kämpfen?«

»Und mit denen«, sagte Sartur und deutete in den Wald hinter ihm.

Der Wolfsgeist hatte das Signal erkannt. Eine Unzahl an Kehlen knurrte, durchbrochen von Wolfsgeul und Gebell.

Wardruns Wut legte sich langsam und machte einer tiefen Ungläubigkeit breit. »Was ist das?«

Die Pferde hinter ihm wurden unruhig, die Reiter hatten Mühe, sie im Zaum zu halten. Auch sie mussten die Wölfe mitbekommen haben.

»Ein weiterer Teil meiner Streitmacht. Außerdem solltet Ihr wissen, dass die Raben dort im Himmel bei Weitem nicht die einzigen sind, die mit uns fliegen werden. Ein Großteil befindet sich gerade auf Erkundungstour und späht die Armeen von Hartried und Simund aus.«

Wardrun fing sich wieder. »Wölfe und Raben, gut. Damit sind wir noch immer in der Unterzahl.«

»Ihr wisst doch gar nicht, wie viele Wölfe und Raben. Die Bären sind gerade nicht hier, die vertragen sich mit den Wölfen nämlich nicht so gut.«

»Die ... Bären?«

»Auch die werden uns begleiten. Die Bären sind den Wölfen zahlenmäßig unterlegen, doch sie brauchen ein ganzes Rudel, um einen von ihnen zu besiegen. Ähnlich wird es sich mit unserem Feind verhalten.«

»Bären, Wölfe, Raben ... Ist das wirklich eine Streitmacht?«

Sartur lächelte wissend. »Das sind nicht alle. Doch wieso lasst Ihr Euch nicht überraschen?«

»Das ist ein Krieg und ich als Euer Verbündeter habe das Recht zu

wissen, welche Arten von Kriegern Ihr ins Feld zieht. Wie sonst soll ich einschätzen können, wie gut unsere Chancen stehen?«

»Sehr gut gesprochen. Ihr solltet allerdings zuerst jemanden kennenlernen.« Sartur blickte hinter Wardrun. »Lassen wir Eure Männer hier. Ich werde den Wölfen sagen, sie sollen sich beruhigen.«

Wardrun rief zu seinen Männern: »Ich kehre bald wieder zurück!«

Kaum jemand schien davon Kenntnis zu nehmen. Die Reiter waren damit beschäftigt, ihre Pferde zu beruhigen. Sartur und Wardrun entfernten sich von dem Heer, sie gingen tiefer in den Wald hinein. Das Knurren und Bellen wurde immer laut. Der Fürst folgte ihm tapfer und gab sich Mühe, sich seine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen.

Sartur rief in der fremden Sprache dieser Wesen: »Komm heraus! Und zügele deine Wölfe!«

»Was war das für eine Zunge?«, fragte Wardrun. »Ich möchte es wahrscheinlich nicht wissen.«

»Das wollt Ihr wirklich nicht. Opfer und Pakte müssen eingegangen werden, um diese Sprache erlernen zu dürfen. Ah, da kommt er.«

Die Wölfe hatten mittlerweile mit ihren Drohgebärden aufgehört, nur vereinzelt war das Heulen zu hören. Der Wolf mit dem Menschengesicht stieg aus dem Unterholz hervor und bedachte Wardrun mit einem spöttischen Lächeln.

Der trat mehrere Schritte rückwärts und starrte den Wolf und sein menschliches Antlitz an.

»Was ist das?«, fragte Wardrun entsetzt.

»Ein Geist?«, fragte Sartur mehr als zu antworten. »Ein Dämon? Ein vergessener Gott? Wer weiß, er will es mir nicht verraten. Jedoch ist er seit vielen Jahren mein treuer Begleiter und Verbündeter.«

»Und wie ist sein Name?«

Sartur schüttelte den Kopf. »Den wollt Ihr auch nicht erfahren. Den Namen zu wissen, den richtigen Namen, verleiht einem Macht über sie. Nur unter den äußersten Umständen erfährt man ihn.«

Der Wolf sprach in seiner fremden Zunge: »Dieser Mensch ist es kaum wert. Was soll das?«

Ein Zittern war in Wardruns Stimme zu hören: »Wieso zeigt Ihr

mir das?«

»Fürst von Krähenwut, wir hatten etwas abgemacht«, ermahnte Sartur. »Ich will, dass Ihr ihm in die Augen seht und Euch bewusst werdet, auf wessen Seite Ihr steht. Bei unserer Abmachung ging es darum, dass wir König Hartried aus dem Weg räumen sowie andere Anwärter auf den Thron aus seiner Familie.«

»Das ist auch Euer Anliegen ...«, unterbrach ihn Wardrun nun gefasster.

»Und Ihr sorgt als neuer, gewählter König dafür, dass die Menschen in Merow sich wieder den Mächten des Waldes anvertrauen. Sie sollen sich abwenden von den Göttern mit ihren menschlichen Antlitzen und hinwenden zu den Geistern und Göttern in den Bäumen und Steinen, Flüssen und Sümpfen, Höhlen und Bergen. So wie es früher einmal war.«

Das hatte ihm jedenfalls der Wolf mit dem Menschengesicht erzählt. Weit vor der Zeit von Cherus, vor der Zeit der anderen Götter, brachten die Menschen ihnen Opfer dar und huldigten den Mächten des Waldes. Doch seitdem sich die Menschen den Göttern wie Cherus zuwandten, waren die Mächte der Wildnis zu vereinsamten Geistern verkommen.

»Ich werde niemanden wegen seines Glaubens verfolgen«, antwortete Wardrun. »Wenn es das ist, was Ihr verlangt.«

»Nein, das verlange ich nicht. Es reicht aus, wenn Ihr ihnen offen huldigt und sie zu Euren Schutzgöttern erklärt. Viele Menschen da draußen sind den Mächten des Waldes noch immer ergeben, wenn sie auch ihre Gebete an die Götter im Himmel richten. Tief im Inneren wissen sie, dass Wesen wie dieser Wolf mit einem Menschengesicht ihnen näher sind. Das wird Eure Machtbasis sein, wie Hartried versucht, seine Macht auf den Kult um Cherus zu begründen.«

»Und er?« Wardrun zeigte auf den Wolfsgeist. »Wieso sollte ich vor ihn treten?«

»Damit Ihr nicht sagen könnt, ich hätte Euch betrogen. Nun wisst Ihr, womit Ihr es zu tun habt. Und glaubt mir: Dieser Geist hier ist einer der Vernünftigsten. Die anderen wollt Ihr nicht treffen.« Sartur lächelte. »Überlasst das mir.«

Kapitel 55, Gunlaug

Entweder sann Gorku nicht nach Vergeltung nach Gunlaugs misslungenem Angriff oder er ließ sich Zeit damit. Nachdem Gunlaug Menschenfleisch hatte essen müssen und anschließend versucht hatte, den Heerführer der Orks umzubringen und seinen Namen verfluchte, wurde er lediglich in seinem Zelt an den Pfahl gekettet. Er fürchtete schon, mit der sanften Behandlung der vorigen Wochen wäre es vorbei gewesen. Doch bald darauf fragte ihn eine der Wachen, ob er sich beruhigt hatte. Gunlaug schwieg dazu, was wohl als Antwort ausreichte, und wurde wieder zu den Mahlzeiten des Heerführers geladen. Gorku verhielt sich so, als wäre nichts vorgefallen und fragte ihn weiterhin über Merow und seine Menschen aus. Gunlaug antwortete knapp und verriet so wenig wie möglich. Zu den Mahlzeiten, die ihm gereicht wurden, hatte er ein angespanntes Verhältnis. Misstrauisch aß er nur noch Dinge, von dem er sicher war, dass es von Tieren stammte. Hauptsächlich bediente er sich bei den Früchten und dem Gemüse.

Der Marsch durch den Drachenwirbel war so beschwerlich, wie er sich ihn vorgestellt hatte. Nach einigen Tagen erreichten sie Höhen, in denen selbst im Sommer der Schnee die Felsen bedeckte. Auf seine Bitte hin übergaben die Orks ihm Stoffe, denn er besaß keine andere Kleidung als jene, die er am Körper trug. Die Umhänge und Hemden passten ihm nicht, doch jede zusätzliche Schicht war ihm lieb. Ein Paar Stiefel hatten sie ebenfalls für ihn. Das alles gaben sie ihm nur, um seine Überlebenschancen zu erhöhen, nicht aus Freundlichkeit. Gunlaug war noch immer eine nützliche Geisel für Gorku.

Viele der Orks hatten es nicht so gut. Gunlaug sah ihre Leichen am Wegesrand, während der Frost über ihre Körper kroch. Immer wieder musste der Heerzug anhalten und die Führung sich über den Weg beratschlagen. Gunlaug zogen sie gelegentlich hinzu, doch wirklich helfen konnte er nicht. Dann schickten sie ihn unwirsch fort.

Während des Marsches wurde Gunlaug bewacht. Sie sahen es als nicht notwendig an, ihn anzuketten. Möglicherweise gingen sie nicht

von einem Fluchtversuch aus, der in diesen Höhen und ohne Verpflegung und Ausrüstung einem Todesurteil gleichgekommen wäre. Und damit hatten sie recht. Gunlaug dachte gelegentlich über eine Flucht nach, doch stand es um sein Überleben im Drachenwirbel schlecht. Vielleicht könnte er es schaffen. Vielleicht würde er auch nur in Freiheit sterben.

Da war aber noch etwas anderes: Rache. Gunlaug wollte in der Nähe von Gorku und den Orks bleiben, für den unwahrscheinlichen Fall, dass sich die Gelegenheit bot, ihnen einen empfindlichen Schlag zu verpassen. Auch wenn es sein eigenes Ende bedeuten sollte.

Solchen und anderen finsternen Gedanken hing er während des Marsches durch das Gebirge nach. Er hatte, gelinde gesagt, schon bessere Tage erlebt.

Schreie und Schritte weckten Gunlaug eines Nachts. Außerhalb seines Zelttes herrschte helle Aufregung. Gunlaug warf die Decke beiseite und wollte aus dem Zelt treten. Dann erinnerten ihn die Ketten daran, wo er sich befand. Er kam aber nahe genug heran, um hinaus zu spähen. Ein großes Feuer oder mehrere kleinere waren ausgebrochen. Gunlaug konnte nicht sagen, ob die Zelte selber in Flammen standen oder ob es etwas anderes war. Jedenfalls war es nicht im Sinne der Orks gewesen. Während manche von ihnen dumm herumstanden, waren die Anführer darum bemüht, sie zu Löscharbeiten zu bewegen. Gunlaug beobachtete das Feuer weiter und es schien ihm, als würde es sich mit Laufgeschwindigkeit ausbreiten. Hoch züngelten die Flammen und griffen nach den Stoffen des nächsten Zelttes, das bald vollends in Flammen aufging.

Das ist kein natürliches Feuer, dachte sich Gunlaug und schaute sich um. Ein solches Feuer hatte er schon einmal gesehen, glaubte er zumindest. Damals, als er zusammen mit den Saumya gegen die Orks gekämpft hatte. Als Aziles und andere Elfen mit dem Feuer gelaufen sind, wie er es genannt hatte. Vielleicht war Gunlaug mittlerweile so verzweifelt, dass er an alles glauben mochte, solange es ihm Hoffnung gab. Doch könnte dieses Feuer von einem Elfen stammen? Oder bildete er sich das alles nur ein?

Er blendete das Feuer komplett aus, ignorierte die Orks und ihre Anführer. Stattdessen suchte er zwischen den Zeltten, in den Schatten

und dunklen Ecken nach jemandem, der offensichtlich nicht hierher gehörte. Während alle wie gebannt auf den Brand schauten und ihr Augenlicht geblendet war, würden sie eine schlanke Gestalt, die sich durch die Nacht schlich, wohl kaum bemerken.

Und da war er. Gunlaug erkannte den Steppen-Elfen, wie er sich zwischen zwei Zelten versteckte und flach auf dem Boden lag. Und das in der bitteren Kälte des nächtlichen Gebirges. Mit einer kurzen Handbewegung bedeutete ihm Aziles, zurück in sein Zelt zu gehen.

Gunlaug ging rasch wieder hinein. Mit klopfendem Herzen suchte er alle Sachen zusammen, die er in seiner Gefangenschaft sein Eigen nannte. Viel war es nicht, nur die Kleidung, die ihm die Orks gegeben hatten. Er kleidete sich schnell an.

Jemand trat hinter ihm ins Zelt.

»Habe dich warten lassen, nicht wahr?«, sagte Aziles mit einem Lächeln, als wäre das alles nur ein lustiges Spiel.

»Bei Cherus, ich würde dir gerne allen Dank der Welt aussprechen, aber dafür haben wir nicht die Zeit. Wie kommen wir am besten hier weg?«

Aziles deutete nach draußen. »Auf demselben Weg. Du kannst dich bewegen? Verstecken?«

»Schon, aber ...« Gunlaug deutete auf die Kette. »Wir könnten den Pfosten anheben und ...«

»Warte hier«, sagte Aziles und verschwand.

Gunlaug wollte ihn aufhalten, doch der Elf war schneller. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Kopf zu schütteln und zu warten. Nach einer Weile, die sich wie eine Ewigkeit anfühlte, kam Aziles zurück. Eine Flamme züngelte in seiner Hand.

»Das wird jetzt ziemlich warm werden«, sagte Aziles und hielt die Flamme mit beiden Händen an die Kette, nahe Gunlaugs Knöcheln. Aziles schloss die Augen, das Metall begann zu glühen. Gunlaug musste die Zähne zusammenbeißen, um keinen Laut von sich zu geben, während sich die Hitze bis zum Knöchel ausbreitete. Dann öffnete Aziles die Augen und kramte einen Stein aus seiner Tasche, mit der er mehrmals auf die erhitzte Stelle schlug. Das war laut genug und Gunlaug hoffte, niemand da draußen bekam etwas davon mit.

Nach einigen Schlägen verbogen sich die Kettenglieder und sprangen schließlich auseinander. Gunlaug hatte noch immer Metall

am Fußgelenk, doch er konnte sich frei bewegen.

»Können wir?«, fragte Aziles.

»Immer«, antwortete Gunlaug.

Gunlaug war nicht der geübteste Schleicher. Doch dank des Chaos, das Aziles mit seinem Brand angerichtet hatte, gelang es den beiden, unentdeckt das Lager zu verlassen. Auf einer Anhöhe hatten sie einen guten Ausblick auf das Ork-Heer. Jedenfalls eines Teils davon. Es erstreckte sich über mehrere Schluchten und weite Teile davon entzogen sich seines Blickes. Die Orks bekamen langsam das Feuer unter Kontrolle. Nur noch eine Frage der Zeit, bis sie Gunlaugs Flucht bemerken würden.

»Ich habe mich noch nicht richtig bedankt«, sagte Gunlaug und gab dem Steppen-Elfen die Hand, dann nahmen sich die beiden in die Arme.

»Wir hatten etwas abgemacht«, sagte Aziles, nachdem sie sich brüderlich getrennt hatten. »Deine Reise ist noch nicht zu Ende und meine hat gerade erst begonnen. Also, Gunlaug, Sohn des Cherus, wohin willst du?«

Gunlaug deutete dorthin, wo er Merow vermutete. »Zurück in die Heimat. In meine Heimat. Ich weiß, für dich wird das eine lange Reise, fernab von deinem Stamm ...«

»Oh, mach dir keine Gedanken. Das ist exakt das, was ich auch wollte. Also dann! Auf nach Merow! Auf in das Land der Wälder, der Hirsche und der Menschen mit ihren Höfen und Fürsten. Wir müssen uns an dem Heer vorbeischieben, doch nach ungefähr einem Tag sollten wir es überholt haben. Dann heißt es nur noch, den Spähern der Orks aus dem Weg zu gehen. Oder sie umbringen. Sie werden sicherlich nach dir suchen.«

Gunlaug musste an die Schmach denken, die ihm Gorku zugefügt hatte. Das Sakrileg, das er ihn hat begehen lassen. Er sann nicht nur danach, dem Heer der Orks zu fliehen. Er wollte auch Rache nehmen. Seine gute Laune verflog, er ballte die Fäuste.

»Die Orks sind eine große Gefahr für mein Volk«, sagte Gunlaug. »Es reicht nicht, meinen Bruder zu warnen. Ich muss etwas gegen sie unternehmen. Aziles, ich weiß, es ist viel verlangt ...«

Aziles' Züge nahmen etwas Wölfisches an. Er verstand sofort.

»Also werden wir hier, nur wir beiden, gegen das gesamte Heer dort unten Krieg führen. Sehr gut! Man ist nur einmal jung und draufgängerisch. Ich bin dabei. Nichts wäre mir lieber, als diesem Ungeziefer in Schweinegestalt das Leben schwer zu machen.«

»Wir können sie nicht aufhalten, doch wir können ihnen Steine in den Weg legen.«

»Ein paar Wagen in Brand stecken.«

»Späher ausschalten«, fiel Gunlaug ein.

»Fallen stellen.«

»Vorräte klauen.«

»Und ...«

Aziles klopfte ihm auf die Schulter. »Uns fallen bestimmt noch mehr Späße ein. Mir wird es zu kalt hier oben und bald sind sie überall. Komm, wir verschwinden.«

»Ja«, antwortete Gunlaug nur.

Und morgen beginne ich mit meiner Rache.

Kapitel 56, Gunlaug

Kälte und Blut bestimmten die Tage nach Gunlaugs Befreiung. Sie beide schlichen an der Seite des Heeres, nahe genug, um seine Bewegungen mitverfolgen zu können, doch weit genug entfernt, um unerkannt zu bleiben. Es kam so, wie sie beide vermutet hatten: Die Orks suchten nach Gunlaug. Sie verfügten über eine feine Nase, sagte ihm Aziles, doch waren sie nicht die Schlausten. Aziles übergab Gunlaug sein Schwert, der Steppen-Elf legte sich mit seinem Bogen auf die Lauer. Es waren zwei Späher. Den ersten Ork traf Aziles in den Kopf und als der zweite Aziles attackieren wollte, kam Gunlaug aus seiner Deckung hervor und stach ihm die Klinge in die Seite. Anschließend bewaffnete er sich mit dem, was die Orks bei sich trugen.

Gunlaug lernte vieles über die Jagd neu. Als Knabe und junger Mann war er oft mit Hartried unterwegs gewesen, bevor der König geworden war. Es war für sie selbstverständlich gewesen, währenddessen zu jagen, zu fischen und nach anderer Nahrung zu suchen. Solche Fähigkeiten waren mittlerweile eingerostet, doch hier oben waren sie wieder gefragt. Bald schon schoss Gunlaug treffsicher die Ziegen, die sich in diesen Höhen von spärlich wachsenden Grashalmen ernährten. Trotz der Strapazen der letzten Wochen fühlte sich Gunlaug merkwürdig belebt während der Jagd und des Marsches durch das Gebirge. Die Nächte waren hingegen gar kein Vergnügen, wenn die Kälte bis in Gunlaugs Knochen schlich, Glieder erstarren ließ und jeder Atemzug sich wie heiße Nadeln in der Kehle anfühlte. Am nächsten Morgen entfachte Aziles ein Feuer, zuerst mithilfe von zwei Feuersteinen, dann indem er seine Kräfte anwandte und die Glut aufflammen ließ. Nachdem sie sich gewärmt hatten, ging es mit ihrem Marsch weiter.

»Meinst du, das funktioniert?«

»Natürlich!«, sagte Aziles und legte sich auf den Boden. Er schlich bis zum Rand der Klippe, von der aus er einen perfekten Blick auf das marschierende Heer der Orks hatte. »Doch die wichtige Frage ist: Wann sollen wir den Stein ins Rollen bringen? Die Spitze des Heeres

ist bald an uns vorbeigezogen. Sollen wir noch warten? Vielleicht schaffen wir es somit, das Heer zu zweiteilen.«

»Glaubst du wirklich, ein einzelner Felsen kann das bewirken?«

Gunlaug prüfte den Stein vor ihm. Er war so groß wie er selbst, doch der Felsen stand gefährlich nahe am Abgrund. Als die beiden ihn fanden, hatten sie sofort denselben Entschluss gefasst: Der musste auf die Ork-Armee nieder rollen. Vielleicht war er groß genug, um einen Steinschlag auszulösen.

Aziles kroch zurück und erhob sich. »Was haben wir groß zu verlieren? Sie werden noch nicht einmal auf die Idee kommen, dass wir das gewesen sein könnten. Selbst wenn nur der Felsen auf sie herunterkullert, haben wir sie wenigstens etwas in Schrecken versetzt. Also, worauf warten wir? Oder willst du einen ganz bestimmten Ork treffen?«

»Von hier oben sehen die alle gleich aus«, sagte Gunlaug. »Gut, schieben wir.«

Sie stemmten sich gegen den Felsen. Zu ihrer beider Überraschung ließ er sich nicht so leicht bewegen, wie sie es sich vorgestellt hatten.

»Ach, komm schon!«, brachte Aziles mit zusammengebissenen Zähnen hervor.

Gunlaug stemmte sich mit aller Kraft dagegen. »Und du sagtest, das wird einfach werden.«

Etwas knirschte.

»Gleich haben wir es!«, sagte Aziles. »Der Fels bewegt sich, ich kann es hören.«

»Das wird nichts«, sagte Gunlaug und ließ es bleiben. Beine und Schulter fühlten sich müde an, dabei hatte der Tag gerade erst begonnen.

»Nun gut, mit bloßem Schieben wird das nichts. Ich mache ein Feuer.«

»Ein Feuer?«, fragte Gunlaug. »Wie soll uns ein Feuer helfen?«

Aziles nahm das Feuerholz aus seinem Rucksack, welches sie beim Wandern aufsammelten. »Um den Stein spröde zu machen.« Wie gewohnt ließ er mit seinem Feuerstein Funken fliegen und entfachte dann die Flammen mit seinen Kräften.

»Und nun?«, fragte Gunlaug.

»Nun warten wir etwas. Das Heer braucht noch eine ganze Weile, bis es an uns vorbeizieht.« Der Steppen-Elf hatte sich vor den Fels gesetzt und ruhte in sich, ganz allein auf das Feuer konzentriert.

»Produziere nicht zu viel Rauch, sonst finden sie uns.«

»Ja, ja.«

Gunlaug legte sich auf den Boden und kroch zum Abhang. Er konnte das Heer marschieren hören, doch wollte er es mit seinen eigenen Augen sehen. Ein Ende war nicht in Sicht. Das Heer der Orks marschierte zu Tausenden durch eine Schlucht unter ihnen, nichts ahnend, was möglicherweise auf sie zukommen würde.

»Hast du es bald?«, fragte Gunlaug leise. Er fürchtete, seine Stimme würde wie ein Echo zu ihnen herunter hallen.

»Bald, bald«, sagte Aziles abwesend.

Gunlaug robbte wieder zurück. Dann blieb ihm nichts weiter übrig, als zu warten.

Schließlich stand Aziles auf. »Wir versuchen es noch einmal.«

Wieder schoben sie, wieder hörte Gunlaug das Knirschen unterhalb des Felsens. Noch ein Knirschen, lauter, deutlicher. Aziles atmete einmal tief ein, dann wieder aus und die Flammen unter ihnen stachen nach oben. Gunlaug erschrak und sprang von der plötzlichen Hitze weg. In dem Moment löste sich der Fels vom Boden. Mit einem ohrenbetäubenden Poltern rollte er die Schlucht hinab und riss weitere Steine mit sich. Die beiden lachten, als sie die Schreie und das Gequieke der Orks hörten.

Dann warfen sie sich auf den Boden und krochen zur Kante. Der Steinschlag hatte den Marsch unterbrochen, doch sah es nicht so aus, als hätte er viele Opfer gefunden.

»Das war eine amüsante Zeitverschwendung.«

»Wir haben ihnen Angst gemacht«, sagte Gunlaug. »Der Marsch durch den Drachenwirbel soll für die Orks möglichst unangenehm und beschwerlich sein. Schauen die zu uns hoch?«

Aziles kroch schnell von der Kante weg. »Wir sollten uns beeilen.«

Es dauerte weitere anstrengende Tage, bis sie es erreicht hatten. Weitere Tage des Marsches und Überlebens in den frostigen Höhen, immer gleichermaßen auf der Hut vor den Spähern der Orks, deren

stetige Verfolger sie waren. Dann sahen sie endlich das Grün von Merow in weiter Ferne. Gunlaug und Aziles hielten an und saugten den Anblick schweigend in sich ein. Er wusste nicht, wie sein Begleiter sich fühlte, doch Gunlaug ging das Herz auf. Endlich würde er wieder die weiten Wälder von Merow sehen, das sich wie ein grünes Meer zwischen den Wipfeln des Drachenwirbels erstreckte. Seine Heimat. Das wurde er sich wieder einmal bewusst. Er war am Meer geboren, als Brega gehörte er auf ein Schiff wie seine Schwester Hedda. Doch er wählte die Bruderschaft mit Hartried und so verwuchs er mit dem Wald von Merow, mit seinen Menschen und Tieren, Göttern und Geboten.

Schließlich sprach Aziles: »Das ist es also. Ich bin gespannt, was uns dort erwartet. Eine ganz andere Welt, hoffe ich.«

»Vielleicht nicht das, aber ich werde dir viel zeigen können. Wir sollten uns beeilen. In den Wäldern können wir uns ebenfalls gut verstecken, doch das Heer wird viel besser vorankommen. Wenn wir eine Chance haben wollen, den König zu warnen, dann müssen wir ihn finden, bevor es Gorku tut.«

»Das heißt dann, keine Kämpfe mehr im Gebirge. Einerseits etwas schade. Es gibt guten Stoff für Lieder. Aber wenn die Zeit drängt und wir den König warnen müssen, dann nichts wie los.«

Sie gingen weiter, die felsige Landschaft hinab. Nach einigen Schritten verschwand der Wald hinter den Gebirgszügen des Drachenwirbels. Gunlaug war sich sicher, ihn bald wieder sehen zu dürfen.

»Ach ja, dein Lied«, sagte er. »Wie läuft es damit?«

»Noch nicht gut genug, um nach Hause zurückzukehren. Keine Sorge, ich werde dich nicht verlassen, bis das hier überstanden ist.«

»Kann ich schon etwas hören?«

Aziles holte tief Luft, als müsste er sich die Antwort genau überlegen. Dann begann er:

Wo der Wind mit eisiger Stimme spricht
Der Blick in die weite Ferne reicht
Lauerten zwei schlaue Wölfe
Zum Verderben der Beute

Gunlaug und Aziles ihre Namen
Gottes Kind und Rajuvalas Sohn
Schärfsten Messer und den Verstand
Zum Verderben der Beute

Wie zwei Wölfe waren sie Feind den Orks
Brüderlich vereint in Kampf und Jagd
Waldes Sohn und der Steppe Kind
Zum Verderben der Beute

Aziles' Stimme klang klar und deutlich zwischen den Felsen, ein leichter Hall trug den Gesang weiter. Gunlaug hatte erwartet, im Lied des Steppen-Elfen eine Rolle zu spielen, doch nicht, dass ihre Freundschaft darin einen solchen Stellenwert einnehmen würde. Er reiste durch den Drachenwirbel, um seinen Halbbruder und König zu warnen. Dabei brachte er einen weiteren Bruder mit, den er auf der anderen Seite des Gebirges gefunden hatte.

»Ja, da fehlt noch etwas Großes«, sagte Gunlaug und zeigte in Merows Richtung. »Dort werden wir es finden. Und wenn nicht dort, dann ziehen wir noch viel weiter.«

»Kommt dann nicht das Meer?«, fragte Aziles und eine Spur Ungläubigkeit machte sich bei ihm breit. »Fallen wir denn nicht am Rande des Meers herunter?« Hatte der sonst so furchtlose Aziles Angst vor dem Ozean? Lag es vielleicht an seiner Verbundenheit zum Feuer?

Gunlaug lachte und winkte sofort ab, um seinen Begleiter nicht zu verunsichern. »So weit wird es nicht kommen. Aber denke nur: Gibt es irgendeinen anderen Saumya, dessen Lied von einer Reise auf hoher See handelt? Der das Westmeer befahren hat? Der schwimmendes Eis sah, Seeschlangen, Wellen so hoch wie ein Hügel?«

Aziles dachte nach. »Nein und du bringst sehr überzeugende Argumente vor. Doch wäre es mir trotzdem lieber, dieses Abenteuer auf den Wald zu beschränken. Ist näher dran für die Heimreise, verstehst du?«

Gunlaug lachte abermals. »Natürlich, natürlich. Zuerst nach Merow.«

Kapitel 57, Gunlaug

In der Nacht kamen die Wölfe. Gunlaug konnte sich nicht erinnern, hier jemals so vielen Wölfen begegnet zu sein. Undenkbar war es nicht, dass einige von ihnen die letzten Jahre ins Gebirge gezogen waren. Doch nicht in solchen Mengen. Hier gab es nicht genügend für nur einen Bruchteil der Wölfe zu fressen, denen Gunlaug und Aziles begegneten. Und sie tauchten erst dann auf, als sie Merowa näher waren als der anderen Seite des Drachenwirbels. War in der Zwischenzeit eine Wolfsplage ausgebrochen?

„Ist das normal?“, fragte Aziles, als sie von einem Hang hinab spähten. Sie beobachteten ein Rudel, welches von Merow aus ins Innere des Gebirges zog. „Auf einmal sind hier überall diese Wölfe. Ich dachte, Merow sei von Menschen bevölkert.“

„Das ist nicht normal“, sagte Gunlaug. „Selbst in den Wäldern trifft tauchen sie nicht in solcher Zahl auf.“

Sie zählten die Rudel. Dreien waren sie an einem Tag begegnet, gefolgt von einigen Wölfen, die in der Nacht ihr Lager umkreisten. Das musste das vierte gewesen sein. Am nächsten Tag sahen sie zwei Rudel. In dieser Nacht hatten sie Frieden, nur das gelegentliche Geheul war in der Ferne zu hören.

Am nächsten Tag war es Aziles, der sie vom Weitem erspähte. „Wir sollten einen anderen Weg gehen“, sagte er. „Oder umkehren. Diese Wölfe kommen direkt auf uns zu.“

„Kannst du ein Feuer machen?“, fragte Gunlaug. Sie trugen beständig ein Reisig mit sich, welches sie auf ihrer Wanderung aufsammelten und mit einfachen Schlaufen herumtrugen. „So merkwürdig das Verhalten der Wölfe ist, sie fürchten noch immer das Feuer.“

„Lass uns einfach verschwinden“, sagte Aziles. „Außerdem bin ich nicht dein Feuerzeug.“ Dabei lächelte er, als hätte er den grandiosesten Witz gerissen.

Sie traten den Rückzug durch eine enge Felsspalte an, um dann eine Klippe hochzuklettern, an der sie zuvor vorbeigegangen waren. Obwohl sie sich beeilten, glaubte Gunlaug die Wölfe bald hinter sich zu spüren und ihr Hecheln zu hören. Aziles half Gunlaug die Klippe

hoch, dann sprang er selbst behände von einem Vorsprung zum anderen und ließ sich auf den letzten Zügen von Gunlaug hoch helfen.

„Warte“, sagte der Steppen-Elf, als Gunlaug weiterziehen wollte, und legte sich flach auf den Boden. Er legte einen Finger auf seine Lippe und lugte dann über die Klippe hinweg.

Gunlaug kniete weiter von der Klippe entfernt. Am liebsten würde er den Steppen-Elfen fragen, was er dort vorhatte. Doch er wollte nicht, dass die Wölfe ihn hörten. Hatten sie ihre Witterung nicht eh schon aufgenommen?

Er konnte ihr Hecheln hören, sie waren ganz nahe. Dazu ein merkwürdig hölzernes Klackern, das nicht zu einem Rudel von Wölfen passen sollte. Da rutschte Aziles plötzlich von der Kante weg und drehte sich auf den Rücken. Gunlaug hatte ihn noch nie so kreidebleich gesehen. Einen Moment war er wie erstarrt, dann entfernte er sich auf dem Boden robbend von der Kante, stand auf und bedeutete Gunlaug, dass sie sich davon machen sollten.

Es dauerte eine Weile, bis Aziles erzählte, was er gesehen hatte. „Einer der Wölfe hatte ein Gesicht. Das Gesicht eines Menschen. Bei den Winden und allen heiligen Flüssen, ich hoffe, er hat mich nicht bemerkt.“

„Du täuschst dich nicht?“, fragte Gunlaug. Ihm lief ein Schauer über den Rücken. Die Merowa erzählten sich nur die furchtbarsten Geschichten von den Wesen mit einem Tierleib und Menschenköpfen. „Ich werde zu meinen Göttern beten, dass er an uns vorbeizieht. Aber hast du das nicht auch gehört? Da war etwas anderes, das nicht zu den Wölfen passt.“

„Ja“, sagte Aziles. „Holz, das auf den Stein trifft. Wie ein Speer oder ein Stab. Ein Wanderstab. Das rhythmische Geräusch würde dazu passen.“

„Sartur!“, realisierte Gunlaug. „Was sucht er hier?“

Gunlaug war sich nicht sicher, was Sartur hier suchen sollte. Lange dachte er darüber nach, während sie die Nacht am Lagerfeuer verbrachten und nachdem er Aziles alles über seinen älteren Halbbruder erzählt hatte, das er wusste. Er hörte sich die Geschichte interessiert und schweigsam an und schloss auf seine typische Weise:

„Lohnt sich nicht für ein Lied. Seine Geschichte ist ohne Ruhm.“

Ein fernes Wolfsgeheul riss ihn aus seinen Gedanken.

„Stellt Sartur ein Problem dar?“, fragte Aziles. „Sollen wir ihn aus der Welt schaffen?“

„Vielleicht führt er nichts Gutes im Schilde“, antwortete Gunlaug. „Vielleicht auch nicht. Ich will mich nicht des Brudermordes schuldig machen, egal, was er vorhat. Außerdem zieht er von Merow weg und den Orks entgegen. Lassen wir ihn tun, was er zu tun gedenkt. Hartried hat schließlich gesagt, Sartur liege etwas an Merow.“

„Schade“, sagte Aziles. „Das wäre ein vortrefflicher Stoff für ein Lied.“

„Was?“, wunderte sich Gunlaug. „Meinem älteren Halbbruder im Gebirge aufzulauern und ihn nieder zu meucheln?“

„Nein, sich durch seine Armee an Wölfen hindurchzuschlagen, eins mit der Nacht zu werden und selbst zu einem Wolf zu werden, der die gefährlichste Beute reißt! Und soll er nicht über unheimliche Kräfte verfügen? Ich würde mich mit ihnen messen!“

Währenddessen tanzte das Lagerfeuer vor ihm auf, als teilte es seine Begeisterung.

„Wir haben eine Mission“, sagte Gunlaug. „Hartried zu warnen ist unser oberstes Anliegen. Davon werden wir nicht abweichen.“

Das Feuer beruhigte sich.

„Ja, ich verstehe.“ Er schaute in den Nachthimmel, vielleicht träumte er von Ruhmestaten.

„Du wirst deine Chance bekommen“, sagte Gunlaug. „Doch nicht hier. Versprich mir das. Das hier ist wichtig.“

„Das brauche ich dir nicht zu versprechen. Ich folge dir, das hatte ich dir doch gesagt.“

„Es wäre mir trotzdem lieber, du würdest es mir versprechen.“

Da blieb Aziles ruhig. Gunlaug wollte ihn wiederholt auffordern, doch der Steppen-Elf hob die Hand.

Dann hörte er es auch. Etwas Großes bewegte sich über Fels und Stein. Ein tiefes Gebrüll ertönte, das ihm sehr vertraut vorkam.

„Ein Bär“, sagte Gunlaug. „Was ist hier nur los?“

„Ob Sartur dahintersteckt?“, fragte Aziles. Und als er nicht antwortete: „Wir sollten diese Nacht mit offenen Augen schlafen.“

Gunlaug war erschöpft, die Glieder fühlten sich schwer an und seine Gedanken waren von einem dichten Nebel umhüllt. Bis auch er den Bären gehört hatte.

Dennoch wollte er sich die Sache schönreden: „Ein Bär im Gebirge ist nichts Ungewöhnliches“, sagte er.

„Mit all den Wölfen in der Nähe auch?“, fragte Aziles und stand auf. „Sie kommen.“

„Und Sartur?“

„Ich weiß nicht. Ich schlage vor, wir brechen das Lager ab.“

Das Gebrüll des Bären war einmal vor ihnen, dann wieder hinter ihnen, seitlich, auf einer Klippe über oder in einer Schlucht unter ihnen zu hören. Vielleicht spielte der Schall ihnen einen Streich. Vielleicht waren es mehrere Bären. In dieser Nacht schien alles möglich.

Die Wölfe waren nahe. Gunlaug war sich nicht sicher, ob sie auf weitere Rudel trafen, welche aus Merow aus ins Gebirge zogen, oder ob ihnen andere aus dem Gebirge gefolgt waren. Er war sich nicht einmal sicher, ob es wirklich Wölfe waren. Die Nacht gehörte ihrem Knurren, ihrem Geheul, ihren Zähnen und Mäulern, welche in der Dunkelheit aufblitzten, und ihren Augen, die ihnen mit ihrem dunklen Leuchten folgten. Die Wölfe selbst sah er nie. Als besäßen sie keinen Körper, kein Fell, Knochen und Fleisch. Nur eine Unzahl an Mäulern und Augen, verschmolzen mit der Dunkelheit.

Eine solche Angst hatte Gunlaug nur verspürt, als er sich in jungen Jahren zusammen mit Hartried auf Abenteurer begeben hatte. Doch damals standen sie Feinden gegenüber, die sie mit Schwert und Speer besiegen konnten. Wie aber sollte er einem Feind die Klinge in den Leib stoßen, wenn dieser keinen Leib besaß? Die Angst trieb ihn zumindest vorwärts und ließ seine müden Beine einen Schritt nach dem anderen machen.

Wenn die Dunkelheit ihnen ein Vorkommen nicht erschweren würde.

Plötzlich standen sie vor einer Felswand und einen Weg vorwärts gab es nicht. Es bot sich nur der Weg zurück, den sie gekommen waren, an. Versperrt von den Wolfsaugen, Wolfsmäulern und dem Wolfsgeknurre.

Sie drehten sich um, mit dem Rücken zur Felswand. Vor sich ebenfalls eine Wand, nur bestehend aus Schwärze und überzogen von den gefletschten Zähnen und den hellen Punkten, welche ihre Augen darstellen sollten. Und das Geräusch ihrer hungrigen, drohenden Kehlen dröhnte durch die Nacht.

Sie hatten bereits ihre Klingen gezogen. „Was jetzt?“, fragte Gunlaug.

„Ein Feuer“, sagte Aziles und sie warfen ihr Bündel Holz auf den Boden vor sich.

„Mach schnell“, sagte Gunlaug und trat einen Schritt nach vorne. Er gab sich Mühe, mutig und bedrohend zu wirken. Auch wenn er viel mehr Angst vor dem hatte, was da vor ihm einen undurchsichtigen Schleier der Dunkelheit bildete. Als er das Gebrüll eines Bären hörte, sagte er erneut: „Mach schnell!“

„Ja, ja!“, hörte er hinter sich. Aziles schlug bereits die Steine aufeinander und rieb Holz auf Holz.

Der Steppen-Elf atmete einmal tief ein und dann wieder aus. Gunlaug spürte die Hitze neben sich aufwallen, abflachen, wieder erstarren, bis er einen weiteren Schritt zur Seite machen musste.

„Aus dem Weg!“, rief Aziles.

Gunlaug sprang zur Wand. Vor ihm griffen die Flammen um sich und schlugen nach der Dunkelheit aus. Aziles machte einen Satz nach vorne und das Feuer zog mit ihm mit. Wie eine Welle baute es sich auf und ergoss sich dann über die Felsen, flutete über den steinigen Boden und vertrieb die Wölfe. Gunlaug sah sie winselnd und mit der Rute eingeklemmt das Weite suchen, wie normale Tiere. Doch dann beschien das Feuer einen gewaltigen Leib, dessen untere Hälfte der eines Menschen glich, der Oberkörper war jedoch der eines riesigen Bären. Das Wesen schaute ihn eine Weile an, der Körper erhob sich und weit über die Felsen ragend, und trottete dann auf allen Vieren davon, als ginge das alles ihn nichts an.

Kapitel 58, Simund

Sobald der Rest der Fürsten mitsamt ihren Armeen angekommen waren, marschierten sie los, denn die Späher meldeten auch die Ankunft von Hartrieds Heer. Laut ihren Schätzungen war die Zahl seiner Truppen ihrer mindestens ebenbürtig. Zum Unmut der Krieger gönnten sie sich nach dem Kampf keine Rast und so mancher hatte mehr zu schleppen als vorher, nachdem er Jurieds Lager ausgeraubt hatte. So zogen sie Richtung Nordosten, zum Drachenwirbel und zum Feld der Tausend Gebrochenen Lanzen.

Wie froh Simund war, Rodried wieder an seiner Seite zu wissen. Der junge Fürst war an seinen Aufgaben und an seiner Verantwortung gewachsen. Problemlos fügte er sich in den Kriegsrat ein. Die Fürsten, die er mitgebracht hatte, stimmten ihm bei jeder Angelegenheit zu, womit das Stimmgewicht im Kriegsrat sich zugunsten der Merowa verschob. Vonseiten der mykerinischen Generäle gab es selten etwas zu beanstanden, schließlich waren Rodrieds Erläuterungen und Vorschläge zumeist vernünftig und allen verständlich.

Einstmals bei der abendlichen Rast, als Rodried, Simund, Piasus, Hedda, Melinde und Forkmann mit ein paar anderen Merowa-Fürsten zusammensaßen, bat letzterer Rodried, von seiner Reise zu erzählen.

»Da gibt es nicht viel zu berichten«, begann Rodried und die Fürsten, die ihn begleitet hatten, nickten. »Nachdem wir unsere Krieger vereint hatten, trafen wir auf Hartrieds Heer. Es war um das Vielfache größer und so suchten wir lieber das Weite. Von unserem Trick, in der Nacht heimlich das Lager abubrechen, hatte ich ja schon erzählt.«

Sie stimmten mit wenigen Worten zu.

»Es gab noch eine andere Gelegenheit, bei der wir den Ring eingesetzt hatten, um Hartried zu täuschen.«

Die anderen Fürsten lächelten.

»Erzählt es uns«, bat Forkmann.

»Eigentlich war es der gleiche Trick, den ich bei unserem Ansturm auf Jurieds Armee eingesetzt hatte. Ich trennte mich vom

Haupttheer und ritt in eine andere Richtung. Dann ließ ich den Ring einen ungeheuerlichen Krach machen, als sei ich eine ganze Armee an Reitern gewesen. Als ich mir sicher war, Hartried würde mich anstelle unserer Truppen verfolgen, ritt ich davon, so schnell ich konnte. Natürlich ohne ein Mucks von mir zu geben. Wahrscheinlich hat uns das ebenfalls etwas Zeit geschenkt.«

»Bei den Göttern!«, staunte Forkmann. »Mit diesem Ring kann man wirklich so einiges machen! Und es zeigt, dass man niemals das Mittel der Täuschung unterschätzen sollte.«

Rodried hielt den Ring hoch und betrachtete ihn von nahem. »In der Tat. Wenn wir wieder auf die Zwerge treffen, muss ich mich bei Tiuz und Barutz für ihr Geschenk bedanken.«

Die Gelegenheit bot sich ihm am nächsten Tag. Als sie zur Mittagszeit eine Rast einlegten, traten Boten an Simund und Rodried heran. Sie nahmen gerade eine Mahlzeit ein.

»Daedlus schickt uns«, sagte der Bote. »Die Zwerge sind angekommen und werden gerade von ihm begrüßt.«

Da sprangen die beiden sofort hoch und suchten das Zelt von Daedlus auf.

Es handelte sich nicht nur um Barutz und Tiuz, sondern um eine ganze Sippe, welche sie vor dem Zelt vorfanden. Simund erkannte die Brüder Waltnar und Hrodnitz wieder und sogar Ithulde. Die anderen Zwerge waren allesamt neue Gesichter, glichen den beiden Brüdern aber sehr.

»Da sind sie ja«, sagte Daedlus.

Die Zwerge drehten sich zu ihnen um. Ithulde und ihre Gatten, Barutz und Tiuz kamen sogleich auf sie zu. Die Zwergenfrau drückte ihnen kräftig die Hände und lächelte mit ihren rosigen, fleischigen Wangen.

»Alles hat sich so gefügt, wie wir es in unseren heiligen Verträgen festgelegt haben!«, sagte sie. »Ihr habt unseren geliebten Sohn Tiuz befreit, doch damit ist unsere Rolle in diesem Konflikt noch nicht beendet. Tiuz hat Vergeltung geschworen und er wird Vergeltung bekommen. Wir werden mit Euch kämpfen. Wir mögen zwar nur wenige Zwerge sein, doch unterschätzt uns nicht! Wir halten jede Stellung, unsere Rüstungen sind unempfindlich gegenüber menschengemachten Klingen und unsere Waffen selbst schlagen zu

wie der Donner!«

»Das glaube ich Euch«, sagte Simund. »Euer Schild hat mir großartige Dienste geleistet. Egal, was auf seine metallene Oberfläche traf, es ist kein Kratzer übriggeblieben.«

»Das will ich hoffen«, sagte Waltnar. »Wir haben nicht unendlich viele davon.«

Simund erinnerte sich: Waltnar war der eher griesgrämige der beiden Brüder.

»Und der Ring?«, fragte Tiuz an Rodried gewandt. »Ich hoffe, er war Euch eine große Hilfe.«

»Und ob!«, antwortete Rodried. »Ihr werdet erfreut sein zu hören, was ich mit ihm bisher angestellt habe!«

»Alles schön, alles gut, wir freuen uns«, sagte Barutz. »Jetzt sind wir tatsächlich im Krieg, ist Euch das aufgefallen? Und wieder an der Sonne ...« Er schirmte die Hand gegen die spätsommerliche Mittagssonne ab, die unbarmherzig auf sie herunter schien.

Simund wunderte sich. »Barutz, ich freue mich, dass Ihr hier seid. Aber warum eigentlich? War es nicht Eure Aufgabe, Tiuz zu seiner Familie zurückzubringen?«

»Sehr richtig!«, antwortete der Zwerg. Er hatte seine Armbrust geschultert und war leicht gerüstet, während die anderen Zwerge in schwerer Panzerung anmarschiert waren. »Doch leider bin ich käuflich. Ich wurde von Ithuldes Familie angeheuert, sie weiterhin in diesem Konflikt zu unterstützen. So kommt es manchmal.«

»Barutz, sei doch nicht so!«, polterte Tiuz. »Du hast darum gebeten, uns begleiten zu dürfen. Zwar für eine Belohnung, doch ist diese recht niedrig. Nein, du wolltest hier sein, um Erfahrungen zu sammeln, hast du gesagt.«

»Ja, ist recht, ist recht!«, rief Barutz aus.

Rodried und Simund lachten, doch nicht um den Zwerg zu verspotten. Simund freute sich tatsächlich, dass er hier war.

»Wie habt Ihr uns überhaupt gefunden?«, fragte Simund.

»Ah, deswegen hatten sie mich angeheuert!«, rief Barutz. »Ich kann es spüren, wenn sich etwas Großes über der Erdoberfläche bewegt. Dazu gehört auch eine Armee wie die Eure! Wir mussten dann nur noch einen geeigneten Weg aus der Unterwelt finden und schon waren wir hier. Ihr seid aber nicht die einzige Armee an

Menschenfüßen und Pferdehufen, die am Marschieren ist, nicht wahr?«

»Hartrieds Armee ist nahe«, mischte sich Daedlus wieder ins Gespräch. »Wir entziehen uns für eine Weile dem Kampf, bis wir eine geeignete Stelle gefunden haben.«

»Hartried ...«, ergrimmte da Tiuz.

Die anderen Zwerge stimmten ein, sie flüsterten den Namen des Königs mit unverhohlenem Hass in der Stimme, als wäre es ein Fluchwort.

»Ich verstehe Euren Zorn«, sagte Rodried. Seine gute Laune war verflogen.

»Nein, das versteht Ihr nicht«, erwiderte Waltnar. »Kein Mensch kann den Groll eines Zwerges verstehen, wenn wir erst einmal heilige Vergeltung geschworen haben.«

»Vielleicht. Doch auch mir hat Hartried jemand sehr Wichtiges genommen. Glaubt nicht, wir Menschen könnten nicht auch nach Rache trachten.«

In dem Moment hätte Simund lieber den Rodried vor wenigen Augenblicken zurückgehabt. Aber es war Krieg. Hartried hatte viele schlimme Dinge getan. Angefangen mit der Sippe, die er ausgelöscht hatte: Simunds und Melindes Familie.

Fryda gebar schließlich ihr Kind während des Marsches. Sie selbst war in einem Wagen untergebracht, umringt von den Ärzten der Mykerios, ihren eigenen Dienstmädchen und Melinde. Simunds Schwester hatte sich mit der Fürstin angefreundet, wie auch immer das Mädchen das geschafft hatte. Nun saß sie neben ihr und hielt ihre Hand. Simund, in einem Anflug an Treue, wollte eigentlich ebenfalls bei der Fürstin bleiben, doch hielt er die Schreie irgendwann nicht mehr aus. Er hatte sich im Zweikampf gemessen, gegen Untote gekämpft und war selbst ins Totenreich abgetaucht. Doch diese Schreie ...

Es war ein Mädchen. Ein gesundes Mädchen, trotz aller Strapazen der letzten Wochen. Simund besuchte Fryda später in ihrem Zelt, als sie das Nachtlager aufschlugen. Ein kleines Knäuel von einem Menschlein, mit geschlossenen Augen, rosigen Wangen und winzigen Fingerchen. Fryda selbst war wie zerstört, doch sie strahlte wie eine

Göttin. Melinde durfte das Kind halten und zeigte es Simund, der nicht wusste, was er sagen sollte.

Dann fiel ihm wieder ein: »Fryda, sobald sich die Gelegenheit ergibt, werdet Ihr zu Eurem Vater zurückkehren können. Das hier ist nicht der Ort für ein Neugeborenes.«

»Skaddwinna«, sagte Fryda.

»Wie bitte?«

»Das ist ihr Name. Nach ihrer Großmutter väterlicherseits. Also Hermanns Mutter, die schon seit vielen Jahren verstorben war. Wir hatten uns entschieden: Sollte es ein Mädchen werden, dann heißt sie Skaddwinna. Melinde hat mir geweissagt, dass ihr der Name Glück bringen wird.«

Melinde schaute ihren Bruder entschuldigend an. Er verstand, sie wollte ihr Hoffnung geben. Nun fühlte sich Simund erst recht berufen, das Mädchen und seine Mutter zu beschützen.

»Ein schöner Name«, sagte er und machte sich auf, das Zelt zu verlassen. »Eine gute Nacht.«

Simund trat hinaus. Seine Gedanken befassten sich wieder damit, wie er Fryda zurück zu ihrem Vater bringen konnte. Fryda und ihr neugeborenes Kind. Auf dem Weg zu seiner Schlafstätte merkte er, dass er verfolgt wurde. Er drehte sich um und sah Piasus und Hedda hinter ihm.

Etwas perplex sagte Simund: »Einen ... schönen Abend?«

Piasus trat an ihn heran. »Ja, sehr schöner Abend, wirklich schön der Nachthimmel, der fast volle Mond und ...«

»Jetzt hör auf«, bat Hedda. Sie stand abseits im Dunkeln, doch man konnte hören, wie sie die Augen verdrehte. »Komm zum Punkt.«

»Piasus?«, fragte Simund. »Was für ein Punkt?«

Piasus zog die Luft scharf ein. »Nun, ich hab in Heddas Nähe zu viel geplaudert. Darum hat sie mir unter Androhung von Gewalt aufgetragen, dir etwas zu erzählen, mein lieber Freund.«

»Der Punkt«, sagten Simund und Hedda gleichzeitig.

»Ja, ja. Es geht um Fryda, oder viel mehr darum, was du mit ihr vorhast. Daedlus hat mir aufgetragen, dich auszuspionieren, falls du heimlich ihre Flucht planen solltest.«

»Heimlich?«, erbot sich Simund. »Ich habe allen klar und deutlich mitgeteilt, was ich vorhabe. Das mache ich nicht heimlich,

sie gehört zurück zu ihrer Familie!«

»Das habe ich Daedlus auch erklärt!«, fuhr Piasus hastig fort. »Ich habe ihm gesagt, da gibt es nichts zu spionieren. Du wirst zwar keinen schriftlichen Antrag einreichen oder so etwas, aber der Kriegsrat wird schon davon erfahren, was du vorhast. Ich sollte trotzdem für Daedlus auf dich aufpassen.«

»Schön, und was soll ich mit dieser Information anfangen?«

Piasus zuckte mit den Schultern. »Hedda wollte, dass du es weißt.«

Hedda trat an Simund heran und legte ihm ihre Hände auf seine Schultern. »Und du sollst wissen, dass ich dich unterstütze. Wenn nötig helfe ich dir dabei, Fryda mit Gewalt aus den Fängen des Kriegsrates zu befreien.«

»Bitte nicht«, antwortete Simund. »Aber danke, das weiß ich zu schätzen. Und du, Piasus?«

»Ich werde schweigen. Ich weiß von nichts. Erwartet keine Hilfe von mir und auch nicht, mich gegen meinen ehemaligen Herren zu stellen.«

Hedda stemmte die Hände in die Hüfte. Das wirkte.

»Gut, vielleicht könnte ich etwas arrangieren.« Er seufzte. »Verlangt nicht zu viel von mir. Ich möchte nach all dem hier ein friedliches Leben in Akleion führen können.«

»Ich dachte, du seist frei?«, fragte Simund.

»Natürlich, aber Daedlus ist noch immer ein mächtiger Mann. Und nun habe ich alles ausgeplaudert, was es auszuplaudern gibt. Wenn ihr mich entschuldigt, ich habe vor mich mit dem guten Forkmann etwas zu betrinken. Oder willst du uns begleiten, Simund?«

»Nur, wenn Hedda mitkommt.«

»Und Rodried«, sagte Hedda.

»Dann wird das doch noch ein schöner Abend«, sagte Piasus.

Kapitel 59, Simund

Melinde wollte dem Kriegsrat nicht verraten, wohin genau sie marschieren sollten. Es hieß nur, in Richtung Osten und Norden, entlang des Drachenwirbels. Das Feld der Tausend Gebrochenen Lanzen lag im Grunde auf dem Weg. Ihre Späher meldeten Hartrieds Armee in ihrem Rücken, etwa zwei Tagesmärsche entfernt. Was auch immer passiert war, der Feind folgte ihnen mit verminderter Geschwindigkeit. Für Simund und viele andere Merowa war es wichtig, eine längere Rast an dem Feld zu verbringen und das Fernbleiben des Feindes gab ihnen die nötige Zeit dafür.

So stand er nun vor dem Feld, an seiner Seite Rodried, Melinde, Hedda, Piasus, Daedlus sowie Forkmann, Thula und einige andere Fürsten der Merowa.

Simund ging voran, seine Schwester folgte ihm, dann der Rest. Erinnerungen kamen in ihm hoch. Nicht von der Schlacht, er war viel zu jung, um an ihr teilzunehmen.

»Ich kann es noch immer hören«, sagte Forkmann. »Die vielen Pferde, die über das Feld den wildesten Ansturm in der Geschichte der Merowa ritten. Nie zuvor waren so viele Krieger an einem Ort versammelt. Ich ritt hinter Cherus hinterher. Gut, nicht direkt hinter ihm. Ich befand mich in ... der vierten Reihe, etwa.«

»Jetzt wirst du gefühlsselig«, witzelte Thula. »Ich war auch da. Es war eine Schlacht und mehr nicht.«

»Eine Schlacht gegen die Untoten«, erwiderte Forkmann. »Gegen die Nekromanten der Shaura. Wie sollte ich nicht etwas Sehnsucht für die guten alten Tage verspüren? Du hast es selbst gesehen, bist selbst auf dem Pferd geritten und hast deine Lanzen hier gebrochen.«

Simund drehte sich zu der Fürstin um. Er konnte sich kaum vorstellen, dass dieses alte, kleine Weib einst eine Kriegerin auf einem Pferd gewesen war.

Sie hatte seinen Blick bemerkt. »Und Ihr, Sohn des Cherus? Ich wette, Ihr wart zu jung.«

»Ja, aber ich war danach auf dem Feld. Wirklich glorreich sah es in meinen kindlichen Augen nicht aus. Es war einfach nur übersät mit Tausenden von Untoten und roch fürchterlich.«

Forkmann lachte herzlich auf.

Melinde stolperte über etwas im Boden. Simund war sofort zur Stelle, sie aufzufangen.

»Entschuldige«, sagte sie und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Einer der Untoten hat sich wohl angesprochen gefühlt.«

»Melinde war da noch gar nicht geboren«, sprach Simund weiter. »Unsere Mutter ging gerade schwanger mit ihr.«

»Könnt Ihr Euch noch an Cherus erinnern?«, fragte Daedlus. »Wenn ich mich richtig entsinne, habt ihr hier Euren nächsten König, Doderried, gewählt. Dann verschwand Cherus.«

»Doderried war ein guter König, seine Herrschaft währte nicht lang genug«, sagte Forkmann.

»Doderried konnte die Fürsten für sich gewinnen und er hatte Cherus auf seiner Seite«, warf Thula ein. »Das war alles.«

Forkmann schüttelte mit dem Kopf. »Mach mir meine Erinnerungen nicht madig, alte Freundin.«

»Ich erinnere mich etwas an ihn«, gestand Simund. »Aber nicht daran, was genau hier passiert war. Da muss ich Euch enttäuschen.«

»Ihr habt viel über ihn erzählt«, sagte Daedlus. »Davon, was sich die Merowa über ihn erzählen. Aber Ihr habt wenig über ihn als Euren Vater geredet.«

Simund hielt für einen Moment an. Stimmt das? Und wenn ja, warum war das so? Tatsächlich war er noch sehr jung, als Cherus seine Gottgestalt offenbart hatte und verschwunden war. Ihm waren nur wenige, klare Erinnerungen aus seiner Zeit auf Erden geblieben.

Simund drehte sich zu dem Ersten um und antwortete verlegen: »Ich trage ihn eher in meinem Herzen als in meinen Erinnerungen. Zumindest hoffe ich das.«

Sie gingen weiter. Knochenüberreste zeugten von den Kämpfen an diesem Ort und überall im Boden lagen die abgebrochenen Lanzenspitzen im Boden. Simund fand auch Speere in die Erde gerammt, die gar nicht alt und erst recht nicht zerbrochen aussahen. Das Volk pflegte diesen Ort wie ein Heiligtum.

Schließlich erreichten sie den Hügel, auf dem Doderried zum König gewählt wurde. Hier verweilten sie, ein jeder in seinen eigenen Gedanken versunken. Simund blickte mit Unbehagen in die Zukunft. Sollte es zur Schlacht kommen, würde er sich stellen, das stand außer

Frage. Doch konnte er keinen Sieg garantieren. Seine Hand wanderte unweigerlich zur Keule an seiner Seite. Hoffentlich hatte er den Segen von Cherus noch.

»Wenn jetzt alle Fürsten hier wären«, begann Forkmann, »dann könnten wir Simund zum neuen König wählen lassen. Einfach so.«

»Wir haben Gesetze«, warf ein anderer Fürst ein. »Zunächst müssen alle Fürsten dem jetzigen König seine Krone absprechen. Dann erst dürfen wir einen neuen wählen.«

Daedlus verschränkte die Arme. »Ihr habt Euch das alles gut überlegt, außer eines.« Er schaute über das Feld ohne großes Interesse. »Vielleicht solltet Ihr es mal mit einem König auf Zeit versuchen. Dann könntet Ihr Hartried schlicht aussitzen. Und wenn sich Euer König als fähig und gerecht herausstellt, dann wählt Ihr ihn einfach noch mal.«

Melinde war es, die ihm antwortete, als Thula gerade noch Luft holte: »Die Merowa hatten nicht einmal eine Generation lang einen König. Solche Dinge brauchen Zeit, bis sie richtig gewachsen sind. Bis die Strukturen sich festigen und sich jeder einig ist, wie man die Dinge angehen soll. Außerdem ...« Sie ging einen Schritt näher und sah ihn eindringend an. »Ist das eben unsere Art. Es kann nicht überall gleich ablaufen.«

Daedlus wich einen Schritt zurück und winkte entschuldigend ab. »Gewiss, da stimme ich Euch zu. Aber unser Simund hat noch nicht geantwortet. Würdet Ihr Euch zum König der Merowa wählen lassen?«

Auch das noch, dachte er sich.

»Ich bin kein Fürst«, antwortete er.

»War Hartried auch nicht«, erwiderte einer der Fürsten. »Schon bei seiner Wahl lief nicht alles mit rechten Dingen ab, so erzählt man sich. Er soll sich mit dem Gold und anderen Geschenken eingekauft haben, das er irgendwelchen Zwergen abgenommen hatte.«

»Woher hatte er das viele Gold?«, fragte Daedlus. »Ich kann es mir selber denken. Aber Simund weicht schon wieder aus.«

Der Angesprochene seufzte. »Wenn es wirklich der Wunsch der Fürsten wäre, würde ich Euch nur ungern enttäuschen wollen. Nur weiß ich nicht, wie man ein so großes Reich verwaltet. Davon verstehe ich gar nichts.«

»Hartried ebenfalls nicht«, antwortete derselbe Fürst. »Dafür sind Berater da. In erster Linie verwalten die Fürsten ihr Land selbst und der König hat die Aufgabe, als oberste Instanz Gericht zu sprechen und im Falle eines Krieges alle Fürsten zusammenzurufen.«

»Aha«, antwortete Simund. »Sollten wir uns nicht langsam zurückbegeben? Wir müssen weitermarschieren.«

Daedlus schüttelte den Kopf, sagte: »Dann kriegen wir heute keine Antwort« und machte sich zum Lager auf.

Rodried kam mit einem aufmunternden Lächeln auf ihn zu. »Mach dir nichts draus.« Dann folgte er Daedlus und den anderen Fürsten.

Simund ging ihnen nicht gleich nach.

»Melinde«, sagte er. »Ich will mit dir reden.«

Seine Schwester wich seinem Blick aus, blieb aber auf der Stelle stehen. Sie konnte nicht verbergen, wie gerne sie das Gespräch vermeiden wollte, das jetzt kommen sollte.

»Um was geht es?«, fragte sie.

Sie traten den Rückweg mit Abstand zum Rest der Gruppe an. »Das kannst du dir bestimmt denken. Du gehst mir seit einigen Tagen aus dem Weg und sprichst kein Wort zu mir ...«

»So wie du nicht auf Daedlus' Frage geantwortet hast?« Sie wollte frech grinsen, doch es gelang ihr nicht.

»Von mir aus. Ich will nur wissen, was du in deiner Vision gesehen hast. Bei der es um unseren Sieg geht. Die Art, wie du mit mir darüber nicht sprechen willst, lässt mich denken, dass es vielleicht so wird wie damals. Du erinnerst dich. Als ich etwas Zeit im Reich der Toten verbracht hatte.«

Sie seufzte. »Nein, so nicht.«

»Was ist es dann? Es kann ja nicht schlimmer sein, als zu ertrinken.« Es sollte ein Scherz sein, doch seine Schwester schaute nur traurig gerade aus. »Ich bin dir nicht böse deswegen. Es hat sich alles so gefügt, wie es sich fügen sollte. Gut, mir wird also nichts geschehen. Was ist mit den anderen? Hedda? Rodried? Piasus? Muss ich mich um unsere Freunde sorgen?«

»Ich weiß es nicht. Sie kamen in meiner Vision nicht vor. Was natürlich nicht heißt, dass mit ihnen nichts geschehen könnte. Doch davon handelte die Vision nicht.«

»Wovon dann?«

Sie verzog das Gesicht. »Ich habe nicht gelogen, was die Vision anbelangt. Das tue ich nie und das weißt du. Wir werden siegen. Aber ... nicht gegen Hartried. Nicht wirklich. Etwas anderes wird geschehen. Ich weiß nicht, was genau. Es war so undeutlich. Die Götter haben nicht klar mit mir gesprochen. Dann ist da noch etwas anderes. Das ist nicht das Ende. Es ist ein Ende, aber auch der Anfang von etwas Neuem. Und es sah nicht gut aus.«

Simund hielt an und fasste sie am Arm. »Was hast du gesehen?«

»Die Heuschrecken. Erinnerst du dich noch an die Vision, die ich vor gut einem Jahr hatte? Als der tote Vogel wieder lebendig wurde und davonflog? Ich sah eine Plage, die über dieses Land herziehen und furchtbares Leid anrichten wird. In dieser Vision kamen sie wieder vor. Und das Geheul von Wölfen.«

Ihr fröstelte, obwohl es ein warmer Tag war.

»Was kann ich tun?«, fragte Simund.

Melinde schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Pass nur auf dich auf. Dieses Land geht in eine ungewisse Zukunft.«

Simund nickte. Mehr fiel ihm nicht ein. Außer, dass es ihm leidtat, seine Schwester so zu bedrängen. Dieses Gespräch quälte sie offensichtlich.

»Entschuldige«, sagte er schließlich. »Ich wünschte, die Götter wären gnädiger. Ich wünschte, sie könnten dir eine gute Zukunft zeigen.«

Sie gingen weiter zurück zum Lager. »Sie zeigen mir etwas«, sprach Melinde weiter. »So viele Menschen beten jeden Tag darum, dass die Götter sie erhören. Ich werde meine Gabe nicht verfluchen, nur weil der Lauf der Welt solch schlimme Wendungen nehmen kann.«

»Es wird alles gutgehen. Davon bin ich fest überzeugt«, antwortete Simund. »Das tue ich wirklich.«

Denn was bleibt einem anderes übrig?

Kapitel 60, Simund

Hartrieds Armee schaffte es schließlich, zu ihnen aufzuschließen. Sie folgten ihnen vom Süden her, während das Bündnis aus Merowa-Fürsten und den mykerinischen Stadtstaaten nach Norden entlang des Drachenwirbels zog. Manche der Generäle meinten, Hartried hätte mit Absicht zunächst Abstand gehalten und trieb nun seine Truppen zu einem schnelleren Marsch an. Seine Mannstärke war ihrer mindestens ebenbürtig. Bei guter Witterung und von einer erhöhten Position aus konnte Simund das Heer erspähen. Die Konfrontation stand bevor, sie suchten nur noch nach einem Schlachtfeld, das ihnen zum Vorteil gereichte.

Bis es nach einigen Tagen so weit war. Das Bündnis fand eine Reihe von Hügeln, genug Platz für ihre gesamte Armee. Zur Ostseite hin schützte sie der Drachenwirbel, während sie sich nach Norden, Westen und Süden hin effektiv verteidigen konnten. Die Generäle und Fürsten waren einstimmig darin, hier das Lager aufzuschlagen und auf Hartried zu warten. Melinde legte keinen Einspruch ein und somit war es abgemacht.

Das Bündnis verteilte sich auf drei Hügel. Der nördliche Hügel war am dünnsten besetzt. Da Hartrieds Armee von Süden anmarschierte, war die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs hier am geringsten. Und wenn er seine Position wechselte, dann würden sie es mitbekommen und könnten ebenfalls ihre Aufstellung ändern. Der Nordhügel bestand sowohl aus Merowa-Truppen als auch den Speerträgern der Mykerios. In erster Linie Unerfahrene oder Verletzte. Auf dem Westhügel nahmen die übrigen Merowa Stellung. Alle Fürsten waren anwesend und führten ihre eigenen Truppen an. Dazu kamen die Zwerge, welche Rodried und Simund als Leibgarde dienten. Hedda blieb ebenfalls an ihrer Seite. Zusammen mit den Männern aus Spatzensturz sollten sie den harten Kern des Merowa-Flügels bilden. Sie mussten außerdem flexibel reagieren können, da Hartried diesen Hügel von mehreren Seiten angreifen konnte. Die Speerträger der Mykerios, wo auch Piasus seinen Trupp anführte, kämpften in wesentlich starrerem Formationen. Deswegen nahmen sie den Südhügel ein, da der Feind voraussichtlich nur von einer Seite

aus angreifen konnte. In der Mitte hielten sich die Reiter beider Völker bereit, dort einzugreifen, wo sie gebraucht wurden. Hier befand sich auch das Lager, in dem sich Melinde und Fryda mit ihrem Kind aufhielten.

Am Abend erreichte sie Hartrieds Armee. Sie lagerten südlich von ihnen, mit dem Gebirge zu ihrer rechten Seite. Im Generalstab berieten sie darüber, was sie vorgehen sollten.

»Der Feind war den ganzen Tag marschiert«, sagte einer der Fürsten. »Er ist müde. Wir sollten einen Angriff planen.«

»Ich stimme zu«, sagte Thula. »Wenn ihr anderen Heerführer es mit der Angst zu tun bekommt, dann sendet nur ein Kontingent an Reitern aus. Testen wir unseren Feind.«

Mehrere Fürsten und Generäle sprachen sich dafür aus. Andere zögerten. Simund war sich nicht sicher, welche Seite er nehmen sollte. Aus militärischer Sicht ergab es Sinn, doch etwas in ihm stemmte sich dagegen.

»Ich bin nicht dafür«, sagte Simund. »Der Feind könnte ein kleines Kontingent an Reitern überwältigen, vielleicht erwartet er das sogar. Dann hätten wir nichts gewonnen. Einen Angriff mit unserer gesamten Streitmacht lehne ich ebenfalls ab. Wir haben die bessere Position. Hartried ist im Zugzwang, warten wir ab, was er vorhat.«

Auch das fand Zustimmung.

»Dann wählen wir«, sagte Daedlus. »Wer dafür ist, schon heute einen Angriff zu proben, der hebe die Hand.«

Die Mehrheit entschied sich gegen einen Kampf und somit war es entschieden. Simund fühlte sich erleichtert, doch war er sich bewusst, dass er die Entscheidung nicht ewig hinauszögern konnte.

Vielleicht hatten Hartried und seine Heerführer etwas Vergleichbares besprochen. Auch sie griffen nicht an. Rodried, Hedda und Simund hatten es sich zwischen ihren Männern gemütlich gemacht. Der Blick auf Hartrieds Lager war frei.

»Worauf wartet er?«, fragte Rodried.

»Vielleicht sollten wir einen Gesandten schicken«, meinte Simund. »Nicht, dass ich irgendetwas erwarte. Doch es gehört sich so. Und wir können an der Antwort vielleicht abschätzen, was Hartried

als Nächstes vorhat.«

Hedda tippte mit den Fingern auf ihrem Schild, als wäre sie beunruhigt. »Keine schlechte Idee. Das solltest du mit den anderen Generälen besprechen. Aber du bleibst hier, Simund.«

»Ich hatte nicht vor ...«

Sie blickte ihn streng an.

»Wirklich nicht.«

Sie seufzte. »Versprich mir, dich vor Hartried in Acht zu nehmen.«

Ein Reiter kam den Hügel hinauf. Er hatte es eilig und hielt auf die drei zu.

»Simund, Hedda!«, rief er. Es handelte sich um Barysus.

Simund erhob sich mit einem Lächeln. Er hatte in den letzten Wochen nicht viel mit ihm zu tun gehabt, seitdem er nicht mehr Teil der Späher war. »Was gibt es?«, rief er.

»Ich soll Euch zum Lager bringen. Da ist jemand angekommen. Ihr, Hedda, solltet ihn kennen: Es ist Euer Bruder Gunlaug in Begleitung eines Elfen.«

Hedda sprang sofort auf, der Schild rutschte den Abhang hinunter. »Mein Bruder? Was macht der denn hier?!«

»Er ist aus dem Gebirge gekommen«, antwortete Barysus, »und sieht ziemlich mitgenommen aus. Simund, komm bitte auch.«

»Ich bleibe wohl hier«, sagte Rodried.

Simund folgte Hedda und verabschiedete sich beim jungen Fürsten mit den Worten: »Ist eine Familienangelegenheit.«

»Aus dem Gebirge?«, fragte Hedda auf dem Rückweg zum Lager. »Er kam tatsächlich aus dem Drachenwirbel?«

»Richtig«, antwortete Barysus. »Und er schien verwirrt, als er das Lager betrat. Zunächst hatte er nach Hartried gefragt. Er wusste wohl nicht, um wessen Lager es sich handelte. Als wir ihn festnahmen, hatte er sich nicht zur Wehr gesetzt.«

»Und der Elf?«, fragte sie. »Ist er einer der Saumya, die Gunlaug treffen sollte?«

Simund erinnerte sich. Die Fürsten hatten davon gesprochen, was auf dem letzten Königs-Thing beschlossen worden war. Doch das klärte noch lange nicht, wieso Gunlaug den beschwerlichen Weg durch das Gebirge nehmen sollte.

»Er bezeichnet sich als seinen Freund und Reisebegleiter. Und das ist noch nicht alles. Aber hört selbst, was Euer Bruder zu sagen hat.«

Im Lager befanden sich bereits einige der Fürsten, einschließlich Thula und Forkmann, und Heerführer der Seestädte. Sie umringten Gunlaug, der zunächst erschrak, als er seine Schwester sah, dann ein freundliches Gesicht auflegte. Er machte einen erschöpften, übernächtigen Eindruck, seine Kleidung war verschlissen und er hatte ein Bad bitter nötig.

»Schwester ...«, begann er.

»Gunlaug!«, entgegnete Hedda und schritt energisch auf ihn zu.

Er breitete die Arme aus. »Schwester!«

Die Fürsten und Heerführer machten Hedda eilig Platz.

»Gunlaug!

Dann rammte sie ihn mit ihrer Schulter. Gunlaug fiel, von ihren Riesenkräften getroffen, mehrere Manneslängen nach hinten. Mit einem Stöhnen landete er im Gras.

»So begrüßt ihr euch unter Geschwistern?«, fragte der Elf. »Faszinierend.«

Das war das erste Mal, dass Simund einen Saumya sah. Er war schlank und hochgewachsen, besaß einen scharfen Blick und spitze Ohren sowie einen verlängerten Schädel. Er trug einen langen, zerschlissenen Mantel, der einst hellrot mit goldenen Bestickungen gelehrt haben musste. Amüsiert schaute er zwischen Gunlaug und Hedda hin und her.

Gunlaug zog die Luft scharf ein. Mit einem Ächzen stand er auf und deutete auf den Elfen.

»Nein, bei den Göttern, nein.«

Der Elf sprach mit einer melodischen Stimme. »Nun enttäuschst du mich aber.«

»Was hast du nur für einen Nerv, hier aufzutauchen!« Beinahe wäre Hedda noch einmal auf ihn losgegangen. Doch sie drehte sich weg, schloss die Augen und ging für einen Moment in sich. Dann wandte sie sich wieder ihm zu. »Du hast besser einen guten Grund! Und eine Entschuldigung! Für alles!«

»Genug davon«, gebot Daedlus. »Gunlaug, berichtet auch Hedda und Simund, was Ihr über die Orks zu sagen habt.«

»Das werde ich. Doch zuerst ...« Bevor er das tat, trat der

Gottessohn näher an ihn heran. »Simund?«

Lange schauten sich die beiden Halbbrüder in die Augen. Da stand er vor ihm, Gunlaug, Getreuer des Königs und Sippenschlächter. Simund selbst las keinen Hass in seinem Gegenüber. War es Traurigkeit? Oder täuschte ihn da seine Menschenkenntnis? Auch Simund konnte keine wirkliche Wut auf Gunlaug empfinden, selbst wenn er es gewollt hätte. Er hatte etwas an sich, dass er ihn nur schwer hassen konnte.

Gunlaug senkte sein Haupt. »Jede Form von Entschuldigung käme mir falsch vor, nach all dieser Zeit und nach allem, was ich getan habe.«

Simund wusste darauf keine andere Antwort, als zu nicken. Er wollte keinen Streit anfangen mit diesem Cherus-Bruder, der offensichtlich nicht auf Streit aus war.

»Was ist mit den Orks?«, fragte Thula, die neben Forkmann stand.

»Sie kommen«, sagte Gunlaug. »Aus dem Gebirge, gleich dort. Wir folgten ihnen eine Weile, bis wir an ihnen vorbeigezogen waren, um vor ihnen den Drachenwirbel zu verlassen. Doch die Armee hat an Geschwindigkeit zugelegt. Sie sind einen halben Tag entfernt, vielleicht weniger.«

»Ich kann es bezeugen«, sagte der Elf. »Wenn meine Stimme etwas zählt.«

»Sobald sie auf dieses Heer treffen«, fuhr Gunlaug fort, »wird es zum Kampf kommen. Mit den Orks lässt sich nicht verhandeln, sie sind bereits mit uns im Krieg.«

»Mit Hartried«, sagte Daedlus.

»Mit uns allen. Sie haben es auf ganz Merow abgesehen«, erwiderte Gunlaug. »Und glaubt nicht, dass die Orks Euch oder Eure Städte verschonen werden.«

Gunlaug sprach mit aufrichtiger Sorge. Das erkannte Simund sofort.

»Er lügt nicht«, sagte Simund.

Thula spuckte vor sich auf den Boden. »Natürlich tut er das nicht. Das mag alles sehr wahr sein, doch wir sitzen hier fest. Wir könnten uns Richtung Norden bewegen, bevor die Orks eintreffen.«

Hörner erschollen von der Südflanke.

»Na so etwas.« Thulas Miene verfinsterte sich. »Hartrieds Armee

setzt sich in Bewegung. Gerade zum richtigen Zeitpunkt.«

Gunlaug tauschte Blicke mit seiner Schwester aus, die ihn mit verschränkten Armen anstierte. Da entfuhr es ihm plötzlich: »Verdammt, Hartried!«

Daedlus hob eine Augenbraue. »Gibt es da etwas, das Ihr uns sagen wollt?«

Gunlaug rang sichtlich nach Worten, bis es aus ihm herausplatzte: »Lasst mich mit Hartried sprechen. Jetzt! Ich kann das hier verhindern! Lasst mich nur zu ihm!«

»Kommt nicht infrage«, beschloss Daedlus. Der Rat stimmte murmelnd zu.

»Bitte! Hartried will das Land und seine Menschen vor den Orks beschützen. Ihr allein seid ihnen nicht gewachsen! Gemeinsam aber könnten wir es vielleicht schaffen!«

»Welchen Unterschied machte es?«, fragte Simund. »Lassen wir ihn zu ihm. Gunlaug wird das Gleichgewicht der Kräfte nicht massiv zu ihren Gunsten beeinflussen. Damit will ich Euch nicht beleidigen ...«

Der winkte ab. „Kein einzelner Mann kann etwas gegen die Orks ausrichten.“

»Simund.« Daedlus atmete einmal tief aus. »Das ist nicht das erste Mal, dass ich das Gefühl habe, du stehst auf der Seite des Feindes. Gunlaug wird festgenommen und du gibst dich auf deinen Posten. Wir haben ein Lager zu verteidigen.«

Der Erste von Akleion wischte jedweden Einwand mit einer energischen Geste fort. Dann deutete er auf zwei Soldaten, die Gunlaug anschließend an den Armen packten.

»Ihr macht einen großen Fehler!«, rief Gunlaug, während er abgeführt wurde.

»Und ich?«, fragte der Elf. »Ich gehöre zu ihm.«

Ein weiterer Soldat schnappte sich den Elfen, der sich ohne Widerstand mitnehmen ließ. Während Gunlaug weiterhin protestierte, begann er zu singen.

»Was auch immer kommen mag«, sagte Thula, »jetzt gilt es, diesen Angriff zurückzuschlagen.« Sie blickte Simund direkt an. »Das ist auch Eure Aufgabe.«

Forkmann schüttelte den Kopf. »Meline hatte uns hierher

geführt. Dafür wird es doch einen Grund geben? Ich hoffe, es wird alles gut.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Simund und begab sich an seinen Posten.

Kapitel 61, Simund

Während sie den Hügel bestiegen, sahen sie Hartrieds Armee heranmarschieren. Der Feind mied den südlichen Hügel mit den Mykerios-Truppen und bewegte sich so, als wollte er eine Stellung aufnehmen, bei der er alle drei Hügel angreifen könnte. Als ob er sie komplett umschließen wollte. In Simund stieg eine dunkle Vorahnung auf. Wusste er, dass die Orks genau hier angreifen würden und versuchte sie daher festzunageln?

»Hartried will uns umzingeln«, sagte Simund zu Hedda, als sie zu den Truppen von Spatzensturz stießen. »Wir werden an zwei Seiten zu kämpfen haben.«

»Ich würde meinem Bruder am liebsten den Hals umdrehen, doch er ist kein Lügner.« Sie trafen mit Rodried zusammen, der sie beide nur fragend anschaute. »Er könnte das hier verhindern. Wir haben uns damit ins eigene Fleisch geschnitten. Doch nun beginnt bald die Schlacht, es hat keinen Zweck mehr, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.«

Rodried zeigte in Richtung des südlichen Hügel. »Die Schlacht hat schon begonnen.«

Leichte Truppen hatten sich von den Mykerios gelöst. Simund erkannte sie an ihrer losen Formation. Sie waren ausgezogen, um Steine zu schleudern und Pfeile fliegen zu lassen.

»Daraus wird nichts«, sagte Hedda. »Reiter.«

Eine kleine Schar an Reitern reichte aus, um die Plänkler wieder zu verscheuchen. Sie zogen sich zum Hügel zurück, bevor es zu einem Zusammenstoß kam.

»Als ob das etwas gebracht hätte«, sagte Rodried. »Der Kampf wird entschieden, wenn Schilde auf Schilde prallen.«

Die Zwerge traten heran. Tiuz und seine Familie, einschließlich seiner Mutter Ithulde, trugen schwere Rüstungen. Bis auf den Sehschlitz in den Helmen waren sie von Kopf bis Fuß in ein dunkles Metall gekleidet. Nur Barutz verzichtete auf den Eisenpanzer. Er hielt lediglich seine Armbrust in der Hand.

»Und wir?«, fragte Ithulde. Die Worte klangen dumpf unter dem Helm. »Schickt uns am besten dorthin, wo der König ist.«

Sie schauten Simund an, doch der verwies nur auf Rodried. »Ich bin nicht der Heerführer. Rodried, was sagst du?«

Der junge Fürst überlegte einen Moment, während er auf das marschierende Heer von Harried schaute. »Ich hätte Euch gerne als Reserve. Nicht, weil ich an Eurer Kampfkraft zweifle. Sondern, damit Ihr dort aushelfen könnt, wo der Feind durchzubrechen droht. Außerdem können wir ihn so überraschen.«

»Wie Ihr wollt, Heerführer«, sagte Ithulde. »Wir werden warten.«

Simund ging zu Barutz. Der Zwerg wirkte nervös, seine Finger krallten sich regelrecht um seine Waffe. »Barutz? Du musst an dieser Schlacht nicht teilnehmen. Du hast deinen Mut bereits unter Beweis gestellt, damals in der Unterwelt der Zwerge.«

»Ich werde gewiss nicht wegrennen! Aber wir befinden uns hier an der Oberfläche, ganz im Freien. Nicht mein Element, wenn du verstehst. Ich halte mich einfach ... etwas zurück und erledige hier und da jemanden mit meiner Armbrust. Glaube mir, so kann ich wesentlich mehr zum Ausgang der Schlacht beitragen, als wenn man mich in eine dieser Büchsen stecken würde. Außerdem verfüge ich nicht über dieselben Kräfte wie die Familie Ithulde.«

Nun wurde Simund hellhörig. »Kräfte? Sie können magische Waffen schmieden, so viel weiß ich.«

Der Zwerg grinste, die Anspannung wich. »Du wirst schon sehen. Du musst wissen, wir Zwerge sind nicht nur die, welche dem Metall diese magischen Qualitäten entlocken. Sie sind in unseren Händen auch wesentlich potenter.« Dann machte er sich davon und schloss zu den Zwergen auf, welche sich zwischen die Merowa einreiheten.

Das Geplänkel war beendet, Harrieds Armee formierte sich. Seine Flügel waren breit genug, um alle drei Hügel zu umschließen. Soweit Simund sehen konnte, musste er dafür seine Truppen sehr dünn aufstellen. Nun war es für Simund an der Zeit, seinen Platz an der rechten Flanke der Truppen von Spatzensturz aufzusuchen. Rodried befand sich in der Mitte, Hedda zu seiner Linken. Die Krieger hatten die Mitte des Hügels eingenommen, die anderen Fürsten mit ihren Truppen verteilten sich neben und hinter ihnen. Sie erwarteten, dass in der Mitte der Ansturm am stärksten sein würde und bauten auf Simund und Heddas Kräfte, diese Stellung zu halten. Er hielt sich die Keule, genannt Schildbrecher, vors Gesicht,

schloss die Augen und gedachte Cherus.

Momente vergingen, in denen beide Armeen verharrten. Krieger, welche ihre Treue unterschiedlichen Fürsten geschworen hatten, starrten sich gegenseitig an. Keiner rührte sich, keiner wagte den ersten Schritt.

Es war schließlich Rodried, der sich vorwagte. Er trat aus der Formation heraus und tat etwas an seiner Hand. Simund wusste, was das bedeutete, und lächelte. Er setzte den Ring ein, den die Zwerge ihm geschmiedet hatten.

Rodrieds Stimme donnerte: »Cherus ist auf unserer Seite! Kommt doch rauf und überzeugt euch!«

Der Hügel brach in lauten Jubel aus. Während Rodried sich wieder einordnete, gossen sie Hohnrufe und Spott über den Feind aus. Die Männer klopfen auf ihre Schilde und priesen Cherus' Namen.

Einige weitere Momente musste sich der Feind das gefallen lassen, bis die Herausforderung Wirkung zeigte und die Truppen sich in Bewegung setzten.

Es ist so weit, dachte sich Simund. *Cherus stehe uns allen bei.*

Die Fürsten schickten ihre Bogenschützen vor: die wenigen, die auf ihrer Seite an der Schlacht teilnahmen. Vom Hügel aus hatten sie die beste Position, doch war ihre Zahl nicht besonders groß und die Krieger Merows wussten sich mit ihren Schilden zu schützen. Die Pfeile prasselten auf den Feind nieder, blieben in den Schilden stecken und fanden gelegentlich ihr Ziel.

Als der Feind den Fuß des Hügels erreicht hatte, zogen sich die Bogenschützen zurück. Simund suchte nach einem Anzeichen von Hartried, nach einem Reiter auf einem Schlachthirsch. Doch er fand nichts.

Somit galt es, sich auf die Krieger vor ihm zu konzentrieren. Hartrieds Männer marschierten den Hang hinauf, verausgabten sich und hatten den Nachteil im Nahkampf. Ingeheim hoffte Simund, er müsste nicht einmal seine Keule schwingen.

»Haltet stand!«, rief Rodried, diesmal ohne Donnerstimme. »Heute halten wir!«

Die Heere trafen aufeinander. Auf den letzten Zügen legten Hartrieds Truppen an Geschwindigkeit zu, der Aufprall brachte die

Gegenseite zum Erzittern. Dann festigte sie sich und das Schieben und Zuschlagen begann. Beide Seite bildeten einen Schildwall zum eigenen Schutze und um Druck auf den Gegner auszuüben. Auf Simund wirkte dieser Druck von hinten, während er selbst nach vorne schob. Nicht weit von ihm entfernt stießen die Speere über oder zwischen die Schildränder. Die Spitzen drangen zwischen Kettenhemden, unter die Helme, stachen in Hals und in ungeschützte Arme. Auf beiden Seiten entbrannte ein erbitterter Kampf.

Simund war noch zu weit entfernt, um an diesem Hauen und Stechen teilzunehmen. Während er geschoben wurde und ebenfalls noch vorne drückte, wunderte er sich. Hatten sie nicht einen Vorteil? Verfügten sie nicht über die überlegende Position? Sicherlich brauchten sie nur durchzuhalten und der Feind würde an Kraft verlieren. Außerdem hatten sie noch Hedda. Simund wandte den Kopf und suchte nach seiner älteren Halbschwester. Sie stand mitten unter den Truppen, war aber nicht direkt am Kampf beteiligt. Aus der Mitte konnte Simund Rodried hören, wie er Befehle gab, doch die Worte gingen im Klang des Gefechtes unter.

Seine Donnerstimme erschallte wieder: »Hedda!«

Sie hatte den Ruf des Rings gehört. Für einen Moment schauten sich die beiden nur an. Dann drängte sie nach vorne. Zunächst durch die eigenen Reihen, dann stürzte sie sich in das Feindesmeer und war für einen Augenblick verschwunden. Schließlich tauchte sie wieder auf wie ein Meeresungeheuer auf hoher See. Die Truppen des Feindes scheiterten an ihrer übermenschlichen Kraft. Ihre starken Arme warfen sie um, Speere brachen, Schilde splitterten, als Hedda unter ihnen wütete.

Das war der Befreiungsschlag, auf den sie gewartet hatten. Plötzlich kam die Schlachtreihe in Bewegung, angefangen mit ihrer linken Flanke, wo Hedda eine Bresche geschlagen hatte. Hartrieds Männer mussten den Hang hinab zurückweichen. Währenddessen durchströmte ein neuer, frischer Mut die Krieger von Spatensturz und jene aus den anderen Fürstentümern. Sie hielten nicht nur stand, sie schlugen den Feind auch zurück.

Der Vorstoß vor Simund kam plötzlich ins Stocken. Noch schlimmer, sie wurden mit einem Male zurückgedrängt. Simund sah plötzlich große, zweihändige Äxte über die Köpfe aufragen und

niederfahren. Die Reihen vor ihm lichteten sich mit jedem Schlag.

Simund harrete dem, was sich da zu ihm vorkämpfte: in Kettenpanzer gerüstete Krieger, mit langen beidhändigen Äxten und Schilden auf dem Rücken. Die Helme waren Masken mit Menschen- oder Tiergesichtern. Unbarmherzig hatten sie sich einen Durchbruch geschlagen wie der Holzfäller eine Schneise in den Wald.

Zwischen ihnen ragte eine bärtige Gestalt auf. Er hielt einen Speer, der silbern funkelte und ein ebenso glitzerndes Diadem.

»Simund!«, rief er. »Sohn des Cherus, stelle dich!«

Simund erstarrte. Es war der König, Hartried selbst, der den Speer zum Wurf erhob. Er verwandelte sich in einen silbernen Blitz und schoss auf Simund zu. Die zwergengeschmiedete Waffe traf auf seinen ebenfalls von Zwergen geschaffenen Schild und prallte mit einem furchtbaren Knall ab. Simund fiel nach hinten und stieß gegen einen Spatzensturz-Krieger, der ihn auffing. Seine linke Körperhälfte fühlte sich wie gelähmt an. Simund betete, dass ihm der Arm nicht gebrochen war.

Cherus, stehe mir bei ...

Kapitel 62, Simund

Die Masken der Krieger, die vorher das Antlitz von Menschen oder Tieren besaßen, wandelten sich ins Dämonische. Oder geschah das nur Simunds Vorstellung? Zu ihren Füßen häuften sich die zerschlagenen Schilde sowie die geschundenen Krieger, die den Beilen zum Opfer gefallen waren. Zwischen ihnen trat Hartried hervor. Der Speer, den er gerade geworfen hatte, war in seine Hand zurückgekehrt. Die Spitze zeigte auf Simund.

»Steh auf!«, forderte der König. »Und kämpfe wie ein Sohn des Cherus!«

Simunds linke Körperhälfte fühlte sich wie gelähmt an. Doch er konnte sich aufstützen und aufstehen.

Wo ist Hedda?, fragte sich Simund. *Vergiss es. Das ist jetzt mein Kampf.*

Simund wusste, dass noch immer Krieger hinter ihm standen. Alles hing davon ab, wie er sich jetzt verhalten würde. Allein könnte er sich mit Hartried duellieren, doch um eine Schlacht zu gewinnen, braucht es eine Armee.

Hartried spießte ihn mit seinen Augen auf, als Simund seine Waffe auf dieselbe Weise erhob. Der kalte, fordernde Blick wandelte sich in Entsetzen für einen Moment, dann in unverhohlene Wut. Hartried hatte ihn erkannt: die Keule von Cherus.

Ein Teil von Simund hatte sich gewünscht, der Anblick der Keule ihres gemeinsamen, göttlichen Vaters würde Hartried in die Flucht schlagen. Nicht nur bestand sie aus dem einzigen Material, das ihn tatsächlich verwunden konnte. Auch musste ihm dämmern, was es bedeutete, dass Cherus Simund diese Waffe überreicht hatte und nicht ihm.

Der König wich einen Schritt zurück, als ihn diese Erkenntnis traf. Nur einen Schritt. »Dann soll es so sein!«, rief er.

Dann war da noch der andere Teil in Simund. Dieser Teil wusste: Seine Keule konnte einen Unterschied zwischen Leben und Tod, Sieg und Niederlage machen. Dieser Teil in Simund strebte nach vorne.

»Hartried!«, rief er. »Cherus hat entschieden! Und ich bin sein Vollstrecker!« Die Worte kamen ihm von selbst über die Lippen, als

sprach jemand anders aus ihm heraus.

Simund machte die ersten Schritte auf seinen Feind zu. Hartried stieß einen kurzen, machtvollen Schrei aus und warf den Speer erneut. Diesmal war er vorbereitet. Das Geschoss traf ihn sogar noch heftiger, doch er lenkte es mit dem Schild ab, anstatt die volle Wucht aufzufangen. Simund hörte, wie hinter ihm jemand getroffen hatte. Das hielt die Spatzensturz-Krieger nicht davon ab, mit ihm den Gegenangriff einzuläuten.

Der Speer war wieder in Hartrieds Hand zurückgekehrt, als er und Simund aufeinandertrafen. Einer silberner Schweif folgte den Speerstößen des Königs, metallisch klang es, wann immer die Spitze gegen Simunds Schild prallte. Währenddessen hämmerte die Keule gegen Hartrieds Schild. Die beiden verkeilten sich im Zweikampf. Links und rechts von ihnen stießen die Krieger des Bündnisses mit der Merow-Armee zusammen. Die zweihändigen Äxte waren im Angriff unerbittlich, doch in der Verteidigung waren sie im Nachteil. Nacheinander wurden sie zurückgedrängt und machten den gewöhnlichen Kriegern Hartrieds Platz.

Simund und Hartried waren das Herz dieses Klingensturms. Wie zwei Hirsche mit ihren Geweihen waren sie miteinander im Zweikampf verkeilt. Simund wäre ein offenes Duell lieber gewesen, damit er sich freier hätte bewegen können. Für geschickte Manöver war im Gedränge der Schlacht kein Platz. Dann musste er eben mit aller Vehemenz auf seinen Gegenüber einprügeln und gleichzeitig die eigene Verteidigung aufrechterhalten. Und ihm stand auch nicht der Sinn danach. Eine wilde Verbissenheit hatte Simunds kämpfendes Herz ergriffen.

Instinktiv realisierte Simund dabei eines: Sie waren mindestens ebenbürtig. Der ältere, erfahrener und abgehärtete Hartried gegen den jüngeren, energischen und sich selbst überraschenden, heißblütigen Simund. Als könnten sie so ewig weiterkämpfen. Eine nie enden wollende Schlacht, bei dem die Krieger um sie herum lediglich Zeugen waren. Ein ewiger Streit zwischen zwei Halbbrüdern, die sich einen Vater teilten, sich dennoch so fremd waren. Für immer dazu bestimmt, Keule und Speer aufeinander einschlagen zu lassen. Wenn es denn Simunds Schicksal war.

Zwischen all dem Kampflärm drang ein tiefer, sonorer Gesang an

Simunds Ohr. Auch Hartried hatte es bemerkt, sie unterbrachen ihren Schlagabtausch für einen Moment. Die Luft begann zu knistern, ein merkwürdiger Geruch machte sich breit und der Gesang nahm an Intensität zu. Die Worte gehörten zu einer fremden Sprache, doch Simund erkannte die Sänger.

Ithuldes Familie!

Aus dem Gesang wurde ein einzelner Schrei. Ein Blitz fuhr vom Himmel herab und schoss in Hartrieds Reihen, als hätte ein wütender Gott sie gestraft. Dort, wo der Blitz eingeschlagen war, lichteten sich die Krieger und Simund sah die Zwerge. Einer von ihnen führte einen mächtigen Hammer; bei jedem Schwung zuckten Blitze. Der Gesang hatte an Intensität abgenommen, dröhnte und drohte fortwährend, bis zum nächsten Schlag, bei dem wieder ein Blitz vom Himmel schoss und das Singen in einem einzigen, lauten Ausruf gipfelte.

Simunds Fehler war, dieses Schauspiel etwas zu lange zu bestaunen. Hartried stieß mit seinem Speer zu. Diesmal blockte er ungeschickt ab, den nächsten Angriff noch schlechter, sodass der dritte Simund eine Verletzung im Oberschenkel beibrachte.

Simund ging unweigerlich in die Knie und hielt den Schild schützend vor sich. Er konnte Hartried nicht sehen, doch machte er sich für den nächsten Treffer bereit.

Hilfe kam unverhofft in der Gestalt von Rodried und seinem magischen Ring. Mit einem Satz war er neben Hartried und schlug beide Hände flach zusammen. Das Geräusch des Klatschens war so laut, dass alle Kämpfe pausierten. Es klingelte in Simunds Ohren, der Leidtragenste war aber Hartried. Der taumelte mit der Hand am Ohr und schmerzverzerrtem Gesicht zur Seite. Ein Moment verging, dann begannen die Kämpfe von Neuem. Einige der Axtkrieger waren zur Stelle, um Hartried von Schlachtfeld zu ziehen.

Rodried trat an Simund heran und half ihm auf.

»Komm«, sagte der junge Fürst. »Die Schlacht ist vorbei. Der Gegner zieht sich bereits zurück.«

»Was?« Simund war außer sich. »Wir hatten ihn! Und die Zwerge erst ... Wir können noch immer gewinnen!«

»Wir haben die Stellung gehalten, das ist das Wichtigste. Aber nicht den im Norden. Sieh nur.«

Rodried zeigte auf den dritten, nördlichen Hügel. Dort, wo ihre

Verteidigung am schwächsten war. Simund musste sich strecken, wodurch ihm die Wunde am Oberschenkel schmerzhaft bewusst wurde, um über die Köpfer der Krieger hinweg auf den nördlichen Hügel blicken zu können. Die Krieger dort hatten ihre Stellung so bezogen, dass Schilde und Speere in ihre Richtung zeigten.

»Was ist geschehen?«, fragte er.

»Ich weiß nicht. Vielleicht war das Hartrieds Ziel von Anfang an gewesen. Jedenfalls müssen wir uns erst einmal sammeln und mit den anderen besprechen, solange wir dafür Zeit haben.«

»Was besprechen?«, fragte Hedda.

Sie war plötzlich neben den beiden aufgetaucht. Die roten Haare klebten ihr im Gesicht vom Schweiß und Blut. Wahrscheinlich nicht ihr Blut. In der einen Hand hielt sie den Speer, den die Zwerge ihr einst geschenkt hatten, ebenfalls in rot getränkt, in der anderen ein Schwert. Sie steckte es weg und stützte sich an dem Schaft ab.

»Geht es dir gut?«, fragte Simund.

»Kein ernstzunehmender Kratzer. Hartried hatte am Kampf teilgenommen? Ich war beschäftigt.«

Rodried zeigte auf den nördlichen Hügel. »Hartrieds Truppen haben sich dort breitgemacht. Ich muss erfahren, was dort schiefgelaufen ist.«

Die Schuld suchte ein jeder beim anderen. Die Fürsten und Mykerios-Generäle, welche für diese Stellung verantwortlich waren, beschuldigten sich gegenseitig. Sie hätten den Hügel mit besseren Truppen besetzen müssen, dann wäre das nicht geschehen. Dann hätten sie das Lager auch nicht verlegen müssen.

»Was hätten wir gegen diesen Ansturm an Reitern unternehmen sollen?«, fragte einer der Fürsten. »Hartried hatte ALLE seine Reiter zu diesem Angriff eingesetzt. Einfach alle. Wir wurden schlicht überrannt und umzingelt!«

»Nun sitzt er da«, sagte Thula und schielte unter ihrem Helm hinüber. Ob sie an den Kämpfen teilgenommen hatte, wusste Simund nicht. Jedenfalls gab sie sich den Anschein. »Die Reiter könnten uns jederzeit angreifen.«

»Will er jeden Hügel einzeln erobern?«, fragte Forkmann. »Einen nach dem anderen. Aber so leicht wird er es nicht mehr haben. Wir

sind vorbereitet.«

War es wirklich das? Hartried hatte ihn jedenfalls nicht geschont und wäre Rodried nicht erschienen, dann könnte Simund jetzt nicht mit den Generälen und Fürsten diskutieren. Doch da war noch eine Sache. »Die Orks«, sagte er und drehte sich zum Drachenwirbel um. »Was wäre, wenn Hartried den Hügel erobert hatte, um die Orks anzugreifen? Ein Ansturm vom Hügel aus wäre verheerend, während sie aus dem Gebirge strömen. Wir sollten mit Gunlaug sprechen.«

»Und Hartried unseren Rücken zuwenden?«, erboste sich Daedlus. Der General war während der Schlacht nicht untätig gewesen; sein rechter Arm war verbunden und blutig, sein Brustpanzer sah leidlich mitgenommen aus. Simund hatte ihn nicht als jemand eingeschätzt, der sich in der vordersten Schlachtreihe die Hände schmutzig machen würde. »Das kommt nicht infrage. Kaum richten wir unsere Speere auf das Gebirge, schon werden die Reiter uns von hinten angreifen.«

»Wenn Hartried uns angreifen will, dann könnte er das jetzt tun«, pflichtete ihm Forkmann bei. »Stattdessen lässt er seine Reiter dort ausharren. Wir sollten zumindest mit ihm ein Gespräch anbahnen. Wir könnten ihn wissen lassen, dass wir Gunlaug haben. Dann unternimmt der König erst einmal nichts mehr gegen uns. Ach, und natürlich Fryda. Aber das weiß er ja bereits, wette ich. Juried sollte bei ihm sein.«

»Wir werden mit Hartried keine gemeinsame Sache machen«, sagte Daedlus und die meisten der Mykerios-Generäle stimmten ihm zu. »Entweder verschanzen wir uns auf den uns verbliebenen Hügeln oder wir treten den Rückzug an.«

»Wieso den Rückzug?«, fragte Rodried. »Melinde hatte vorherbestimmt, wir sollen nach Norden ziehen und dann würden wir siegen. Und wir sind nach Norden gezogen. Noch ist nicht alles verloren. Es war nur ein Kampf und wir haben sie an anderen Fronten zurückgeschlagen.«

Zustimmung von Seiten der Merowa-Fürsten. Der Kriegsrat teilte sich in zwei Lager und die Grenze verlief zwischen den beiden Kulturen: auf der einen Seite die Mykerios, die mit dieser Situation gar nicht zufrieden waren. Auf der anderen Seite die zuversichtlichen Merowa. In diesem Falle gesellte sich Simund zu seinen Landsleuten.

Er glaubte an Melindes Vision.

Daedlus fuhr sich durch das Haar, die Wut wich der Ohnmacht. »Ihr versteht nicht. Aber ich habe es Euch ja noch gar nicht gesagt. Heute Morgen ist ein Bote aus den Kolonien angekommen. Unsere Städte wurden angegriffen.«

Ein Aufschrei ging durch die Merowa, während die Generäle bedrückt zu Boden schauten. Sie mussten es schon alle wissen.

»Zuerst traf es Akleion«, sprach Daedlus weiter. »Unser Akleion.«

»Akleion!«, entfuhr es Simund. »Aber Kadeira!«

Seine Kadeira. Was wurde nur aus ihr?

Daedlus nickte. »Nicht nur sie, auch meine anderen Töchter und meine Frau. Sie sind in der Hand des Feindes. Ich bete, dass ihnen nichts geschehen ist. Die Soldaten wissen noch gar nichts. Wir wollten ihnen nichts erzählen, damit sie nicht den Mut zum Kampf verlieren oder gar desertierten. Doch wir können nicht hierbleiben. Nicht, solange unsere Städte sich in der Gewalt dieses Totenkults befinden.«

Ein weiterer Aufschrei ging durch die Merowa.

»Totenkult?!«, rief Forkmann. »Was geht denn bei Euch vor sich?«

Daedlus schaute Simund unverwandt an. »Angeblich soll der Anführer Paraxus sein. Derselbe Paraxus, gegen den Ihr einst gekämpft habt. Der ehemalige König von Tyon.«

»Was?!«, rief Simund. »Aber, ich habe ihn verschont!«

»Und so bedankt er sich bei Euch. In Akleion soll es angefangen haben. Von dort aus breiteten ...«

Daedlus' Bericht nahm er gar nicht mehr wahr. In Simund wirbelte ein Sturm aus Gedanken. Sie drehten sich um Paraxus, diesen verdammten, verräterischen Paraxus, um Kadeira und um die Menschen von Akleion. Es war Simunds Schuld. Seine allein. Er hatte es in der Hand gehabt. Er hätte ihn umbringen und dieses Scheusal aus der Welt schaffen können. Doch er wollte wie Cherus sein. Wie damals, als Cherus Doderried beim Duell verschonte und er zum treuesten Freund des Gottes wurde. Aber Simund war nicht Cherus, halbgöttlich vielleicht, aber seine Taten waren dennoch menschlich. Und so menschlich waren seine Fehler und Trugschlüsse. Simund sah die Keule an seiner Seite an. Eine Waffe, die Gnade symbolisieren

sollte. Er dachte an Paraxus und daran, wie er ihm mit dieser Keule einfach nur den Schädel einschlagen wollte.

Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben spürte er aufrichtigen, wahrhaftigen Zorn. »Ich komme mit Euch«, sagte Simund, zum Entsetzen der Fürsten und vor allem von Rodried. »Paraxus ist ein toter Mann.«

Rodried packte ihn an der Schulter. »Wir brauchen dich hier! Wir sind deinetwegen hier!«

»Ich kann keinen Krieg fortsetzen, wenn anderswo die Menschen wegen meiner Fehler leiden! Paraxus habe ich verschuldet! Und ich muss diesen Fehler wieder aus der Welt schaffen! Außerdem geht es hier um einen Totenkult. Cherus war der Feind der Untoten. Ich erledige das.«

Rodried hielt inne und schaute an Simund vorbei. Dann zeigte er auf das Gebirge. »Zu spät. Sie kommen.«

Kapitel 63, Simund

Die Orks erreichten den Fuß des Gebirges schneller, als sie erwartet hatten. Sofort brach im Kriegsstab ein Streit aus.

»Wir ziehen uns zurück!«, entschloss Daedlus. »Augenblicklich! Das ist nicht unser Kampf.«

Thula: »Ihr seid Teil dieses Bündnisses! Und wenn Ihr abmarschiert, denkt Ihr, die Orks werden Euch verschonen?«

Forkmann: »Wenn nicht heute, dann greifen sie Euch später auf dem Marsch an. Oder Eure Städte.«

Einer der Generäle: »Unsere Städte sind jetzt in Gefahr!«

»Was spielt es für eine Rolle?«, rief Rodried dazwischen. »WIR sind jetzt in Gefahr. Schlagt erst diese Schlacht, dann marschiert ab.«

Daedlus: »Damit uns Hartried in den Rücken fallen kann?«

Simund: »Das wird er nicht tun.«

Einer der Fürsten: »Er mag unser Feind sein, doch er hat Ehre.«

Ein anderer: »Das kann ich bezeugen.«

Ein dritter: »Wir Merowa haben noch Ehre!«

Thula mit einem kalten Grinsen: »Wir können ihm ausrichten, Gunlaug wird sterben, sollte der König uns angreifen.«

»Das werden wir nicht tun!«, rief Simund.

Ein anderer General: »Wir müssen uns jetzt entscheiden!«

»Wir gehen!«, bestimmte Daedlus.

»Wir bleiben!«, sagte Rodried fast zeitgleich.

»Wir haben noch Zeit zum Abstimmen«, sagte Simund.

Damit herrschte erst einmal Ruhe. Fürsten und Generäle sahen sich gegenseitig an, die Gemüter sehr erhitzt. Doch Simunds Worte waren zu ihnen durchgedrungen.

»Gut«, sagte schließlich Daedlus. »Aber wie wollen wir abstimmen? Das ist kein Entweder-Oder, wir verfolgen ganz unterschiedliche Ziele.«

In der Tat war es komplizierter. Simund musste nachdenken. Sie konnten nicht darüber abstimmen, ob die Mykerios abziehen sollten oder nicht. Alle oder zumindest die meisten Mykerios-Generäle würden dafür stimmen, die Merowa-Fürsten dagegen. Das war nicht fair, da es nicht alle gleichermaßen betraf. Es wäre so, als würden die

Fische und die Otter darüber abstimmen, wie tief sie tauchen sollten.

Dann hatte Simund einen Einfall: »Wir stimmen über Folgendes ab: Wer von uns glaubt, dass wir siegen können, so wie es Melinde vorhergesagt hatte?«

Simund hob die Hand. Rodried seine augenblicklich, gefolgt von Forkmann und einigen anderen Fürsten. Thula lachte verächtlich, stimmte aber ebenfalls dafür.

Die Mykerios-Generäle sahen ihn ungläubig an. Simund erwiderte den Blick mit Entschlossenheit. Vielleicht half es. Die ersten Hände auf der Seite der Mykerios hoben sich.

Daedlus hatte die Arme verschränkt.

An ihn gerichtet sagte Simund: »Ich verspreche Euch, dass wir Akleion befreien werden. Nachdem das hier abgeschlossen ist.«

»Fein.« Daedlus hob die Hand. »Wir sind nicht hergekommen, um gegen Orks zu kämpfen. Allerdings bleibt uns nichts anderes übrig.«

»Und Hartried?«, fragte Simund.

»Wir halten uns eine Reserve für ihn frei. Jemand muss eh das Lager beschützen.«

Und so war es beschlossen. Simund und Rodried begaben sich zurück auf ihre vorige Stellung. Das Lager, welches sich zuvor zwischen den Hügeln befand, war bereits verlegt worden und lag nun nicht mehr zwischen der Armee und dem Gebirge. Der Südhügel bestand noch immer in erster Linie aus Mykerios.

Auf dem Weg dorthin sahen die beiden Piasus, wie er sich mit einigen Soldaten unterhielt. Sein Arm und seine Stirn waren verbunden, doch abgesehen davon ging es ihm gut. Er winkte den beiden mit einem Lächeln zu, das Zuversicht ausdrücken sollte, doch nicht ganz zu überzeugen vermochte.

Noch jemanden trafen sie: Hedda stand neben Melinde, welche den Anschein erweckte, auf die beiden gewartet zu haben.

»Melinde!«, rief Simund. »Was machst du denn hier? Begib dich umgehend in das Lager, hier findet bald eine Schlacht statt!«

»Das habe ich ihr auch gesagt«, entschuldigte sich Hedda. »Aber sie ließ sich nicht abhalten.«

Melinde sah ihn mit Bestimmtheit an. »Eines wollte ich dir noch

sagen.«

Simund drehte sich um. Der Feind kam näher.

»Mach es schnell.«

»Wenn sich dir die Gelegenheit bietet, ergreife die Hand.«

Ohne ein weiteres Wort zu erklären, machte sie sich davon.

»Mensch«, begann Rodried. »Ich hatte gehofft, sie wünscht mir viel Glück. Mit einem Kuss, zum Beispiel.«

»Treib es nicht zu weit«, sagte Simund.

Rodried stieß ihn mit dem Ellenbogen an. Es fühlte sich nicht angemessen an, in dieser Situation zu lachen, doch Simund konnte nicht anders. Hedda lächelte, schüttelte aber den Kopf. Gemeinsam kehrten sie zu ihren Truppen zurück. Hier hatte Simund eine gute Sicht auf das Land zum Drachenwirbel hin und zum Wald von Merow auf der anderen Seite. Im Westen standen noch immer Hartrieds Truppen. Sie machten nicht den Anschein, sofort angreifen zu wollen. Sein Blick wanderte zum Nordhügel, wo die Reiter Stellung bezogen hatten. Er glaubte, kurz etwas silbern aufblitzen zu sehen.

Zum Osten hin füllte sich die Ebene mit den Orks. Simund hatte noch nie einen gesehen und kannte sie nur von Beschreibungen her. Aus der Entfernung erkannte er nur Gestalten, hohe Banner, Wagen und Zugtiere von ungeheurer Größe. Ein Ende der Flut schien nicht in Sicht.

Rodried stand der Mund offen. Eine Mimik, die sich einem Fürsten nicht geziemte, wie Simund fand.

»Wie viele sind das, denkt ihr?«

»Zu viele«, antwortete Hedda. »Ich will euch nur ungerne den Mut nehmen, doch falsche Hoffnungen will ich euch noch weniger machen.«

»Es sind wirklich viele«, sagte Simund. »Tausende. Viele Tausende ... die gerade einen Marsch durch das Gebirge hinter sich haben. Halb durchgefroren, verhungert, erschöpft.«

Hedda lächelte. »Ganz richtig. Die Masse ist beunruhigend, aber sie nützt ihnen nichts, wenn viele von ihnen zu schwach sind, um einen Speer zu halten und beim kleinsten Widerstand bereits zu fliehen beginnen.«

Rodried stellte sich vor seinen Männern und sagte dabei zu den

beiden: »Wie gut, dass ich euch an meiner Seite habe.« Er fasste den zwergengeschmiedeten Ring an. »Männer! Krieger von Spatzensturz und der anderen Fürstentümer!«, donnerte seine Stimme. »Habt keine Furcht vor diesem Feind! Ja, es sind viele, unzählige. Doch haben sie gerade die längste und anstrengendste Reise hinter sich, die eine Armee unternehmen kann. Diese Armee ist viel kleiner, als es den Anschein hat. Verliert nicht den Mut! Jeder einzelne Ork zählt nicht mehr als ein halber Merowa! Wir haben Cherus auf unserer Seite und seinen Sohn Simund sowie seine Tochter Hedda! Das zählt mehr als hundert Orks!«

Die Rede endete mit dem Gebrüll der Merowa. Sie schlugen auf ihre Schilde und der Lärm rollte wie ein Erdbeben über die Ebene.

Was wohl die Orks dachten? Simund wollte sich ausmalen, dass sie mit Unbehagen auf die Verteidiger blickten, die so selbstsicher auf sie warteten. Die Wahrheit sah allerdings so aus: Auch sie hatten bereits einen Kampf hinter sich. Auch an Simund und den anderen Kriegern nagte die Erschöpfung. Zudem war er verletzt, wenn auch nicht schwer. Doch nun ging es nicht mehr um die Krone der Merowa, sondern um das Land selbst. Eine neue Bedrohung präsentierte sich ihnen, eine äußere, fremde Bedrohung. Konnte dieser neue Feind eine Einheit stiften, die der Streit um die Krone zerrissen hatte?

Das Heer formierte sich, die Orks blieben nicht still: Hörner tröteten wild umher, überall waren Trommeln zu hören, die im Rhythmus schlugen, und ihre Banner wehten. Simund erkannte darauf Berge, Tiere wie Eber, Falken oder Wesen, die er noch nie gesehen hatte. Handelte es sich dabei um Ungeheuer oder Dämonen?

Eine feste Formation nahmen die Orks nicht ein. Stattdessen gingen sie sofort zum Angriff über. Zuerst die Fußtruppen, Speere und Bögen. Keine Verhandlung, keine formale Kriegserklärung. Aber darüber bestand eh keine Zweifel mehr, der Grund, warum die Orks hier waren, war allen wohlbekannt.

Nicht nur bei den Orks tat sich etwas: Neben dem Nord- und dem Südhügel marschierten Hartrieds Truppen auf. Nicht zum Angriff auf das Bündnis-Heer, stattdessen kreisten sie die Angreifer weiter ein.

»Habe ich es nicht gesagt!«, freute sich Simund.

Das geteilte Heer von Hartried bildete somit einen Trichter um

die Ebene herum, in der die Orks in Merow einfielen. Mit einem Mal war die Zahl der Verteidiger um mindestens das Doppelte gewachsen. Simund ging das Herz auf und er sah dieselbe Zuversicht in den Augen seiner Gefährten und den Spatzensturz-Kriegern.

Zunächst begrüßte ein Pfeilhagel die Orks. Die Zahl der Bogenschützen auf ihrer Seite war nicht groß, doch jeder Treffer würde einen Unterschied machen. Den Anmarsch der Bestien hielten sie nicht auf. So manch ein Pfeil fand sein Ziel und ein Ork blieb liegen, gleich darauf begraben von den Füßen seiner Kameraden.

Die Ebene füllte sich mit ihren Leibern und Wagen, mit ihren Speeren und Leichen, mit ihrem Gebrüll und dem Schlagen der Trommeln. Als die ersten Orks nahe genug waren, dass Simund ihre tierhafte Gestalt besser sehen konnte, spülten noch mehr aus dem Gebirge wie ein Wasserfall in den See.

Der Aufprall kam und erschütterte die gesamte Schlachtlinie. Die Orks zeigten sich als die Bestien, die Simund aus der Entfernung erwartet hatte: schweineschnäuzige, borstige halbe Menschen, die quiekten und grunzten, als sie mit den Merowa zusammenstießen. Sie waren mit Speeren und mit Schilden bewaffnet, gleichzeitig war ihr Angriff von einer Wildheit, dass einige ihre Waffen fallen ließen und mit ihren behaarten Händen nach den Kriegern griffen.

Die Masse hinter diesem Angriff war noch gewaltiger im Vergleich zur vorigen Schlacht. Auch wenn der Gegner den Hügel hinauf drang, wurden die Merowa nach hinten gedrängt. Ihre Speere durchstießen einen Schweinemenschenleib nach dem anderen, doch es folgten immer mehr. Währenddessen flogen die Pfeile über ihre Köpfe hinein die Flut, welche sich ihre Position hinaufschob.

Simund wandte, soweit es bei dem Geschiebe und Gedrückte ging, seinen Kopf Richtung Norden. Das Reiterheer von Hartried harnte unverändert auf dem Nordhügel. Und im Süden bedrängten die Orks die Mykerios.

Kapitel 64, Piasus

Die Linie hielt! Dieses Gefühl hatte Piasus, als er selbst vorne, Schild an Schild, mit den anderen Soldaten aus Akleion kämpfte. Sie kamen nicht vorwärts, doch zumindest schoben die Orks sie nicht rückwärts. Das war ihr Hügel, ihre Stellung.

Piasus hatte zwei Mann vor ihm. In dem dichten Gedränge war das ausreichend, um seinen Speer über ihre Schultern hinweg in das Meer aus quiekenden, schreienden Schweinenasen zu senden. Der Kampf war anstrengend, vor allem nach der ersten Begegnung mit Hartrieds Heer. Diesmal kämpften sie jedoch nicht gegen andere Menschen, sondern gegen Bestien. Waren das nicht sogar Menschenfresser? Nein, über seinen Leib würden sie nicht herfallen, nur über seine sprichwörtliche Leiche!

»Einmal mehr!«, rief Daedlus hinter ihnen. »Vorwärts!«

Und wieder drückten, schoben und drängten die Soldaten der Mykerios nach vorne. Das Ziel war es, die Orks den Hügel hinunterrollen zu lassen. So einfach war das allerdings nicht, auch wenn Piasus das gerne gesehen hätte. Wäre ein lustiger Anblick gewesen. Nur die Orks wollten bei dem Spaß nicht mitmachen und hielten ihren Angriff aufrecht.

Es schien, als könnte keine der beiden Seiten einen Sieg davontragen. Hieß es nicht, Hartrieds Truppen hätten sich zu ihrer Rechten positioniert? Worauf warteten die noch? Piasus jedenfalls war es vollkommen egal, wer ihnen bei dieser Schlacht zur Hilfe kommen sollte.

Einer der Orks schlug den Soldaten vor ihm. Der Getroffene sackte zu Boden, ob tot oder nicht. Piasus rückte ganz von selbst nach, nun befand er sich in der zweiten Reihe und war diesen stinkigen, lärmenden Biestern noch näher. Langsam machte er sich Sorgen. Nicht unbedingt um die Schlacht (das auch), sondern eher um sein eigenes Wohlergehen. Würde er fliehen? Nein, sicher nicht! Doch bislang zeichnete sich kein Gewinner ab, während die Masse an Orks nicht abzunehmen schien.

Aber noch galt ein grässliches Hauen und Stechen. Das Quieken war ohrenbetäubend, hinter den Orks schlug jemand pausenlos mit

der Trommel, andere tröteten laut und nervtötend. Wenn sie ihn damit demoralisieren wollten, dann hatten sie beinahe Erfolg damit. Doch im Moment machte ihn das nur noch wütender.

Die Schlachtreihe wankte. Hinter ihm nahm der Druck ab, links von ihm gewannen die Orks Raum. Ein kurzer Schrei, dann mehrere. Piasus erlaubte sich, den Kopf zu wenden und sah eine fliegende Schlange: ein längliches Ungeheuer mit einem Reptilienkopf und Flügeln. Das Monstrum sank vom Himmel hinab und fiel über sie her. Die Moral der Soldaten wankte, denn so einen Feind hatten sie noch nie gesehen.

Daedlus konnte gerade noch: »Speere hoch!«, befehlen, doch es war zu spät.

Die fliegende Schlange begrub mehrere Soldaten unter sich, bäumte sich auf und riss das Maul auf, um sich dann einen bemitleidenswerten Kerl am Arm zu packen, ihn reichlich durchzuschütteln und hinter sich zu den Orks zu werfen.

»Zurück!«, rief Piasus.

Ihre Schlachtordnung und die Disziplin waren vollkommen dahin. Piasus bemühte sich, nicht panisch zu rennen, sondern sich in geordneter Weise zurückzuziehen. Die Soldaten vor ihm, links und rechts taten es ihm gleich. Verdammt, was war dieses Vieh?

War nun doch alles verloren? Oder schafften sie es, sich erneut zu formieren? Piasus suchte im Chaos nach Daedlus. Er war der General dieses Abschnittes. In diesem Moment brauchten sie schlicht Führung, egal ob Daedlus den Rückzug befahl oder sich wieder aufzustellen. Doch er fand den Ersten von Akleion nirgends.

Die Soldaten hatten den Schock des plötzlichen Angriffs überwunden und gingen nun selber gegen die Schlange vor. Einige der Plänkler zeigten ihren Mut und bewarfen das Monster mit Steinen aus ihren Schleudern oder schossen Pfeile ab. Die Schlange war jedoch kein leichtes Ziel und wich den Geschossen behände aus. Wer sich mit dem Speer zu nahe herantraute, den zerbiss es mit seinem gewaltigen Kiefer.

Schließlich entdeckte Piasus ihn: Daedlus lag neben dem Schlangenleib, bewusstlos oder tot.

»Daedlus!«, rief Piasus und rannte zu der fliegenden Schlange.

Wenn es doch nur irgendwo anders hinschlängeln würde. Dann

könnte Piasus zu Daedlus gelangen. Doch die Soldaten hatten das Monster mit ihren Speeren fixiert. Von allen Seiten stachen sie darauf ein und trafen gelegentlich, doch das Schuppenkleid war zu dicht, um ernste Verletzungen zu verursachen. Piasus warf Schild und Speer zur Seite und rannte darauf zu. Ihn ging es nicht darum, das Ungeheuer zu erschlagen, sondern den Ersten zu retten. Sobald er sich vorwagte, riss die Riesenschlange ihr gewaltiges Maul auf und drohte ihm mit ihren langen Fängen. Tropfte da nicht Gift? Die Schlange zischte und Piasus machte einen Satz nach hinten. Sofort waren einige Soldaten zur Stelle und wehrten den Schlangenbiss mit ihren Speerspitzen ab.

Nein, so würde es nicht klappen. Doch er musste etwas tun. Wenn Daedlus bewusstlos oder gar verletzt war, dann zählte jeder Augenblick. Piasus drehte sich um. Er suchte nach etwas, nach irgendetwas, das ihm dabei helfen könnte, den Ersten von dort wegzuschaffen oder die Schlange zu verscheuchen.

Sein Blick fiel auf eine Schleuder und einen Sack Steine, die ein Plänkler fallen gelassen hatte. Es war lange her. Seit seiner Jugend hatte er keine Schleuder mehr in der Hand gehabt. Dann galt es jetzt, ein lange nicht mehr genutztes Talent unter die Probe zu stellen.

Piasus hastete zur Schleuder und packte sich den Beutel. Die Geschosse klapperten darin, ein vertrautes Geräusch, welches gute Erinnerungen weckte. Er hatte keine Zeit, Qualität der Schleuder und das Gewicht sowie die Beschaffenheit der Steine genauer unter die Lupe zu nehmen. Mit einer raschen Bewegung hatte er einen in die Schlaufe gelegt. Nun galt es, die Schleuder kreisen zu lassen, schneller, immer schneller, und dabei das Ziel genau ins Auge zu nehmen.

Die Bänder kreisten und kreisten und hatten bald die richtige Geschwindigkeit erreicht. Piasus nahm etwas Anlauf und versuchte, alle relevanten Fertigkeiten abzurufen, die hoffentlich noch tief in ihm eingegraben waren. Dann ließ er eines der Enden der Schleuder los und der Stein flog davon.

Daneben. Die Schlange bemerkte den versuchten Angriff nicht einmal. Piasus fluchte in sich hinein und spornte sich wieder an.

Komm schon! Du schaffst das! Du warst früher schon so gut darin!

Der nächste Stein, wieder ließ er die Schleuder kreisen.

Einen Wolf hast du erschlagen. Nicht einfach nur verscheucht, erschlagen!

Sie kreiste und kreiste.

Und das hier ist einfach nur eine Schlange. Mehr nicht!

Und das Geschoss flog. Der Stein traf, ließ das Schlangenhaupt erzittern und ein dunkles Blut spritze in die Luft. Die Schlange wankte, der Kopf schwankte von einer Seite zur anderen und sank dann zu Boden. Die Soldaten jubelten. Sie ließen die Gelegenheit nicht verstreichen und setzten sofort mit ihren Speeren nach. Die Riesenschlange schaffte es noch, ein wütendes Fauchen auszustoßen und mit ihrem länglichen Körper auf der Stelle zu schlängeln. Doch es war klar: Das Tier war so gut wie tot.

Geschafft!, jubelte Piasus innerlich. *Daedlus!*

Keine Zeit, sich selbst zu beglückwünschen. Der Erste lag wenige Fuß vom Ungeheuer entfernt. Piasus rannte zu ihm, während die Soldaten die Schlange aufspießten und Pfützen aus Blut produzierten.

»Erster!«, rief er und ließ sich neben dem Ersten nieder. Er suchte seinen Körper ab. Die Rüstung war beschädigt, in erster Linie Beulen. Der Kopf blutete, schwer einzuschätzen, wie heftig es ihn getroffen hatte. Keine gebrochenen Knochen, soweit Piasus sagen konnte. Auf jeden Fall atmete er, der Brustkorb hob sich langsam.

Er schlug ihm sanft auf die Backen. »Daedlus, wacht auf!«

Der Erste blinzelte. »Was ist geschehen?«

»Ihr wart für einen Moment bewusstlos. Habt Ihr Schmerzen?«

»Am ganzen Körper«, sagte der Erste und hob seinen Oberkörper mit zusammengebissenen Zähnen. »Aber ich kann mich bewegen.«

»Gut. Kommt, ich helfe Euch hoch. Hier ist es nicht sicher.«

Nachdem Piasus ihm aufgeholfen hatte, sah Daedlus den blutenden Leib der Riesenschlange. »Ach, das war das! Ich sah gerade noch etwas in der Luft über mir, dann traf mich etwas und ich verlor das Bewusstsein. Was ... ist das für ein Monstrum?«

»Das weiß ich nicht.« Piasus hakte den Ersten unter und entfernte sich mit ihm von der Front. »Wette, es ist irgendein Haustier von den Orks.«

»Verdammt, die Orks!« Daedlus drehte sich herum. »Was ist mit der Schlacht?«

»Im vollen Gange. Ihr seid verletzt, ich bringe Euch von hier weg,

dann schlieÙe ich mich wieder dem Kampf an.« Piasus grinste selbstzufrieden. »Und morgen, morgen erzähle ich Euch von meinen heutigen Heldentaten!«

Kapitel 65, Simund

Kein Ende in Sicht. Simund war mittlerweile ganz vorne in der Schlacht. Seine Keule war getränkt in Rot, sein Atem ging schwer, seine Arme wogen wie Blei. Die Orks waren keine Gegner, keine feindlichen Soldaten. Es waren Biester, die selbst auf die Schlachtbank liefen. Simund hatte kein Mitleid mit ihnen, ihm taten sie eher leid. Missratene halbe Menschen, halbe Schweine. Wofür kämpften sie? Um zu erobern? Um zu fressen? War das wirklich alles, wie man es sich bei den Merowa erzählte?

Hedda war an seiner Seite. Abgesehen vom schweren Atmen verrichtete sie still ihr Werk mit Speer und Schild. Zusammen schlugen sie sich langsam eine Bresche durch die Schweineschar. Die Truppen von Spatzensturz konnten mit ihnen nicht mithalten und Rodried war damit beschäftigt, seine Männer zu befehligen. Mit der Zeit waren die beiden alleine. Um Simund und Hedda bildete sich ein Meer aus Orks, während sie Rücken an Rücken kämpften.

Nicht ganz allein. In der Ferne hörte Simund die Zwerge ihren Gesang anstimmen. Der Himmel zog sich zusammen und dieselbe Spannung erfüllte die Luft, wie in der Schlacht zuvor. Bald darauf schmetterte ein Blitz in die Ork-Masse und der Gesang begann von neuem. Das war nicht ihr Kampf gewesen. Sie hätten nicht teilnehmen müssen, doch sie waren geblieben. Simund rechnete das den Zwergen hoch an.

Als er darüber nachdachte, rutschte er auf einem erschlagenen Ork aus. Weder das Gefälle noch die vielen Leiber der Erschlagenen boten Halt. Es ging den Hügel hinab. Hinein ins Herz der feindlichen Armee.

»Simund!«, hörte er Hedda hinter sich, gefolgt von dem Quieken der Orks.

Zunächst musste Simund sich weggrollen. Mehrere Speere stachen nach ihm. Mit eisernem Griff hatte er an Schildbrecher festgehalten, doch sein zwergengeschmiedeter Schild war ihm beim Sturz abhandengekommen. Einer der Speere stach neben Simund in den Boden. Er schlug danach und die Keule brach den Schaft. Simund sprang hoch, suchte den Schild und fand ihn leicht silbern glitzernd

hinter einer Reihe von Orks. Schlimmer noch: Etwas ganz anderes raste auf ihn zu. Hinter ihnen fuhr ein Streitwagen in seine Richtung, gezogen von mehreren mächtigen Stieren. Simund konnte sich zwar viel auf seine Stärke einbilden, doch damit wusste er nicht umzugehen. Außer ausweichen.

Die Stiere stießen jene Orks zur Seite, welche nicht wegspringen konnten, oder sie gerieten unter die Räder des Wagens. Simund wollte zur Seite ausweichen, doch die Orks versperrten ihm den Weg. Er erschlug einen von ihnen mit der Keule, zwei mehr nahmen seinen Platz ein und bedrängten ihn mit ihren Speeren. Hinter ihm hörte er das Stampfen der Stiere näherkommen.

Hedda war bestimmt der stärkste Mensch der Welt. Anders war es nicht zu erklären, wie sie plötzlich neben dem Wagen erschien und die Stiere mit ihrer Schulter rammte. Die Tiere stießen gegeneinander, der Wagen geriet ins Straucheln. Schließlich überschlug er sich, als die Stieren zu Boden stürzten. Diese blökten laut und gequält, das Holz splitterte, Achsen und Räder brachen.

Hedda kauerte daneben und hielt sich die Schulter, während sie Simund halb besorgt und halb vorwurfsvoll anschaute.

Er lief zu ihr.

»Geht es dir gut?«, fragten sie beide gleichzeitig.

Simund lächelte müde. »Ja, mir geht es gut. Bin sanft gefallen. Aber bei den Göttern, was du da gerade gemacht hast ... Danke.«

Die Orks hatten ihre Überraschung überwunden und setzten zu ihrer Umzingelung an. Simund half seiner Halbschwester hoch, die sich mit zusammengebissenen Zähnen die Schulter hielt. Sie sammelte ihren Speer auf. Gemeinsam traten sie auf die Überreste des Streitwagens. Der Wagenlenker war unter dem Holz begraben. Er lebte noch, bis Hedda ihn mit ihrem Speer von seinem Leid erlöste.

Heddas Angriff musste die Orks verunsichert haben. Nur langsam näherten sie sich dem Streitwagen. Simund sah zum Hügel hinauf. Dort schlugen die Zwerge noch immer um sich und sandten Blitze aus dem Himmel. Die Spatzensturz-Krieger hielten ihre Stellung. Womöglich hatte Simunds und Heddas unverhoffter Angriff den Ansturm der Orks durcheinander gebracht.

Simund wandte den Blick zum Drachenwirbel hin. Die Flut aus dem Gebirge war versiegt, die letzten Orks hatten das Schlachtfeld

betreten. Noch immer eine ungeheure Anzahl. Doch vielleicht, wenn sie durchhielten, könnten sie den heutigen Tag überleben.

»Hedda«, begann Simund, während die Orks immer näherkamen. »Melinde hatte uns einen Sieg versprochen.«

»Dann sollten wir sie nicht enttäuschen.«

Sie fasste den Arm ihrer verletzten Schulter. Ein Ruck, Simund hörte die Knochen knacken, Hedda schrie kurz auf.

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde Barden dafür bezahlen, deine Taten zu besingen.«

»Bitte, keine Barden«, antwortete sie und machte sich bereit, den Angriff der Orks abzuwehren. »Ich konnte diese trällernden Wichtigtuere nie leiden. Was ist das?«

Dann hörte es auch Simund. Hufe. Er wandte den Kopf in Richtung des Geräuschs und sah ein Reiterheer. Der nördliche Hügel hingegen war leer.

»Sag nicht ...«, begann Simund. »Hartried?«

Die Reiter rollten die gesamte Armee der Orks auf. Ihre Masse nützte ihnen nichts, wenn sie keine geordnete Formation einnahmen. Hatte es genauso auf der Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen ausgesehen? Tausende von mutigen Reitern in einem unaufhaltsamen Ansturm, der ohne Widerstand über das Übel hinwegfegte, welche das Land zu verderben drohte? Das Donnern der Hufe wurde lauter, als sich die Reiter ungehindert ihren Weg bahnten. Angeführt wurde das Heer von mehreren von Kriegs-Hirschen, allesamt Fürsten oder ihre höchsten Getreuen. Und Hartried selbst. Simund erkannte ihn an dem silbrigen Schein seines Hauptes und des Speeres in seiner Hand.

Auch Hedda staunte. »Könnte das der Sieg sein?«

Das Reiterheer hielt auf ihre Position zu, während die Orks um sie herum die Flucht ergriffen. Auf den Hügeln brachen Jubelstürme los, die Spatzensturz-Krieger und Krieger der anderen Fürsten rannten den Orks gar hinterher, um sie bei der Flucht zu erschlagen. Das Reiterheer von Hartried zog gerade vorüber, die Orks unter sich begrabend.

Es war Hartried selbst, der bei ihnen anhielt. Auf seinem Hirsch machte er einen wahrhaft königlichen Anblick. Er ritt nahe an den Wagen heran und fixierte abwechselnd Simund und Hedda.

Simund stieg vom Wrack zu ihm herunter. Hedda folgte ihm

zögernd. Von dem König ging keine Feindlichkeit aus, und so steckte er die Keule weg.

Der König blickte zum Heer der Orks: »Wir haben heute noch viel zu tun. Wenn Euch ein Pferd zur Verfügung steht, dann reitet mit mir. Wir mögen Feinde in diesem Konflikt sein, doch wir sind beide Merowa. Und Kinder von Cherus. Es ist unsere gemeinsame Pflicht, dieses Land und sein Volk zu beschützen. Dafür lasse ich die Streitigkeiten heute gerne ruhen.«

»Sei vorsichtig«, flüsterte Hedda ihm zu. »Zuvor wollte er dich noch umbringen. Das ist bestimmt eine Falle.«

»Nein, das ist anders«, antwortete Simund. »Da bin ich mir sicher. Du müsstest es doch auch begreifen. Hierbei geht es um Merow und seine Menschen, nicht um unseren Familienstreit.«

»Bleib bei uns, Simund«, flehte sie.

Der schüttelte nur mit dem Kopf. »Cherus hätte es so gewollt.«

Hedda stemmte die Hände in die Hüften. Wirklich erfreut sah sie nicht aus. »Aber sei vorsichtig.« Dann zeigte sie auf Hartried. »Und Ihr! Denkt nicht, damit wäre irgendetwas vergeben! Sollte Simund etwas geschehen, dann wird meine Vergeltung furchtbar sein! Nun geht und beendet es.«

»Das ist leicht gesagt«, erwiderte Hartried. Dann an Simund gerichtet: »Reitet mit mir aus. Diesmal zusammen in den Sieg.«

Hartried beugte sich hinunter und streckte Simund die Hand aus.

Davon hatte Melinde gesprochen. Er lächelte, in sich hinein und nach außen.

Simund schlug ein. »Es wäre mir eine Ehre. Aber ich habe kein Pferd bei mir.«

Hartried winkte einen Reiter heran. »Überlasse dem Sohn von Cherus dein Pferd.«

Der Krieger war davon nicht angetan. »Mein König ...«

»Es ist nicht dein Pferd, sondern stammt aus meinem Stall. Nun steig schon ab. Keiner wird glauben, du bliebst dem Kampf fern.«

Der Krieger stieg schließlich ab und überreichte Simund die Zügel. Der klopfte ihm auf die Schultern und schwang sich in den Sattel.

Zu Hedda gewandt sagte er: »Ich komme wieder. Sag Rodried Bescheid, was hier geschehen ist.«

»So, wie die jubeln, haben die das alles schon mitbekommen.« Hartried schenkte sie einen bösen Blick, dann seufzte sie. »Nun mach schon. Aber komme in einem Stück wieder.«

»Das werde ich.«

»Haltet Schritt«, sagte Hartried und ritt los.

Pferde waren schneller als Schlachthirsche, das war gar nicht so schwer. Dennoch ritt er nicht voraus, sondern an seiner Seite. Ein ungewöhnliches Gefühl, doch jeder Hass ihm gegenüber war wie weggeblasen.

»Macht Platz für den König!«, rief Hartried.

Dem Befehl wurde Folge geleistet. Gemeinsam setzten sie sich an die Spitze des Heeres. Von den Orks war nicht mehr viel übrig geblieben. Nur versprengte Haufen, welche die Zuflucht im Drachenwirbel suchten. Hartrieds und Simunds Ritt an der Spitze hatte lediglich symbolischen Wert, der Sieg war schon längst errungen. Weitere Reiter stießen zu ihnen, es mussten die Reiter des Bündnisses gewesen sein, bestehend aus Merowa und Mykerios. Zusammen reduzierten sie das Heer der Orks zu einem quiekenden und verzweifelten Haufen aus flüchtenden, verängstigten Bestien.

Wie merkwürdig es doch war, an der Seite von Hartried zu reiten. Zuvor hatten die beiden sich bekämpft, wären bereit gewesen, dem anderen das Leben zu nehmen. Alles, was es brauchte, war dieser gemeinsame Feind. Dieses erhabene Gefühl, diesen Stolz hatte Simund nicht gespürt, als er gegen Hartried gekämpft hatte. Doch jetzt fühlte er sich Cherus ... so nahe wie nie zuvor. Währenddessen zertrampelten ihre Reittiere die Orks, Hartrieds Speer flog wieder und wieder durch ihre Leiber und kehrte einen silbrigen Schweif hinter sich ziehend in seine Hand zurück, während sich Simund hinunterbeugte, um vom Pferderücken mit der Keule zuzuschlagen.

Sie erreichten die Hänge des Drachenwirbels. Das Gelände wurde steiniger, steiler, unwegsamer für die Reiter. Die Orks glaubten sich hier in Sicherheit, doch die Merowa-Reiter konnten auch dieses Gelände gut durchqueren. Trotzdem: Je weiter sie ins Gebirge vordrängten, desto mehr Orks kamen davon. Möglicherweise fielen sie sogar einem Hinterhalt zum Opfer.

Bis dahin galt es, ein blutiges Handwerk zu erledigen. Simund beugte sich vom Pferd und ließ seine Keule in den Hinterkopf eines

Orks fahren. In der Nähe rammte Hartried einen Ork mit dem Geweih seines Hirsches. Er warf den Speer und durchstieß die nächste Bestie. Ein kurzes, helles Quieken und der silbrig schimmernde Speer kehrte in Hartrieds Hand zurück.

Die anderen Merowa-Reiter verteilten sich, verschwanden hinter den Klippen und Felsen. Hier und dort hörten sie einen quiekenden Schrei. Überall lagen sie, die fetten Leichname der Schweinebestien, ausgestreckt auf allen Vieren. Ihr Blut tropfte von den Felsen oder versickerte im braunen Erdreich.

Simund sah keinen einzigen lebenden Ork mehr. Mit seinem Vorderarmen stützte er sich auf dem Pferd ab und steckte seine Keule weg. Das erhabene Gefühl vermischte sich mit der Mattigkeit der körperlichen Erschöpfung. Hartried hatte ebenfalls seine Jagd unterbrochen und ritt näher an ihn heran.

Simund versteifte sich plötzlich. Sie waren nicht allein, es waren genügend Reiter in der Nähe. Dennoch fühlte er sich mit einem Male nicht mehr sicher.

»Beruhigt Euch«, sagte der König. »Euch jetzt zu erschlagen, hätte keinen Sinn. Ich wollte nur fragen, woher habt Ihr die Keule? Es ist doch seine, oder?«

»Das ist sie. Ich habe sie aus der Unterwelt.« Auf Hartrieds fragenden Blick erlaubte er sich frech zu antworten: »Wohl noch nicht gestorben und von den Toten zurückgekehrt?«

»Nein, das kann ich nicht behaupten. Dahinter steckt wahrscheinlich eine lange Geschichte.« Der König wurde ernster. »Ihr habt meine Tochter. Geht es dem Kind gut?«

Simund nickte: »Ein gesundes Mädchen. Ihr Name ist Skaddwinna.«

Die Härte verschwand aus Hartrieds Zügen, ein Leuchten trat in seine Augen. »Und Fryda?«

»Gesund und munter. Ich werde mich dafür einsetzen, dass sie freikommt.«

Er hatte nicht mehr den Krieger-König, den unbarmherzigen Sittenschlächter Hartried vor sich. Sondern einen besorgten, liebenden Vater und nunmehr Großvater. Mit der Hand an der Brust schaute er zum Lager hinüber, als könnte er seine Tochter dort draußen sehen. Vielleicht konnte er das.

Da fiel es Simund ein: »Ach ja, und Gunlaug auch.«

Der besorgte Vater war verschwunden, stattdessen war Hartried äußerst irritiert. »Wie, Gunlaug?«

»Und der Elf.«

»Was für einen Elfen? Was ist mit ...«

Ein Schrei unterbrach ihr Zwiegespräch, dann noch einer und weitere. Es waren keine Orks, die da erschrakten, sondern menschliche Stimmen. Als nächstes kamen ihnen Reiter entgegen, sie flohen aus dem Gebirge.

Hartried und Simund schauten sich nur einen Augenblick an, dann ritten sie los. Vorbei an Stein, Strauch und noch vielen weiteren erschlagenen, borstigen Leibern, manövierten sie ihre Reittiere durch die immer felsiger werdenden Schluchten. Als ihnen keine Reiter mehr entgegenkamen, hörten sie stattdessen ein anderes Geräusch durch die Felsen hallen: das Knurren von Wölfen.

Sie sahen eine Gestalt auf einem hohen Felsen und hielten an. Er war in einen dunklen Umhang gekleidet und hielt einen Reisestab in der Hand. Im Gesicht trug er eine auffällige Narbe auf der Wange.

Hartried wusste sofort, um wen es sich handelte: »Sartur!«, rief er. *Der älteste Sohn von Cherus!*, erinnerte sich Simund.

»Ihr seid endlich gekommen«, sagte Sartur. Dann traten die Wölfe hervor und die Raben verdunkelten den Himmel.

Kapitel 66, Simund

Wie aus dem Nichts erschienen unzählige Wölfe auf den Felsen und aus den Schluchten. Mit blutigen Mäulern knurrten sie die beiden Cherus-Kinder an.

»Was bei allen Göttern macht Ihr hier?«, fragte Hartried.
»Ausgerechnet hier. Und woher kommen alle diese Wölfe?«

»Oh, es sind nicht nur die Wölfe«, begann Sartur. »Noch mehr Bewohner von Merowa sind heute hier erschienen, um diese gemeinsame Gefahr auszuschalten. Während ihr dort draußen eure Schlacht ausgefochten habt, haben wir hier im Gebirge den Rest erledigt. Hätten sich die Orks in den Drachenwirbel zurückziehen können, wäre nicht auszudenken, was sie als nächstes getan hätten. Außerdem gab es da noch immer ihren Anführer, diesen Gorku. Ihr freut Euch sicherlich zu hören, dass er tot ist.«

»Behauptet Ihr das nur?«, fragte Hartried. »Oder gibt es dafür irgendwelche Beweise?«

Sartur lächelte, drehte sich um und sagte etwas in einer Simund unbekanntem Sprache. Sie hörten etwas Schweres zu Sartur hinaufsteigen. Hinter ihm erschien ein gewaltiger Bär mit einem beharften, doch merkwürdig menschlich aussehenden Unterleib. In seinen Klauen hatte er einen Ork gepackt. Trotz des Blutes wirkte seine Bekleidung wesentlich farbiger, wertvoller, als Simund es von einem dieser Wesen erwartet hatte. Der Bär warf ihn in ihre Richtung, dumpf landete er vor den Hufen ihrer Reittiere.

»Das ist Gorku?«, fragte Hartried.

»Ihr Anführer, ja«, antwortete Sartur. »Der Schlange ist damit der Kopf abgeschlagen. Viele andere Generäle der Orks sind ebenfalls tot. Wir werden den Rest, der sich in den Schluchten des Gebirges zu verstecken versucht, jagen und umbringen. Glaubt mir, die Orks werden nie mehr Merow angreifen, solange sich dieses Volk an diesen Tag erinnern wird.«

Simund kam dieser Sartur unheimlich vor. Dennoch fühlte er sich verpflichtet, ihm zu sagen: »Dann habt Ihr unseren Dank. Allerdings hättet Ihr uns mitteilen können, was Ihr vorhabt.«

»Sei auf der Hut«, sagte Hartried und versuchte nicht einmal, leise

zu sprechen. »Sartur besitzt die Kraft, einem seinen Willen aufzuzwingen und noch ganz andere, dunkle Fähigkeiten. Er soll mit Dämonen im Bunde sein. Oder was ist das da hinter Euch?«

Sartur drehte sich zu dem riesigen Bären um. »Ein reizender Gefährte, doch wir kennen uns noch nicht so lange. Bitte, zeigt etwas Respekt gegenüber den Kräften des merowschen Waldes. Sie haben Euch geholfen.«

Hartried stieß ein trockenes Lachen aus: »Sagt mir seinen Namen, dann bedanke ich mich persönlich bei ihm.«

Sartur lächelte zurück und schwieg.

Ein Wolf kletterte auf einen Felsen neben den beiden Reitern. Er hatte ein menschliches Gesicht mit einem leicht spöttischen Gesichtsausdruck, musterte sie kurz und wandte sich dann an Sartur. In einer fremden Sprache unterhielten sich die beiden für einen Moment. Simund hatte ein sehr schlechtes Gefühl bei diesem Wesen, das er nicht genau deuten konnte.

»Ich muss mich dann entschuldigen«, sagte Sartur. »Es gibt noch viel zu tun. Wir haben heute einen großen Sieg errungen, wir, die Kinder des Cherus.«

»Ist das alles?«, fragte Hartried.

Sartur verschwand hinter dem Felsen und ließ sie mit einer Reihe knurrender, Zähne fletschender Wölfe zurück. Und dem Wolf mit dem Menschengesicht. Er schaute sie noch immer mit diesem spöttischen Ausdruck an, während sie zurücktritten.

Auf dem Weg zurück zum Lager beschlossen die beiden Halbbrüder, die Begegnung mit Sartur erst einmal für sich zu behalten und sie später den anderen Fürsten mitzuteilen. Zunächst galt es, ihren Sieg zu feiern. Das beschlossen sie ohne viel Streit oder Misstrauen dem anderen gegenüber. Von weiteren Streitigkeiten war keine Rede, wofür Simund den Göttern dankte.

Hartried nahm abwechselnd Fryda in den Arm, dann Gunlaug. Er war sich einer Träne nicht scheu, die kurz unter den Augen aufblitzte und bald darauf in seinem Bart verschwand. Er hielt Skaddwinna im Arm, wiegte das weinende Kind hin und her. Und das alles vor den Fürsten und Generälen der Mykerios-Städte. Er wirkte als Familienmensch glücklicher im Vergleich zum ehrerbietigen König.

Melinde und Hedda waren ebenfalls anwesend. Melinde stand dabei wie selbstverständlich neben Fryda, Hedda hingegen hielt sich bewusst im Hintergrund und betrachtete die Szene mit verschränkten Armen und zusammengelegten Brauen.

Der Elf, der mit Gunlaug über den Drachenwirbel gekommen war, hielt sich ebenfalls zurück und lächelte währenddessen ein höfliches Lächeln. Schließlich durfte auch er sich vorstellen.

»Aziles, Sohn des Rajuvala, vom Stamm der Shakya.«

»Rajuvala!«, fiel Hartried ein. »Derselbe Saumya-Fürst, mit dem Cherus vor vielen Jahren gesprochen hatte. Ich hoffe, es geht ihm gut?«

»Wir waren schon in besserer Verfassung«, antwortete Aziles, »doch der Shakya-Stamm hat den Kampf mit den Orks überlebt. Auch dank Eures tapferen Bruders hier.«

»Ach was? Mein tapferer Bruder?«, scherzte Hartried.

Gunlaug hob die Schultern. »Du erinnerst dich nicht? Was wir in unserer Jugend erlebt hatten?«

»Bitte, nicht vor all diesen Leuten.«

Bis auf Hedda lachte jeder.

Und Daedlus. Der Erste von Akleion räusperte sich, nachdem das Lachen allgemein verklungen war, und begann sehr förmlich: »Wir haben heute gemeinsam gekämpft. Das ehrt uns alle und es war richtig. Bevor wir unsere Streitigkeiten wieder aufnehmen, möchte ich in Namen des Seestadt-Bündnisses bekannt geben, dass wir uns zurückziehen werden.«

Hartried übergab das Kind an seine Tochter. Auch er wurde wieder ernster. »Heißt das, Ihr wollt Frieden?«

»Nennen wir es einen Waffenstillstand. Vielleicht folgt darauf ein Frieden, vielleicht ist es nur eine Pause bis zum nächsten Krieg. Für dieses Jahr beenden wir alle Kampfhandlungen gegen Euch und Eure Fürsten, das versichern wir. Ihr fragt Euch bestimmt, welchen Grund das hat: Unsere Städte am Goldsee werden angegriffen. Unsere Heimat ist nicht mehr sicher und wenn wir nicht sofort zurückkehren, haben wir vielleicht keine mehr. Ich hoffe, Ihr denkt nicht daran, diesen Moment der Schwäche auszunutzen. Bedenkt: Bei dem Feind, der unsere Städte angreift, handelt es sich um Nekromanten und Untote! Die Feinde Eures Cherus!«

Ein Aufschrei ging durch die Fürsten auf Hartrieds Seite.

»Lasst sie ziehen!«, verlangte einer.

Thula schüttelte den Kopf: »Wir können uns nicht auch noch mit den Untoten herumschlagen.«

»Sie nicht gehen zu lassen«, warf Forkmann ein, »würde Cherus erzürnen.«

»Wie wir gemeinsam gegen die Orks gekämpft haben, sollen wir sie auch im Kampf gegen die Untoten unterstützen!«, rief ein anderer.

»Da brauchen wir wohl nicht mehr abzustimmen«, sagte Hartried. »Ich lasse jeden einzelnen Fürsten hier schwören, dass Ihr in Frieden durch unser Land ziehen könnt, solange Ihr es ebenfalls respektiert. Möge Cherus Euch im Kampf gegen die Untoten unterstützen.«

Die Fürsten auf Hartrieds Seite bekräftigten seinen Vorschlag, auf der anderen Seite wurde er mit Jubel aufgenommen.

»Und ich komme mit«, sagte Simund, zum Staunen der Merowa-Fürsten, die seinen Entschluss noch nicht gehört hatten. »Ich sehe es als meine Aufgabe an, bei der Bekämpfung der Untoten mitzuhelfen. Und da ich nicht mehr aktiv an dieser Auseinandersetzung teilnehme, ist vorerst Schluss damit.«

Das wiederum rief den Unmut der anderen Fürsten hervor, die auf seiner Seite gekämpft hatten. Sei es aus welchen Gründen auch immer, es gab noch immer Fürsten, die sich ihn als König von Merowa wünschten anstelle von Hartried.

»Dieser Konflikt ist noch nicht entschieden«, sagte Rodried. »Für dieses Jahr aber wollen wir ihn beiseitelegen. Lasst uns sicherstellen, dass keine weiteren Orks mehr in dieses Land einfallen.«

Zustimmung von beiden Seiten.

»Ich wünsche keinen Krieg mehr«, sagte Simund und erntete halb Zustimmung, halb Ablehnung. Er sah Hartried direkt an. »Ein Duell. Keine Armeen, keine Schlacht. Nur ein Kampf zwischen uns beiden. Wenn ich wiederkehre, wann immer das sein wird, dann wird ein Duell das alles hier beenden.«

War das der beste Weg? Das Duell mit Paraxus hatte zu der Untotenplage am Goldsee geführt. Er hatte das Gefühl, das Richtige zu tun, eine gewisse Sicherheit in der Stimme, ein Vorwärtsdrängen des Herzens. Hatte es sich nicht auch bei Paraxus richtig angefühlt?

Würde er Hartried umbringen müssen oder würde Frieden herrschen, wenn er ihn verschonte? Er sah Hartried neben Gunlaug und seiner Tochter Fryda, die ihr kleines Mädchen in den Armen hielt. Bei Paraxus wäre es ihm leichter gefallen, den tödlichen Schlag auszuführen. Nicht bei einem Mann, der seine Familie liebte.

»Gut«, willigte Hartried ein. »So soll es sein. Wenn ich siege, dann behalte ich die Krone. Siegest du, Sohn des Cherus, dann ist sie dein.«

In dem Moment herrschte Stille zwischen den Fürsten und Generälen. Sogar die kleine Skaddwinna war mittlerweile ruhig geworden. Weder war Zustimmung noch Widerspruch zu hören. Nur ein andächtiges Schweigen. Gerade war etwas Großes entschieden worden. Simund und Hartried blickten sich einander an, ohne Hass und ohne Verachtung. Nur zwei Männer, die bald eine sehr wichtige Sache auf die gute, alte Art entscheiden würden.

Am nächsten Tag, nach einer langen Nacht, hieß es Abschied nehmen. Zunächst waren die beiden Zwerge dran, Barutz und Tiuz.

»Ihr habt noch immer Euren Schwur«, sagte Simund zu Tiuz. »Lasst den König bitte am Leben, nachdem ich mit ihm fertig bin.«

»Ich weiß nicht, ob das so funktionieren wird, aber wir werden sehen! Er muss auf jeden Fall zur Rechenschaft gezogen werden!«

Piasus klopfte Barutz auf die Schultern. »Und was gedenkt Ihr zu tun, Zwerg Einbrecher? Wieso kommt Ihr nicht mit? Ihr habt doch Euren Auftrag erledigt. Wir können jemanden, der sich durch die Städte und Gänge schleichen kann, gut gebrauchen.«

»Vielleicht überlege ich es mir«, sagte Barutz. »Vielleicht entscheide ich mich jetzt. Vielleicht komme ich mit Euch mit. Aber dann muss ich über das Land reiten, so wie ihr. Und ich mag Pferde nicht mehr sehen.

»Wir könnten einen Karren für Euch organisieren.«

»Ein Karren, ja! Wisst Ihr was, ich kann später noch genügend Zeit in der Unterwelt verbringen. Ja, das gefällt mir, ich folge Euch.«

Tiuz schüttelte den Kopf. »Ich bin jedenfalls froh, wieder im Zwergenreich sein zu dürfen. Gehabt Euch wohl, Menschen der Oberfläche.«

Damit verließen Tiuz und seine Familie das Lager.

Das Schwerste stand Simund noch bevor: Er musste sich von

Rodried, Hedda und Melinde verabschieden. Zunächst war seine Schwester dran, die er für eine Ewigkeit in die Arme nahm. Waren sie jemals für lange Zeit getrennt gewesen? Das würde das erste Mal sein, dass er sie für Wochen und Monate nicht mehr sehen würde.

»Es tut mir leid«, sagte sie und vergoss eine Träne. »Aber ich muss hier bleiben. Etwas ... hält mich hier. Ich glaube, in Merow gebraucht zu werden.«

»Es ist gut.« Er tätschelte ihren Kopf. »Wir müssen unsere eigenen Wege gehen. Aber ich komme wieder. Das verspreche ich dir. Und dir auch.«

Er ließ Melinde los, mit ihren roten Wangen und verquollenen Augen, und trat an Rodried heran. »Pass gut auf sie auf«, sagte er zu ihm.

»Pass gut auf dich auf.«

Die beiden umarmten sich. Damit war zwischen den beiden alles gesagt, mehr war nicht nötig. Simund wusste, der junge Fürst würde auf seine Schwester Acht geben. Sie war bei ihm in guten Händen.

Und da war noch Hedda. Auch sie war den Tränen nahe. Diese große, starke Frau und selbstbewusste Seefahrerin musste sich beherrschen, nicht loszuheulen.

»Wir sehen uns vielleicht nie wieder«, sagte sie. »Ich werde mein Schiff suchen und dann ...«

»Komm uns einfach hin und wieder besuchen«, sagte Simund. »Und bitte nicht zu fest drücken!«

Hedda war schon kurz davor gewesen, ihn mit ihrer Riesenkraft zusammenzupressen. Doch die Bitte kam rechtzeitig an, es war eine normale Umarmung.

Piasus räusperte sich, nachdem Hedda ihn freigelassen hatte. »Das heißt dann wohl, auch wir beiden werden uns nie wieder sehen, meine Liebe. Du weißt, was ich dir angeboten habe ...«

Ihm drückte sie plötzlich einen langen Kuss auf die Lippen. Lange genug, dass es schließlich Simund war, der sich räusperte, damit die beiden auch mal wieder aufhörten.

»Ich gehöre auf die See«, sagte Hedda. »Aber ich werde dich nicht vergessen.«

»Also erlaube ich mir einen Funken Hoffnung.« Dann verabschiedete sich Piasus herzlich, doch mit ungewohnt wenigen

Worten von Rodried und Melinde.

Barutz hatte seine Sachen gepackt. Er ritt vorerst mit Simund mit. Das Heer der Mykerios war bereits abmarschiert, vor allem Daedlus hatte darauf gedrängt, am nächsten Morgen sogleich aufzubrechen. Nach einem kurzen, schweigsamen Ritt schlossen die drei zum Heer auf.

Der Konflikt um die Krone von Merow war damit nicht beendet und Simund würde sich in Akleion mit einem furchtbaren Feind messen müssen. Sein Herz zog sich zusammen, als er an Kadeira dachte. Hoffentlich hatte Paraxus ihr nichts angetan.

Die Keule des Cherus, Schildbrecher, war bereit, ihrer wahren Bestimmung nachzukommen.

Kapitel 67, Hedda

Was auch immer Sartur und seine Wölfe im Gebirge taten, sie taten es gut. Hartried befand es erst für notwendig, nachdem die Mykerios abmarschiert waren, sie über das Auftauchen des ältesten Sohnes von Cherus zu informieren. Hedda wollte sich nicht vorstellen, mit welchen dunklen Mächten sich dieser Sartur eingelassen hatte. Den sie übrigens nie getroffen hatte. Jedenfalls flohen im Laufe des nächsten Tages immer wieder Orks aus dem Gebirge. Die Reiter standen schon bereit, schnell lagen sie von Speeren durchstoßen in der Erde.

Langsam senkte sich die Abendsonne. Hedda beobachtete das Gebirge, seine weiten, weißen Gipfel, die sich in ein dunkles Rot färbten, und die gelegentlichen, versprengten Orks, wie sie von den Reitern aufgefangen wurden. Die Schlacht war geschlagen, doch die Zukunft war noch immer ungewiss. Sie dachte über Simund nach und seine Reise in den Süden, über Piasus und ob es ihm gutgehen würde und sie musste wieder an ihr Schiff denken. Sie war lange Zeit fort gewesen. War es in den richtigen Händen? Befand es sich gerade auf hoher See, gar in einem mächtigen Sturm gefangen, oder trieb es im ruhigen Wasser die Küste entlang?

»Kann ich mich zu dir setzen?«, fragte Gunlaug.

Hedda wollte für einen Moment wieder wütend auf ihn sein, hochfahren und ihm eine verpassen. Doch sie war zu müde dafür.

»Was spricht dagegen?«

»Die Gefahr, dass du mich wie einen angespitzten Pfahl in den Boden rammst?« Gunlaug setzte sich und schaute ebenfalls zum Gebirge rüber.

»Wo ist dieser Aziles?«, fragte sie. »Er weicht sonst nicht von deiner Seite.«

»Er spricht wohl mit Hartried. Oder er unterhält gerade seine Zuhörer mit Geschichten und Liedern. Aziles kommt zurecht, er ist ein geselliger Elf.« Nach einer langen Pause. »Wie wäre es? Ich erzähle dir von der anderen Seite, von den Ländern der Saumya und du mir vom Meer? Was macht die liebe See? Was macht dein Schiff?«

»Die Dodnar?«

Gunlaug lachte kurz. »Du nanntest es wirklich ›Dodnar‹? Ausgerechnet seinen Namen?«

»Was spricht dagegen? Ich kann mein Schiff nennen, wie ich will.«

»Natürlich kannst du das. Aber was hättest du gesagt, wenn ich mein Pferd nach unserer Mutter benannt hätte?«

»Ich dachte, bei euch Merowa haltet ihr Pferde in Ehren?«

»Ja, mag sein ... Ich bin aber noch immer ein gebürtiger Brega, vergiss das nicht. Ich wuchs an derselben Küste auf wie du.«

»Ach ja, wann hast du das letzte Mal ein Schiff bestiegen?«

Gunlaug blies die Backen auf. »Wann waren wir das letzte Mal zum Fischen auf die See gefahren?«

»Siehst du! Du kannst dich kaum ein Brega nennen. Du hast mittlerweile mehr Zeit auf dem Rücken eines Pferdes oder Hirsches verbracht als auf dem Deck eines Schiffs. Ein Brega definiert sich nicht allein durch die Abstammung, sondern auch durch seine Lebensweise.«

»Ich muss zugeben, ich vermisse die See«, sagte Gunlaug und schaute in den abendlichen Himmel. »Ja, sie ist kalt, nass, stürmisch und potentiell tödlich. So viele schlechte Dinge lassen sich auch über den Wald und das Reiten auf einem Pferd sagen. Ich vermisse die Weite, die Unendlichkeit des Meeres. Und das Wasser an sich. Sein Temperament, seine Ruhe und Unbekümmertheit.« Nun schaute er sie direkt an. »Nur fehlt mir ein Schiff. Ich könnte Hartried fragen, ob er mir etwas Geld leiht. Doch das gehört sich nicht. Vielleicht nimmst du mich eines Tages mal mit?«

Hedda stand der Mund offen. Zuerst wollte sie vehement ablehnen, dann sah sie ein, dass Gunlaug es nur gut meinte.

»Auf meinem Schiff? Ich segle nur mit erfahrenen Seeleuten.«

»Unter deiner Führung bekomme ich das auch hin.«

Sie knuffte ihn an der Schulter. »Versuch mir nicht zu schmeicheln!«

»Hat früher schon geklappt.«

Sie schlug erneut. Was für eine dumme, kindliche Geste. Doch Gunlaug antwortete mit einem fröhlichen, unbekümmerten Lachen.

Nach einer Weile, die sie beide lachend verbrachten, sagte Hedda schließlich: »Bevor ich dich auf mein Schiff lasse, müssen wir uns

richtig aussprechen.«

»Ja, das müssen wir.«

Momente des Schweigens vergingen, in der sich die Nacht über die Ebene vor dem Drachenwirbel legte. Ruhige Momente, die Worte nicht nötig hatten und wo beide ihren eigenen Gedanken, Erinnerungen und Sorgen nachgingen. Früher war es kaum anders gewesen. Sie konnten ganz still beieinander sitzen und fanden daran nichts Falsches.

Zuerst kehrten ein paar der Reiter zurück, sicherlich, weil ihre Schicht beendet war. Dann mehr und noch mehr.

Hedda und Gunlaug standen beide auf. »Kommt dir das nicht auch komisch vor?«, fragte sie.

»Als ob die fliehen. Du!«, rief er einen nahen Reiter. »Halt! Was geschieht da am Drachenwirbel?«

»Wölfe«, sagte der Reiter. »Unzählige Wölfe.« Dann ritt er davon.

»Sartur!«, sagte Gunlaug. »Der hat doch etwas geplant!«

Hedda hörte ein Knurren in der Dunkelheit, es kam aus der Richtung des Drachenwirbels. Schatten huschten durch das Dunkel und füllten die Ebene.

»Es sind nur Wölfe«, sagte Hedda. »Damit werden wir doch fertig.«

»Um die Wölfe selbst mache ich mir keine so großen Sorgen. Sondern um das andere, womit sich Sartur verbündet hat. Was ist das?«

Zum Knurren gesellte sich ein Summen und Sirren. Es kam ebenfalls aus der Richtung des Gebirges und wurde immer lauter, bis ein Schwarm von Insekten sie überfiel. Ein ohrenbetäubender Lärm und tausende kleine Insektenkörper umhüllten die beiden wie eine Wolke. Die Heuschrecken flogen nicht an ihnen vorbei, sie verbissen sich an ihnen. Hedda schrie auf, als die vielen kleinen Mäuler in ihr Fleisch drangen. Wild schlug sie mit den Armen um sich und dann auf ihren eigenen Körper, um die Heuschrecken zu zerquetschen, die in ihre Kleidung drangen. Das Zwicken und Kneifen der vielen Mäuler und kleinen Insektenbeine machte sie fast wahnsinnig.

»Verschwindet!«, rief sie und warf sich auf den Boden, rollte sich durch das Gras und schlug und trat in der Luft. Sie riss sich die Kleider halb von Leib, griff sich die Insekten oder zerklatschte sie

einfach. Bis die letzten Heuschrecken an ihnen vorbeigezogen waren.

Hedda erholte sich vom Schrecken und zupfte ihre Kleidung zurecht.

»Bist du ernsthaft verletzt?«, fragte Gunlaug, der selber keinen guten Eindruck machte. Er blutete aus unzähligen, kleinen Wunden.

»Ich mache mir mehr Sorgen um die Alpträume.«

Schreie vom Lager.

»Komm!«, rief Gunlaug. »Das muss ihr eigentliches Ziel sein!«

Das Lager war das reinste Chaos. Die Heuschrecken griffen nicht nur jeden an, sie drangen auch in die Zelte und versetzten die Pferde in Panik. Überall schrien und liefen die Krieger umher, fuchtelten mit den Armen in der Luft oder schwangen Schwerter und Äxte. Manche versuchten vergeblich, sich unter ihren Schilden zu verkriechen, andere hatten ihre Kleidung von sich gerissen.

Der Anblick ließ sie zögern, in das Lager zu laufen.

»Ist das auch Sarturs Werk?«, fragte Hedda und riss sich eine Heuschrecke von der Wange.

»Darauf würde ich wetten. Oh bei Cherus! Skeddwinna!«

Dann rannte er hinein.

»Gunlaug! Warte!«, rief sie hinterher und folgte ihm schließlich.

Im Inneren des Heuschreckenschwarmes war es so furchtbar, wie es von außen gewirkt hatte. Die Insekten griffen wieder aggressiv nach ihr, wollten in ihre Kleidung dringen, krabbelten an ihrem Körper herum. Der Lärm, dieses dröhnende Summen, raubte ihr den Verstand.

Gunlaug hatte ein Ziel: Nicht weit entfernt schien das Lager zu brennen, Flammen stiegen immer wieder auf und verschlangen die Heuschrecken. Er formte die Hände vor dem Mund zu einem Trichter und rief: »Aziles!«

Das Feuer öffnete sich, der Elf kam dahinter zum Vorschein und winkte die beiden hinein.

Sie sprangen durch die Feuerwand und durch die extreme Hitze. Mit einer Handbewegung des Elfen schloss sie sich wieder. Hedda hatte keine Zeit, sich darüber zu wundern. Sie sah Melinde, beschirmt von Rodried. Daneben Thula, Forkmann und einige andere Fürsten. Fryda und Hartried waren ebenfalls anwesend. Die junge Fürstin trug das weinende Kind im Arm, um das sie ein Tuch

gewickelt hatte.

Hartried kam auf Hedda und Gunlaug zu: »Was geht da draußen vor sich? Wo ist Sartur?«

»Sartur haben wir nicht gesehen«, antwortete Gunlaug, während er einige Heuschrecken vom Körper entfernte. »Aber sie kommen vom Gebirge.«

»Wenn ich diesen Elendigen in die Finger kriege, drehe ich ihm eigenhändig den Hals um!

»Das ist nicht nur ein Angriff auf uns!«, sagte Melinde. »Ich habe das hier gesehen. In meiner Vision! Wir alle hatten gedacht, es wären die Orks und meine Vision diente nur dazu, uns vor ihnen zu warnen. Doch es ging nie um sie. Die Heuschrecken werden alles vernichten. Die gesamte Ernte. Das wird ein Hungerwinter. Ein Wolfswinter.«

Die Flammen versiegten. »Es hat aufgehört«, sagte Aziles. Er atmete tief aus und setzte sich erschöpft auf den Boden.

Die wenigen Heuschrecken, die noch übrig blieben, flogen davon.

»Ist es vorbei?«, fragte Rodried.

»Es hat gerade erst begonnen«, sagte Melinde und deutete ins Landesinnere von Merow. »Der größte Kampf steht uns noch bevor.«

